



Ellis Peters

## Bruder Cadfael Zuflucht im Kloster

**scanned by F451  
corrected by AnyBody**

Dramatische Ereignisse in der Benediktiner-Abtei von Shrewsbury stören die Mönche auf. Ein junger Mann, der von einem aufgebrachten Mob des Raubmords beschuldigt wird, sucht im Kloster Zuflucht. Bruder Cadfael glaubt seinen Beteuerungen, daß er unschuldig sei. Als noch ein Mord passiert, zieht der schlaue Mönch endlich die richtigen Schlußfolgerungen aus den falschen Indizien...

ISBN 3-453-00771-9

Titel der englischen Originalausgabe: THE SANCTUARY SPARROW

Deutsche Übersetzung von Dirk van Gunsteren

Copyright © 1983 by Ellis Peters

Copyright © der deutschen Übersetzung 1988 by Wilhelm Heyne Verlag  
GmbH & Co. KG, München

Umschlagzeichnung: Andreas Reiner, Fischbachau

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Gesamtherstellung: Eisnerdruck, Berlin

*Freitag mitternacht bis Samstag morgen*

Es begann so, wie auch die schwersten Stürme beginnen: Mit einem kaum wahrnehmbaren Beben, einem leisen, so entfernten und doch so unheilschwangeren Geräusch, daß jeder, dessen Gehör scharf genug war, es zu vernehmen, sofort die Ohren spitzte und versuchte, alle anderen Geräusche auszuschließen, um sich allein auf diesen Ton zu konzentrieren und die Warnung zu verstehen. Wie ein Hase, der stets auf der Hut ist und Geräusche sehr gut zu orten weiß, besaß Bruder Cadfael ein ausgezeichnetes Gehör. Er vernahm das Geschrei, das zu diesem Zeitpunkt noch von der anderen Seite der Brücke, die über den Severn in die Stadt führte, herüber tönte, erstarrte zu gespannter Reglosigkeit und lauschte.

Es hätte ein ganz harmloses Geräusch sein können. Zwar schwang etwas Blutdürstiges darin mit, doch mochte es natürlichen Ursprungs sein: der entfernte Jagdruf einiger Eulen oder das ungeduldige Bellen eines Fuchses, der durch sein Revier streifte. Das Wilde dieser Jagd war für Cadfaels Ohren jedenfalls unverkennbar. Und selbst Bruder Anselm, der Vorsänger, der sich ganz auf die Liturgie konzentrierte, ließ sich für einen Augenblick ablenken und sang einen falschen Ton, riß sich jedoch gleich darauf zusammen und nahm die Melodie wieder auf.

Denn was hätte diese Mitternachtsmesse schon stören sollen, jetzt, in diesem freundlichen Frühling, kaum vier Wochen nach Ostern im Jahre des Herrn 1140, da Shrewsbury und die ganze Provinz sich des königlichen Friedens erfreute, mochten sich auch weiter im Süden König und Kaiserin, diese beiden um den Thron streitenden Verwandten, bekriegen? Es war ein sehr strenger Winter gewesen, aber er war gottlob vorüber. Am Ostersonntag hatte die Sonne geschienen und seitdem nicht aufgehört, die Erde mit ihrer Wärme zu verwöhnen,

unterbrochen nur von vereinzelt, leichten Regenschauern, die diesen himmlischen Segen zu bekräftigen schienen. Nur weiter westlich, in Wales, hatte es schwere Regenfälle gegeben, die den Fluß hatten anschwellen lassen. Das Frühjahr versprach gut zu werden. Shrewsbury hatte einen strengen, aber gerechten Sheriff, und für die Rechte der Bürgerschaft traten ein einsichtiger Vorsteher und der Bürgerrat ein. In dieser Zeit des Bürgerkriegs hatten die Stadt und die Grafschaft, in der sie lag, allen Grund, Gott und König Stephen dafür zu danken, daß eine gewisse Ruhe und Ordnung herrschte. Eine Störung der klösterlichen Ruhe während der Mitternachtsmesse war hier gewiß nicht zu befürchten. Und doch hatte Bruder Anselm einen Augenblick lang den rechten Ton verfehlt.

Im Dämmerlicht des Chors, den zu einem Teil der Gemeindealtar vom Hauptschiff der Kirche trennte und der nur vom Ewigen Licht und den Kerzen auf dem Hochaltar beleuchtet wurde, wirkten die Klosterbrüder auf den Bänken des Chorgestühls wie geschnitzte Figuren, wie eine Reihe gleichartiger Schattenwesen – Gestalten, deren Alter und Aussehen nicht zu erkennen war. Die Höhe des Gewölbes, die Säulen und Mauern aus massivem Stein, verwandelten Bruder Anselms Stimme in ein zauberisches Klanggewebe, das hoch über den Köpfen der Mönche schwebte. Wo Schatten und Kerzenschein endeten, herrschte Dunkelheit – bei Nacht war es hier drinnen ebenso finster wie draußen. Es war eine milde, friedliche und ruhige Nacht.

Nein, nicht ganz ruhig. Das kaum wahrnehmbare Beben schwoll zu einem leisen, unablässigen Gemurmeln an. Im Zwielflicht unter der Chorbühne, rechts vom Eingang zum Chor, richtete Abt Radulfus sich auf seinem Sitz auf. Zur Linken raschelte Prior Roberts Kutte und verriet weniger innere Unruhe als vielmehr Mißfallen und Zurechtweisung. Eine kaum merkliche Bewegung ging durch die Reihen der Mönche und erstarb.

Aber der Lärm kam näher. Selbst bevor er so laut wurde, daß eine Reaktion unumgänglich war, war die Wut, die in ihm

mitschwang, unverkennbar. Etwas Drohendes, eine gefährliche Erregung, wie bei einer Jagd, ging von ihm aus. Es klang, als habe die Verfolgung den Punkt erreicht, da die Jäger der Vorhut das Wild bis zur Erschöpfung gehetzt haben und die Jagdherren herbeikommen, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Selbst auf diese Entfernung bestand kein Zweifel daran, daß ein Leben in Gefahr war.

Das Geschrei kam jetzt schnell näher. Es war schwer, es zu ignorieren, obwohl der Vorsänger sich alle Mühe gab, seine Schäflein durch den Gottesdienst zu führen, und seine Stimme erhob und das Tempo beschleunigte, um dieser Herausforderung zu begegnen. Die jüngeren Brüder und die Novizen rutschten unruhig auf ihren Plätzen hin und her und flüsterten sogar, halb erregt, halb verängstigt, miteinander. Was anfangs noch einem Stimmengewirr glich, war zu einem wilden, gedämpften Heulen geworden, das klang, als verfolgten riesige Bienen einen Eindringling. Selbst der Abt und der Prior hatten sich, bereit, sich zu erheben, vorgebeugt und wechselten im Dämmerlicht des Chors fragende Blicke.

Mit verbissener Hingabe ließ Bruder Anselm die erste Zeile der Laudes erklingen. Weiter kam er nicht. An der Westseite der Kirche wurde der unverriegelte Flügel der großen Gemeindetür aufgestoßen und krachte gegen die Wand. Eine undeutliche Gestalt stürzte herein, stolperte keuchend durch das Kirchenschiff, stützte sich an Wand und Säulen ab und rang dabei nach Atem, als sei sie dem Tode nahe.

Alles sprang auf. Die Jüngeren brachen in verwunderte und entsetzte Rufe auf, stießen sich an und wußten nicht, was tun. Als Herr über dieses Klosters zauderte Abt Radulfus hingegen keinen Augenblick. Rasch und energisch nahm er eine Kerze vom nächsten Ständer und trat mit langen, leichten Schritten und wehendem Gewand um den Gemeindealtar herum in das Hauptschiff. Prior Robert folgte ihm. Er war stärker darum bemüht, seine Würde zu bewahren, und traf daher später am Ort des Geschehens ein. Hinter ihm drängten sich verstört die übrigen Klosterbrüder. Noch bevor sie das Hauptschiff betreten hatten, ertönte ein lautes Triumphgeschrei, und durch die

Gemeindetür stürzten Dutzende der erregten Verfolger, deren Opfer sich in die Kirche geflüchtet hatte.

Bruder Cadfael, für den nächtliche Alarme sowohl zu Lande als auch auf See einst nichts Ungewöhnliches gewesen waren, hatte sich gleichzeitig mit dem Abt erhoben, jedoch daran gedacht, einen zweiarmigen Leuchter mitzunehmen. Prior Robert schritt gerade, würdig darauf bedacht, daß sein silbriges Haar nicht in Unordnung geriet, rechts um den Gemeindealtar herum. Cadfael wandte sich zur Linken und trat vor ihm ins Kirchenschiff. Den Leuchter, der sowohl Lichtquelle als auch Waffe war, hielt er hoch über seinem Kopf.

Die Verfolger hatten ihr Opfer inzwischen eingeholt. Es handelte sich um ein Viertel der männlichen Bevölkerung der Stadt, und zwar nicht das beste, aber auch nicht das schlechteste Viertel: unbescholtene Kaufleute, Handwerker, Händler, dazu jenes Gesindel, das bei jedem Aufruhr dabei ist. Sie alle waren vor Betrunkenheit oder Erregung oder beidem völlig außer sich und schrien nach Blut. Und tatsächlich waren auf dem Boden der Kirche Blutspritzer zu sehen. Auf den drei Stufen, die zum Gemeindealtar hinaufführten, lag ein bemitleidenswerter junger Mann und war den Fußtritten und Fausthieben seiner Verfolger ausgesetzt, die sich glücklicherweise so um ihn drängten, daß nicht jeder Tritt oder Schlag ihn traf. Alles, was Cadfael von ihm sehen konnte, waren ein dünner Arm und eine Faust, kaum größer als die eines Kindes, die aus dem Durcheinander nach dem Altartuch griff und es verzweifelt gepackt hielt.

Die hochgewachsene, schlanke, sehnige Gestalt von Abt Radulfus trat vor den Altar. Sein hageres, strenges Gesicht verriet seinen Zorn. Die Kerze in der Hand, schlug er die Schöße seiner Kutte den vordersten Angreifern ins Gesicht, die wie Tiere über den am Boden Liegenden hergefallen waren, und stellte sich breitbeinig über den jungen Mann, der immer noch den Saum des Altartuches umklammert hielt.

»Zurück, ihr Gotteslästerer! Zurück, sage ich, und schämt euch! Packt euch, bevor ihr die ewige Verdammnis auf euch herabbeschwört!«

Er hatte seine Stimme nicht erheben müssen – er hatte sie nur, wie ein Messer, aus der Scheide gezogen, und sie durchschnitt das aufgeregte Stimmengewirr wie Butter. Als gehe von ihm eine unerträgliche Hitze aus, so wichen sie zurück, wenn auch nur einige Schritte, so weit, daß seine Glut sie nicht mehr verbrennen konnte. Sie traten von einem Fuß auf den anderen, zögerten und beklagten sich aufgebracht und empört, hüteten sich jedoch, den Himmel herauszufordern, und ließen von dem bejammernswerten Mann ab, der kaum größer war als ein fünfzehnjähriger Junge und mit dem Gesicht nach unten, schmutzig, blutig und zerschunden auf den Altarstufen lag. In der kurzen, lastenden Stille, die eintrat, bevor sie lautstark ihre Klage wiederholten, konnten alle Anwesenden die angestregten, keuchenden Atemstöße hören, mit denen er sich an das Leben klammerte und die seinen schwächlichen Körper zu zerreißen drohten. Sein blondes, schmutziges und blutverkrustetes Haar hob sich von dem Altartuch ab, das er noch immer nicht losgelassen hatte. Seine mageren Arme und Beine schmiegt sich an den Stein, als hinge sein Leben davon ab. Wenn er imstande war zu sprechen oder den Kopf zu heben, so war er klug genug, nichts Derartiges zu tun.

»Wie könnt ihr es wagen, das Haus Gottes zu entehren?« fragte der Abt gebieterisch und runzelte drohend die Stirn. Das Aufblitzen eines stählernen Messers in der Hand eines vierschrotigen Burschen, der verstohlen in einem Bogen auf sein Opfer zuschlich, war ihm nicht entgangen. »Steck das Messer weg, wenn du nicht in der Hölle schmoren willst!«

Die Männer hatten ihren Atem und ihre Wut wiedergefunden. Mindestens ein Dutzend von ihnen rechtfertigten ihr Eindringen in die Kirche und schilderten die Verbrechen des Mannes. Es war ein solches Durcheinander von Stimmen, daß kein Wort zu verstehen war. Mit erhobenem Arm gebot Radulfus ihnen zu schweigen, und das Stimmengewirr erstarb. Cadfael, der bemerkt hatte, daß der Bewaffnete sein Messer lediglich hinter seinem Rücken verborgen hatte, stellte sich entschlossen zwischen ihn und den Verfolgten und näherte die brennenden Kerzen dem langen, vollen Bart des Mannes.

»Laßt einen sprechen, wenn ihr etwas zu sagen habt«, befahl der Abt. »Der Rest soll schweigen. Ihr, junger Mann, scheint Euch besonders hervortun zu wollen...«

Der Angesprochene, der einen Schritt vor den anderen stand und dessen Vorrecht sie anzuerkennen schienen, errötete und trat mit wichtiger Miene vor. Er sah nicht gerade aus wie einer, der mit Vorliebe um Mitternacht auf Menschenjagd geht. Er war ein großer, stattlicher und selbstsicherer Mann, der sich der Tatsache, daß er ein hübsches Gesicht besaß, ein wenig zu sehr bewußt war und der in seinem Feststaat sehr elegant wirkte, auch wenn sein bestes Wams jetzt durch die Verfolgung etwas zerknittert und in Unordnung geraten war und seine Wangen vom übermäßigen Weingenuß schlaff und gerötet waren. Der Alkohol hatte ihm Mut eingeflößt, sonst hätte er es sicher nicht gewagt, dem Abt gegenüber einen so ungebührlichen Ton anzuschlagen.

»Ehrwürdiger Vater, ich werde für alle sprechen, denn das steht mir zu. Es war nicht unsere Absicht, uns einer Unehreerbietigkeit gegenüber diesem Kloster oder Euch selbst schuldig zu machen, aber wir haben diesen Mann da verfolgt wegen eines Raubes und eines Mordes, der heute nacht begangen wurde. Dessen Wage ich ihn an! Diese Männer hier werden meine Worte bestätigen. Er hat meinen Vater niedergeschlagen und seinen Geldkasten ausgeraubt, und wir sind hier, um ihn mitzunehmen. Wenn Ihr erlaubt, werden wir Euch von ihm befreien.«

Das würden sie zweifellos. Radulfus wich nicht von der Stelle, und die Klosterbrüder stellten sich rechts und links von ihm auf, um den Flüchtling abzuschirmen.

»Ich hatte eine Entschuldigung für euer Eindringen erwartet«, sagte der Abt mit schneidender Stimme. »Was immer dieser junge Mann auch getan haben mag – es ist nicht er gewesen, der in diesem Gotteshaus Blut vergossen und auf den Altarstufen ein Messer gezogen hat. Vielleicht hat er anderswo jemanden Gewalt angetan, aber hier, in dieser Kirche, ist sie *ihm* angetan worden. Ihr habt ein Sakrileg begangen, ihr alle, die ihr unseren Frieden gestört habt. Ihr solltet lieber an euer

Seelenheil denken. Und wenn ihr wirklich eine gerechte Klage gegen diesen Mann zu führen habt, wo ist dann der Vertreter des Gesetzes? Ich sehe keinen der Männer des Sheriffs unter euch. Ich sehe keinen Gemeindevorsteher, der wenigstens als Vertreter der Bürgerschaft auftreten könnte. Ich sehe nur einen blutdürstigen Haufen, der vor dem Gesetz ebenso im Unrecht ist wie ein Räuber und Mörder. Verlaßt also diesen Ort und betet um Verzeihung für eure Übertretung. Welche Klagen auch immer ihr vorzubringen habt – tragt sie dem Vertreter des Gesetzes vor.«

Seine Worte hatten einige von ihnen zur Besinnung gebracht. Sie waren nicht mehr so sicher, daß ihr Eindringen in die Kirche gerechtfertigt gewesen war, zogen sich langsam zurück und sehnten sich nach ihrem Heim und ihrem Bett. Aber die Vagabunden, die bei jedem Streit zur Stelle waren, machten trotzige, verschlagene Gesichter und zeigten keine Neigung, die Kirche zu verlassen, und die ehrbaren Bürger ließen nicht ab von ihrer bitteren Empörung, wenn sie ihr auch nicht mehr so lautstark Ausdruck gaben. Cadfael kannte die meisten von ihnen, und Radulfus konnte, wenn er auch nicht aus Shrewsbury stammte, vielleicht besser in ihren Gesichtern lesen, als sie vermuteten. Er blieb ruhig stehen, runzelte die Stirn und blickte sie drohend an, um sie vor unbedachten Taten zu warnen.

»Ehrwürdiger Abt«, begann der gutgekleidete junge Mann von neuem, »wenn Ihr ihn uns ausliefert, werden wir ihn dem Sheriff übergeben.«

Oder auch am nächsten Baum aufhängen, dachte Cadfael. Zwischen dem Kloster und dem Fluß gab es genug Bäume. Er stutzte mit den Fingernägeln die Kerzendochte, damit die Flammen höher brannten. Im Schatten lauerte immer noch der Mann mit dem Bart.

»Das kann ich nicht«, erwiderte der Abt kurz. »Und wenn der Sheriff selbst hier wäre, könnte er diesen Mann nicht mitnehmen, denn er hat um Asyl gebeten. Ihr wißt so gut Wie ich, wie heilig dieses Recht ist, und daß jeder, der es wagt, es zu brechen, seine Freiheit und sein Seelenheil aufs Spiel setzt.



Geht also, und beschmutzt diesen geheiligten Ort nicht länger mit euren Drohungen von Gewalt. Euer Haß entweicht unsere Gebete. Geht! Hinaus!«

»Aber Ihr habt ja noch nicht einmal gehört, welches Verbrechen er begangen hat«, rief der zornige junge Mann und schüttelte unwillig seinen Lockenkopf, wagte aber nicht, weiter vorzutreten.

»Ich werde Euch anhören«, gab Radulfus zurück. »Aber bei Tageslicht, wenn der Sheriff oder sein Unteroffizier hier ist und wir diese Angelegenheit in Ruhe und in angemessener Form erörtern können. Aber ich warne Euch: Dieser Mann hat um Asyl gebeten, und nach altem Brauch wird es ihm gewährt. Weder Ihr noch irgendein anderer darf ihn vor Ablauf der Asylfrist von diesem heiligen Ort entfernen.«

»Und ich warne Euch, Mylord«, rief der junge Mann, dessen Gesicht von Zorn gerötet war. »Wir werden dieses Kloster bewachen, und sollte er es wagen, es auch nur für einen Augenblick zu verlassen, so werden wir ihn gefangennehmen. Sobald er Euren Herrschaftsbereich verläßt, geht er weder Euch noch die Kirche etwas an.« Zweifellos war er recht angetrunken, sonst wäre er, ein gewöhnlicher junger, wenn auch reicher Bürger dieser Stadt, nie so weit gegangen. Aber selbst in seinem jetzigen Zustand erschrak er über seine eigenen Worte und trat einen Schritt zurück.

»Wollt Ihr damit sagen, daß er Gott dann auch nichts mehr angehen wird?« fragte der Abt kalt. »Geht in Frieden, bevor sein Fluch Euch trifft.«

Sie gingen wie Schatten, die in den Schatten zurückwichen, durch die offene Westtür und hinaus in die Nacht, aber ihre Gesichter waren dem zusammengesunkenen jungen Mann zugewendet, der auch jetzt das Altartuch nicht losließ. Es ist nicht leicht, eine aufgebrachte Menschenmenge zur Vernunft zu bringen, und selbst wenn sich ihre Klage als völlig ungerechtfertigt erweisen sollte, erschien sie den Männern im Augenblick doch berechtigt genug. Mord und Raub waren Verbrechen, die mit dem Tode bestraft wurden. Nein, nicht alle

von ihnen würden nach Hause gehen. Einige würden zurückbleiben und, mit einem Seil griffbereit, die Gemeindetür und das Torhaus im Auge behalten.

»Bruder Prior und Bruder Vorsänger«, sagte Radulfus und ließ seinen Blick über die Schar der erschrockenen Mönche schweifen, »wollt Ihr bitte wieder mit den Laudes beginnen? Wir wollen den Gottesdienst fortsetzen und anschließend werden sich die Brüder, gemäß den Regeln unseres Ordens, in ihre Zellen begeben. Die Angelegenheiten der Menschen erfordern unsere Aufmerksamkeit, aber die Angelegenheiten Gottes dürfen darüber nicht vergessen werden.« Er betrachtete den Flüchtling zu seinen Füßen, dessen reglose Anspannung verriet, daß er alles, was um ihn her vorging, genau verfolgte, und sah dann Bruder Cadfael an, der mit gedankenvoller, besorgter Miene neben ihm stand. »Ich glaube, es ist ausreichend, wenn wir beide uns um unseren Gast kümmern und ihm die Beichte abnehmen, sollte er eine ablegen wollen. Sie sind fort«, sagte der Abt gelassen zu der Gestalt zu seinen Füßen. »Ihr könnt Euch jetzt erheben.«

Ohne das Altartuch loszulassen, stand der schwächliche Jüngling auf. Er bewegte sich, als habe er überall Schmerzen, wie es ja wahrscheinlich auch der Fall war, aber anscheinend hatte er sich wenigstens nichts gebrochen, denn er stützte sich beim Aufstehen mit seinem freien Arm auf und wandte ihnen sein hageres, zerschundenes Gesicht zu, das von Blut und Schweiß und dem Schleim, der ihm aus der Nase rann, verschmiert war. Er schien von Sekunde zu Sekunde jünger und schwächer zu werden. Wenn aus seinen Augen nicht Verzweiflung und das nackte Entsetzen über die blutrünstige Meute gesprochen hätte, der er noch gerade rechtzeitig entkommen war, hätte man ihn für einen armseligen Jüngling aus der Klostersiedlung halten können, der von einem Dutzend oder mehr seiner launischen Genossen wegen einer kleineren Übertretung bestraft und heulend im Straßengraben liegengelassen worden war.

Einem so harmlosen Burschen waren ein Raub und ein Mord eigentlich gar nicht zuzutrauen. Er war etwa so groß wie

Cadfael, der von eher kleiner Statur war, aber was die Breite seiner Schultern betraf, so hätte man aus Cadfael drei von ihm machen können. Sein Wams und seine Hose waren fadenscheinig und geflickt und wiesen jetzt, da mehrere kräftige Männer mit Fäusten und Fußtritten über ihn hergefallen waren, neue Risse auf. Ursprünglich waren seine Kleider leuchtend rot und blau gewesen, aber inzwischen waren sie durch langen Gebrauch abgetragen und schmutzig. Er wirkte nicht schwächlich, und bei regelmäßiger Ernährung wäre ein stattlicher Mann aus ihm geworden, aber als er sie jetzt ansah, schien er nur aus schlaksigen Gliedern und spitzen Knien und Ellenbogen zu bestehen, die durch seine Magerkeit noch mehr hervorstachen. Cadfael schätzte ihn auf siebzehn oder achtzehn Jahre. Er sah den Abt und Cadfael flehend an, und obwohl sein Blick unstedt war und seine Augen, von denen eines zugeschwollen war, tief in den Höhlen lagen, konnte man im Schein der Kerzen erkennen, daß sie leuchtend blau wie Immergrünblüten waren.

»Mein Sohn«, sagte Radulfus mit kühler Zurückhaltung, denn selbst ein so junger, schwächtiger Bursche mochte ein Mörder sein, »du hast gehört, wessen dich die Männer, die dir nach dem Leben trachteten, beschuldigt haben. Du hast deinen Körper und deine Seele unter den Schutz der Kirche gestellt, und ich und alle anderen hier werden dein Recht auf Asyl verteidigen. Darauf kannst du dich verlassen. Für den Augenblick kann ich dir nur *einen* Weg zur Gnade anbieten, und ich stelle dir jetzt nur eine einzige Frage. Wie auch immer die Antwort ist – du wirst hier sicher sein, solange dein Recht auf Asyl währt. Das verspreche ich dir.«

Der Jüngling kniete nieder und sah den Abt schweigend an, als sei auch er einer, der es auf sein Leben abgesehen hatte.

»Was hast du zu deiner Beschuldigung zu sagen?« fragte Radulfus. »Hast du heute einen Raub und einen Mord begangen?«

Unter Schmerzen öffnete der Jüngling seine aufgesprungenen Lippen und beteuerte mit einer hohen, mißtrauischen Stimme, die wie die eines verängstigten Kindes

klang: »Nein, Ehrwürdiger Vater, ich schwöre, daß ich kein Verbrechen begangen habe!«

»Steh auf«, sagte der Abt, und seine Stimme verriet weder Vertrauen noch ein endgültiges Urteil. »Tritt näher und leg deine Hand auf das Kästchen, das auf dem Altar steht. Weißt du, was es enthält? Hier ruhen die Gebeine des Heiligen Elerius, des Freundes und Lehrers der Heiligen Winifred. Denk nach und schwöre noch einmal, bei diesen heiligen Reliquien, damit Gott dein Zeuge sei: Bist du dessen, wessen man dich anklagt, schuldig?«

Ohne zu zögern, und mit der ganzen heißen, verzweifelten Inbrunst, die in diesem schmalen Körper wohnte, rief die helle Stimme: »Das bin ich nicht, so wahr mir Gott helfe! Ich habe nichts Böses getan.«

Schweigend und nachdenklich sah Radulfus ihn einen endlos scheinenden Augenblick lang an. Jeder, der nichts zu verbergen und den Himmel nicht zu fürchten hatte, würde diese Antwort geben. Aber dasselbe galt auch für einen gottlosen Vagabunden, der seine Haut retten wollte, nicht an den Himmel glaubte und nur die Schrecken dieser Welt fürchtete. Es fiel schwer, ein Urteil zu fällen, und der Abt beschloß, die Angelegenheit für heute auf sich beruhen zu lassen.

»Nun gut, du hast einen feierlichen Eid geleistet und genießt, ganz gleich, ob du wahr oder falsch gesprochen hast, den Schutz dieses Hauses, wie das Gesetz es vorsieht. Hier hast du Muße, deine Seele zu erforschen.« Er wandte sich Cadfael zu, um mit ihm zu besprechen, was nun am dringendsten erforderlich war. »Ich halte es für das beste, wenn er zunächst in der Kirche bleibt, bis wir uns mit dem Sheriff geeinigt haben.«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte Cadfael.

»Kann man ihn allein lassen?« Sie dachten beide an die Meute, die der Abt eben erst aus der Kirche vertrieben hatte. Ihr Blutdurst war noch nicht gestillt – gewiß waren nicht alle Männer in die Stadt zurückgekehrt, und man mußte mit allem rechnen.

Die Klosterbrüder hatten sich, angeführt von Prior Robert, der sich sehr aufrecht hielt und aus seinem Mißfallen kein Hehl machte, in ihre Zellen zurückgezogen. Im Chor war es dunkel und still geworden. Ob die Mönche, insbesondere die jüngeren und leichter zu beeindruckenden, Schlaf finden würden, war eine andere Frage. Die gefährliche Welt dort draußen war an sie herangetreten, und ein Schauer der Erregung überlief sie.

»Ich werde noch eine Weile mit ihm zu tun haben«, sagte Cadfael und betrachtete das blutverschmierte Gesicht und das schmerzhaft Zucken der Glieder des jungen Mannes. »Wenn Ihr erlaubt, Ehrwürdiger Vater, werde ich bei ihm bleiben und mich um seine Wunden kümmern. Wenn ich Hilfe brauche, werde ich nach Euch schicken.«

»Gut, Bruder. Nehmt Euch, was Ihr braucht.« Tagsüber war es mild gewesen, aber die Nacht würde kalt werden, besonders an diesem heiligen, aber kühlen Ort. »Braucht Ihr einen Gehilfen, der die Botengänge für Euch erledigt? Unser Gast sollte nicht alleingelassen werden.«

»Es wäre gut, wenn Bruder Oswin mir zur Hand gehen dürfte. Er weiß, wo die Arzneien sind, die ich brauche«, sagte Cadfael.

»Ich werde ihn zu Euch schicken. Und sollte dieser Mann den Wunsch verspüren, Euch seine Seite dieser unglückseligen Geschichte zu erzählen, so merkt gut auf. Zweifellos werden sich seine Ankläger morgen mit einem der Offiziere des Sheriffs hier efinden, und dann werden beide Parteien schildern müssen, was vorgefallen ist.«

Cadfael begriff, was der Abt meinte: Sollte sich in dem, was der Jüngling zu sagen hatte, zwischen Mitternacht und Morgen eine kleine Diskrepanz ergeben, so konnte das von großer Bedeutung sein. Aber bis zum Morgen würde sich die Erregung seiner Ankläger vielleicht etwas gelegt haben, und dann mochte ihre Geschichte etwas anders klingen. Cadfael, der die meisten Einwohner der Stadt kannte, war inzwischen eingefallen, warum sie Festkleidung trugen, so lange aufgeblieben waren und dem Wein mehr als sonst zugesprochen hatten: Jener vorlaute Bursche im Sonntagsstaat hätte eigentlich eher seine

Braut zu Bett bringen sollen als diesen Hänfling mit »Mord« und »Raub« auf den Lippen über die Brücke zu jagen. Nur die Heirat seines Erben konnte Meister Aurifaber bewegen haben, seine Geldbörse aufzuknöpfen und seine Gäste reichlich mit Wein zu bewirten.

»Ich werde die Wache Euch überlassen«, sagte Radulfus und ging, um Bruder Oswin aus seiner Zelle zu holen und zu Cadfael in die Kirche zu schicken. Die Bereitwilligkeit, mit der er kam, verriet, daß er gehofft hatte, mit diesem Auftrag bedacht zuwerden. Wer sonst sollte Cadfael bei seiner nächtlichen Arbeit zur Hand gehen, wenn nicht sein Gehilfe? Angesichts der Aussicht, die Nacht über aufbleiben und persönliche Bekanntschaft mit einem gefährlichen Schurken machen zu dürfen, betrat Bruder Oswin, aufgeregt wie ein schwänzender Schuljunge, mit großen Augen und unverhohlener Neugier die Kirche. Er beugte sich über den zitternden Fremden, hin und her gerissen zwischen der Faszination, einen Mörder von nahem zu sehen, und dem unerwarteten Mitleid, das er beim Anblick eines so bedauernswerten Menschen empfand, der doch eigentlich ein brutales Ungeheuer hätte sein sollen.

Cadfael ließ ihm keine Zeit zum Staunen. »Ich brauche Wasser, reine Tücher, die Salbe aus Labkraut und Tausendgüldenkraut und einen Krug Wein. Los, beeil dich! Und zünde die Lampe im Gartenhaus an – es könnte sein, daß wir noch mehr brauchen.«

Bruder Oswin nahm eine Kerze von einem Halter und machte sich so pflichteifrig auf den Weg, daß es ein Wunder war, daß die Kerzenflamme nicht erlosch, als er hinauseilte. Aber es ging kein Wind, und die Kerze flackerte und rußte nur wenig, als Oswin über den großen Innenhof zum Garten lief.

»Und schür die Glut im Kohlenbecken!« rief Cadfael ihm nach, denn sein Schützling hatte begonnen mit den Zähnen zu klappern. Manch einer, der dem Tod ins Auge gesehen hatte, sank danach in sich zusammen wie eine angestochene Schweinsblase, und dieser hier hatte wohl kaum genug Saft und Kraft, einen solchen Schock auszuhalten. Cadfael konnte

ihn gerade noch auffangen, bevor er in sich zusammensackte und zu Boden fiel.

»Komm... setz dich lieber ins Chorgestühl.« Der Jüngling war so leicht wie ein Kind. Cadfael stützte ihn und wollte mit ihm um den Gemeindealtar herum in den Chor gehen, wo es weniger zugig war, aber die schmale Faust, die den Zipfel des Altartuchs die ganze Zeit umklammert hatte, wollte nicht loslassen. Der magere Körper zuckte in Cadfaels Armen.

»Wenn ich loslasse, werden sie mich umbringen...«

»Nicht solange ich noch Hände und eine Stimme habe«, versicherte ihm Cadfael. »Unser Abt hält seine Hand über dich, und heute nacht werden sie nichts mehr unternehmen. Laß das Tuch los und komm mit mir nach hinten. Glaub mir, dort sind Reliquien genug, und sogar heiligere als diese hier.«

Widerstrebend ließen die schmutzigen Hände mit den schwarzen, abgebrochenen Fingernägeln das Altartuch los, und der blonde Kopf sank ergeben auf Cadfaels Schulter. Cadfael trug den Jüngling in den Chor und legte ihn in den nächsten und bequemsten Chorstuhl, der zufällig der Prior Roberts war. Diese unberechtigte Aneignung war dem jungen Mann durchaus nicht unangenehm. Eben noch hatte es ihn von Kopf bis Fuß heftig geschüttelt, aber nun ließ er sich mit einem tiefen Seufzer auf den Stuhl sinken und saß still.

»Mit allen Hunden haben sie dich gehetzt«, murmelte Cadfael, als er ihn auf Prior Roberts Platz setzte, »aber wenigstens hast du dir den richtigen Zufluchtsort ausgesucht. Glaub nur nicht, daß Abt Radulfus dich ausliefern wird. Hier kannst du dich ausruhen, jedenfalls eine Zeitlang. Nur Mut! Und diese Männer sind nicht so schlecht, wie du denkst – sobald sie ihren Rausch ausgeschlafen haben, sind sie wieder vernünftig. Ich kenne sie.«

»Sie wollten mich umbringen«, sagte der Junge und begann wieder zu zittern.

Kein Zweifel, das hatten sie vorgehabt. Und sie hätten ihr Vorhaben ausgeführt, wenn er ihnen in die Hände gefallen wäre. Cadfael bemerkte, daß in der hohen Stimme Verwirrung,

fassungsloses Entsetzen mitschwang. Der Junge war jetzt, da die Angst von ihm genommen war, vollkommen erschöpft, und es klang, als wisse er wirklich nicht, warum die aufgebrachte Menge ihn hatte aufhängen wollen. Ein Fuchs, der in aller Unschuld tat, was Füchse tun, mußte sich so fühlen, wenn ihm die Hunde auf der Spur waren.

In diesem Augenblick kam Bruder Oswin zurück. In einem Beutel trug er eine bauchige Flasche Wein und einen Salbentopf, unter einen Arm hatte er ein zusammengefaltetes, sauberes Leintuch geklemmt, und in den Händen hielt er eine große Schüssel Wasser. Die Kerze mußte er auf eine Bank im Vorbau gestellt haben, denn dort flackerte ein kleines, schwaches Licht. Unvermittelt trat er herzu, atemlos und erhitzt, und die hellbraunen Locken um seine Tonsur standen von seinem Kopf ab wie eine Dornenhecke. Er stellte die Schüssel ab, legte das Leintuch bereit und beugte sich vor, um den Patienten zu stützen, während Cadfael ihn untersuchte.

»Auch für kleine Dinge soll man dankbar sein – ich glaube, du hast nichts gebrochen. Sie haben dich geschlagen und mit Füßen getreten, und wahrscheinlich hast du überall Blutergüsse und Abschürfungen, aber die werden schnell verheilen. Beug deinen Kopf etwas hier herüber – so. Das war ein übler Hieb, hier auf der Schläfe und Wange. Das muß eine Keule gewesen sein. Jetzt nicht bewegen!«

Gehorsam hielt der Junge still. Die Wunde zog sich vom linken Backenknochen bis zu einer Stelle über dem Ohr. Das hellblonde Haar war blutverkrustet. Als Cadfael die Wunde wusch und die verfilzten Locken zurückstrich, erschauerte die Haut bei der Berührung mit dem kalten Wasser. Langsam löste sich der Schorf aus Schmutz und getrocknetem Blut auf. Dies war nicht die letzte Wunde, die der Jüngling davongetragen hatte. Das angefeuchtete Leintuch, mit dem Cadfael über Stirn, Wangen und Kinn strich, legte ein schmales, junges, unschuldiges Gesicht frei.

»Wie heißt du, mein Junge?« fragte Cadfael.



»Liliwin«, antwortete der junge Mann, und in seinen Augen stand immer noch das Mißtrauen.

»Das ist ein angelsächsischer Name. Nach deinen Augen und deiner Haarfarbe zu schließen, bist du Angelsachse. Wo bist du geboren? Nicht hier im Grenzland, nehme ich an.«

»Wie soll ich das wissen?« antwortete der Jüngling gleichgültig.

»In einem Straßengraben, und dort hat man mich liegengelassen. Meine früheste Erinnerung ist, daß ich lernte, Purzelbäume zu machen, kaum daß ich laufen konnte.«

Er versuchte nicht, sich zu verteidigen; vielleicht versuchte er nicht einmal zu lügen. Vielleicht war jetzt, da er zulassen mußte, daß andere sich seiner annahmen, und seine Hilflosigkeit wie ein Verhängnis über ihm hing, die beste Gelegenheit, etwas von ihm zu erfahren.

»Und davon hast du gelebt – kreuz und quer über Land ziehen, auf Jahrmärkten Possen reißen, hin und wieder mit einigen Bällen jonglieren und für einen Teller Suppe singen? Das ist ein hartes Leben, bei dem man mehr Fußtritte als Kupfermünzen bekommt, würde ich sagen. Und das von Kindheit an?« Cadfael konnte sich nur zu gut vorstellen, wie eine Ausbildung aussah, mit der einem Kinde jene Späße beigebracht wurden, die ein Jahrmarktspublikum sehen wollte. Es gab genug Methoden, einen Jungen zu bestrafen, ohne seine Gelenkigkeit zu beeinträchtigen. »Und jetzt arbeitest du allein? Die dich aus dem Graben geholt und einen Gaukler aus dir gemacht haben, sind ihrer Wege gegangen?«

»Ich bin ihnen davongelaufen, sobald ich alt genug war, um mich allein durchzuschlagen«, sagte Liliwin mit leiser, müder Stimme. »Es waren drei fahrende Komödianten, und ich war für sie ein Geschenk des Himmels. Sie haben aus mir herausgeholt, was sie konnten – alles, was ich ihnen schuldete, waren Tritte und Schläge. Ich arbeite jetzt für mich selbst.«

»Immer noch als Spaßmacher?«

»Etwas anderes habe ich nie gelernt. Aber das kann ich gut«, sagte Liliwin und hob plötzlich stolz den Kopf. Er zuckte nicht

zurück, als Cadfael die Salbe auf die Wunde an der Seite seines Kopfes auftrug.

»Und deswegen bist du letzte Nacht auch in Walter Aurifabers Haus geholt worden«, sagte Cadfael sanft und schlug den Ärmel des Jungen zurück, so daß der magere, sehnige Unterarm, der eine lange, klaffende Messerwunde davongetragen hatte, entblößt war. »Du solltest sicher die Gäste auf der Hochzeit seines Sohnes unterhalten.«

Liliwin warf ihm einen Blick zu. »Ihr kennt diese Leute?«

»Es gibt nur wenige in dieser Stadt, die ich nicht kenne. Ich kümmere mich um viele Kranke in Shrewsbury, und die alte Mutter von Meister Aurifaber ist eine von ihnen. Ja, ich kenne die Familie. Ich hatte allerdings vergessen, daß der Goldschmied gestern seinen Sohn verheiratet hat.« Und wie er die Familie kannte, war ihr Wunsch, die Gäste zu beeindrucken, nicht so groß gewesen, daß sie so viel Geld ausgaben, wie nötig gewesen wäre, um die besseren Musikanten, die in den Häusern der Adligen aufspielten, zu bezahlen. Ein armer fahrender Spaßmacher aber, der in dieser nicht gerade vielversprechenden Stadt sein Glück suchte, mochte ihnen gerade recht gekommen sein. Um so mehr, wenn seine Künste besser waren, als sein Aussehen versprach, und gute Musik so billig zu haben war. »Du hast also von dem Fest gehört und bist dorthin gegangen, um die Gäste zu unterhalten. Und was geschah dann, daß diese fröhliche Feier so unschön endete? Gib mir noch ein Stück von dem Leintuch, Oswin, und leuchte mir mit der Kerze.«

»Sie haben versprochen, mir drei Pennies für den Abend zu zahlen«, antwortete Liliwin und zitterte ebenso sehr vor Empörung wie vor Furcht und Kälte. »Und dann haben sie mich betrogen. Es war nicht meine Schuld! Ich habe meine besten Lieder gesungen und all meine Kunststücke vorgeführt... Das Haus war voller Leute, sie drängten sich um mich, und die jungen Burschen waren betrunken und ausfallend und stießen mich an! Ein Jongleur braucht aber Platz! Es war nicht meine Schuld, daß der Krug zerbrach. Einer sprang nach einem meiner Bälle und stieß mich um, und der Krug fiel vom Tisch

und zerbrach. Sie sagte, es wäre ihr bester gewesen, die alte Hexe. Sie schrie mich an und schlug mich mit ihrem Stock...«

»Sie war das?« fragte Cadfael und strich leicht über den Verband an Liliwins Schläfe.

»Ja, das war sie! Sie fuhr auf mich los wie der Teufel und schwor, das Ding sei mehr wert gewesen als ich an diesem Abend verdient hätte und ich müßte ihn bezahlen. Und als ich ihr widersprach, gab sie mir einen Penny und befahl den Gästen, mich hinauszuerwerfen!«

Dazu war sie imstande, dachte Cadfael traurig – sie, der es war, als werde ihr Herzblut vergossen, wenn etwas, das zu ihrem Haushalt gehörte, zerbrochen wurde. Sie, die jede noch so kleine Münze hortete, die sie nicht ihrer irregeleiteten Sorge um ihr Seelenheil opferte. Der unablässige Strom von Almosen, die sie dem Kloster übergab, hatte Prior Robert zu einer vorsichtigen Freundschaft zu ihr bewogen.

»Und das haben sie getan?« Es war gewiß kein sanfter Hinauswurf gewesen, denn als das geschah, mußten die Gäste bereits erhitzt und angetrunken gewesen sein. »Um welche Zeit war das? Eine Stunde vor Mitternacht?«

»Nein, früher. Es war noch keiner gegangen. Sie warfen mich hinaus und wollten mich nicht mehr einlassen.« Es war nicht das erste Mal gewesen, daß ihm seine Hilflosigkeit in solchen Situationen vor Augen geführt worden war; seine Stimme klang verzagt. »Ich hatte nicht einmal Zeit, meine Jonglierbälle aufzusammeln. Sie sind immer noch dort.«

»Sie haben dich also hinausgeworfen, und da standest du dann, in der Kälte der Nacht. Aber warum haben sie dich verfolgt?« Cadfael strich eine Falte in dem Verband um den dünnen Arm glatt, der ärgerlich hin und her zuckte. »Halt still, mein Junge! Ja, so ist es besser. Die Wunde muß fest verbunden werden – dann wird sie gut verheilen, vorausgesetzt, du läßt dir etwas Zeit. Was hast du dann getan?«

»Ich bin gegangen«, sagte Liliwin verbittert. »Was blieb mir anderes übrig? Die Wache hat mich durch die kleine Tür im

Stadttor hinausgelassen, und ich ging über die Brücke und schlug mich auf dieser Seite des Flusses in die Büsche. Ich hatte vor, morgens nach Lichfield aufzubrechen. Oberhalb des Weges, der zum Fluß hinunterführt, von hier aus auf der anderen Seite der Landstraße, ist ein kleines Gehölz, und dort legte ich mich zum Schlafen ins Gras.« Es war die Frage, ob er die Wahrheit sprach – schließlich hatte die Wut in ihm gebrannt, und gleichzeitig mußte er sich seiner Hilflosigkeit bewußt gewesen sein. Ungerechte Behandlung und Verachtung gewöhnt zu sein ist kein Trost für einen, dem Unrecht widerfahren ist.

»Wie kommt es dann, daß diese Meute etwa eine Stunde später mit Raub- und Mordgeschrei hinter dir herjagte?«

»Ich weiß nicht mehr als Ihr«, rief der Junge und begann wieder zu zittern, »so wahr mir Gott helfe! Ich war schon fast eingeschlafen, als ich sie schreiend über die Brücke rennen hörte. Ich hatte keinen Grund zu denken, daß das irgend etwas mit mir zu tun haben könnte, jedenfalls nicht, bevor sie die Klostersiedlung durchstöberten. Aber dieser Lärm hätte jedem Angst eingejagt – ob reines Gewissen oder nicht. Und dann hörte ich, wie sie etwas von Mord und Rache schrien und daß ich derjenige war, den sie suchten und dessen Blut sie wollten. Sie verteilten sich und durchsuchten das Gehölz, und ich rannte um mein Leben, denn ich war sicher, daß sie mich finden würden. Die ganze Meute verfolgte mich. Kurz bevor ich in die Kirche stolperte, hätten sie mich fast erwischt. Aber bei meinem Augenlicht – ich weiß nicht, was ich getan haben soll. Und ich will tot umfallen, wenn das, was ich Euch gerade erzählt habe, gelogen ist!«

Cadfael verknötete das Ende des Verbandes und zog den zerrissenen Ärmel darüber. »Daniel, der Sohn des Goldschmieds, behauptet, sein Vater sei niedergeschlagen und sein Geldkasten ausgeraubt worden. Das ist nicht gerade die Krönung einer Hochzeit! Willst du mir weismachen, daß dies alles erst passiert ist, nachdem sie dich, ohne dich zu bezahlen, hinausgeworfen haben? Es ist doch ganz verständlich, daß sie zuerst an dich dachten, als sie einen Verdächtigen suchten.«

»Aber ich schwöre Euch«, fuhr der junge Mann heftig auf, »daß der Goldschmied gesund und munter war, als ich ihn zum letzten Mal sah. Es gab keinen Streit und keine Gewalt, außer der, die sie mir antaten – als sie mich hinauswarfen, lachten und tranken und sangen sie. Was danach geschah, davon weiß ich nicht mehr als Ihr. Ich bin gegangen – warum hätte ich auch bleiben sollen? Glaubt mir, Bruder, um Gottes willen! Ich habe weder diesen Mann noch sein Geld angerührt.«

»Dann hast du nichts zu befürchten«, antwortete Cadfael entschlossen. »Hier bist du jedenfalls sicher. Du mußt auf die Gerechtigkeit und Abt Radulfus vertrauen, und wenn man dich morgen befragt, mußt du alles so erzählen, wie du es jetzt mir erzählt hast. Wir haben Zeit, und mit der Zeit wird die Wahrheit herauskommen. Du hast gehört, was der Ehrwürdige Vater gesagt hat: Bleib heute nacht noch in der Kirche, und wenn morgen eine Einigung erzielt wird, kannst du dich innerhalb des Klosters frei bewegen.« Liliwins Haut fühlte sich kalt an, und er zitterte noch immer. Die Angst und der Schrecken saßen ihm noch in den Knochen. »Oswin«, sagte Cadfael schnell, »hol ein paar Decken und wärme noch ein Maß gewürzten Wein auf dem Ofen im Schuppen. Wir müssen sehen, daß wir ihn warm bekommen.«

Oswin, der, ohne den Fremden aus den Augen zu lassen, mit bewundernswerter Selbstbeherrschung geschwiegen hatte, beeilte sich, den Auftrag auszuführen. Liliwin sah ihm argwöhnisch nach und bedachte dann Cadfael mit einem nicht weniger mißtrauischem Blick. Es war ihm nicht zu verübeln, daß er im Augenblick niemandem trauen zu können glaubte,

»Ihr werdet mich doch nicht allein lassen? Sie werden wiederkommen, noch bevor die Nacht vorüber ist.«

»Nein, ich werde bei dir bleiben. Sei ganz beruhigt!«

Er mußte zugeben, daß es für Liliwin in seiner augenblicklichen Situation nicht ganz einfach war, diesen Rat zu befolgen. Aber wenn er erst einmal genug warmen Wein getrunken hatte, würde er wohl schlafen können. Außer Atem und mit vom Stehen am Feuer gerötetem Gesicht kehrte Oswin

zurück und brachte zwei dicke, rauhe Decken, die Liliwin sich dankbar umlegte. Der Krug mit dem gewürzten Wein war schnell ausgetrunken. Das hagere, zerschundene Gesicht des Jungen bekam etwas Farbe.

»Geh du nur zu Bett, mein Junge«, sagte Cadfael und schob Oswin zur Nachttreppe. »Ich brauche dich jetzt nicht mehr – bis zum Morgen ist für ihn gesorgt. Dann werden wir weitersehen.«

Mit neugieriger Verwunderung betrachtete Bruder Oswin den in Decken gehüllten Jüngling, der in Prior Roberts großem Gebetsstuhl fast zu verschwinden schien. »Glaubt Ihr wirklich«, flüsterte er, »er könnte ein Mörder sein?«

»Mein Junge«, sagte Cadfael und seufzte, »solange wir nicht eine vernünftige Schilderung dessen bekommen haben, was heute nacht in Walter Aurifabers Haus vorgefallen ist, bezweifle ich, daß überhaupt ein Mord begangen wurde. Die Gäste haben wahrscheinlich eine Menge getrunken, und es kann gut sein, daß es einen Streit und blutige Nasen gegeben hat, und dann hat irgendein Narr den Kopf verloren, und die anderen waren töricht genug, bei dieser dummen Sache mitzumachen. Geh jetzt zu Bett und warte ab, was weiter geschieht.«

Auch mir bleibt ja nichts anderes übrig, dachte er, während er Oswin nachsah, als dieser gehorsam die Treppe hinaufging. Es war nur zu berechtigt, den Anschuldigungen, die vorhin vorgebracht worden waren, zu mißtrauen, aber nicht alle der aufgebrachten Männer waren betrunken gewesen. Und gewiß war irgend etwas Unvorhergesehenes im Haus des Goldschmieds vorgefallen, irgend etwas, das die Hochzeitsfeier des jungen Daniel zu einem vorzeitigen Ende gebracht hatte. Wenn Walter Aurifaber nun wirklich erschlagen und sein Vermögen geraubt worden war – von diesem jammernswerten, in Decken gehüllten jungen Mann, der von dem Wein, den sie in ihn hineingeschüttet hatten, halb betrunken war und der beinahe schlief und doch immer wieder hochschreckte? Hätte er das in seiner Wut gewagt? Und wenn er es gewagt hätte – wäre er dazu fähig gewesen? Nur eines war gewiß: Wenn er den Raub begangen hatte, dann mußte er seine Beute sehr schnell versteckt haben, und das in einer Stadt, in der er sich

sicher nicht allzu gut auskannte. In diesen armseligen, abgerissenen Kleidern hatte er kaum den Penny, den ihn die alte Dame zugeworfen hatte, verbergen können, geschweige denn den Inhalt der Geldkiste des Goldschmieds.

Cadfael gab sich große Mühe, leise zu sein, aber als er sich dem Chorgestühl näherte, riß Liliwin seine blauen Augen auf und sah ihn erschreckt an.

»Keine Angst, ich bin's. Heute nacht wird dich niemand sonst stören. Mein Name ist übrigens Cadfael. Und du heißt also Liliwin.« Ein seltsamer und doch passender Name für einen fahrenden Spaßmacher, einen, der sehr jung und arm und einsam und doch stolz auf seine Kunst ist – einen Akroaten, Schlangenmenschen, Sänger, Jongleur, Tänzer, der andere zum Lachen bringt und selbst wenig Grund zur Fröhlichkeit hat. »Wie alt bist du, Liliwin?«

Er war halb eingeschlafen, hatte aber zu viel Angst, seiner Müdigkeit nachzugeben. Von Minute zu Minute sah er jünger aus und wirkte immer mehr wie ein in Decken gepacktes Kind. Die Kälte hatte ihn verlassen, und sein Gesicht bekam eine gesunde Farbe. Die Antwort auf Cadfaels Frage wußte er selbst nicht: Er konnte nur die Stirn runzeln und wage Vermutungen anstellen: »Ich glaube, ich werde bald zwanzig. Es könnte auch sein, daß ich schon älter bin. Vielleicht haben mich die Komödianten jünger gemacht, als ich bin – Kinder erregen mehr Mitleid.«

Es war möglich, daß er recht hatte, und immerhin war er von schmaler Statur, schwächig und klein. Er mochte höchstens zweiundzwanzig sein, gewiß nicht älter.

»Gut, Liliwin, dann schlaf, wenn du kannst. Du brauchst den Schlaf, und ich werde da sein. Du mußt dich nicht fürchten, ich werde die Augen offen halten.«

Cadfael setzte sich auf den Stuhl des Abtes und kürzte die Dochte der Kerzen, so daß er seinen Schützling gut sehen konnte. Sie schwiegen, und die Stille, die eintrat, war sehr tröstlich. Draußen mochten zahlreiche Gefahren lauern, aber hier war das Gewölbe über dem Chor wie eine schützende

Hand, die ihren bedrohten und gefährdeten Frieden bewahrte. Cadfael war seltsam berührt, als er nach einiger Zeit zwei große Tränen sah, die aus Liliwins Augen quollen, langsam über seine Wangen rollten und auf die Decke fielen.

»Woran denkst du? Was quält dich?« Als es um ihn selbst ging, hatte er gezittert, aufbegehrt, energisch widersprochen, aber nicht geweint.

»Mein Rebec – ich hatte ihn bei mir im Gebüsch, in einer Tasche aus Leinen. Und als sie mich aufstöberten – ich weiß auch nicht, wie es passiert ist... der Schulterriemen muß sich in einem Zweig verfangen haben. Ich habe mich nicht getraut stehenzubleiben und im Dunkeln danach zu suchen... und jetzt kann ich nicht hinaus! Ich werde ihn nie wiederbekommen!«

»Im Gebüsch, auf dieser Seite des Flusses, jenseits der Landstraße?« Cadfael konnte den Kummer des Jungen verstehen. »Du kannst nicht hinaus und danach suchen, nein, noch nicht, das stimmt. Aber *ich* kann gehen. Ich werde versuchen, deinen Rebec zu finden. Nachdem sie dich aufgestöbert hatten, haben sich deine Verfolger bestimmt nicht um ein Musikinstrument gekümmert – gut möglich, daß der Rebec noch im Gebüsch liegt. Schlaf jetzt, und mach dir keine Sorgen. Es ist zu früh, um zu verzweifeln«, sagte Cadfael. »Zum Verzweifeln«, fügte er mit Nachdruck hinzu, »ist es immer zu früh. Denk daran und laß den Mut nicht sinken.«

Liliwin öffnete die Augen und warf ihm einen erstaunten Blick zu. Cadfael sah den Widerschein der Kerzen in den blauen Augen des Jünglings, bevor dieser sie wieder schloß. Wieder trat Stille ein. Cadfael lehnte sich im Stuhl des Abtes zurück und bereitete sich auf eine lange Nachtwache vor. Vor der Primwürde er, um zu vermeiden, daß Liliwin Prior Roberts Mißfallen erregte, den Jungen wecken und auf einen anderen, weniger privilegierten Platz setzen müssen. Bis dahin mochten Gott und seine Heiligen über ihn und den jungen Flüchtling wachen – für einfache Sterbliche gab es im Augenblick nichts zu tun.



Sobald an diesem klaren Maienmorgen das erste Tageslicht den Dingen ihre Farbe zurückgab, erhob sich Griffin, der Lehrling des Schlossers, der in der Werkstatt schlief, von seinem Strohlager und ging hinaus, um vom Brunnen auf dem Hinterhof Wasser zu holen. Von den Bewohnern der beiden Häuser, die sich den Hof teilten, war Griffin immer als erster auf den Beinen und hatte gewöhnlich schon Feuer gemacht und alles für das Tagwerk vorbereitet, wenn der Geselle seines Meisters, der zwei Straßen entfernt wohnte, eintraf. Für Griffin war es heute ganz klar, daß diejenigen, die gestern lange gefeiert hatten, kaum in der Lage sein würden, früh aufzustehen und ihre Arbeit zu beginnen. Griffin selbst war nicht zu dem Fest eingeladen gewesen, aber Frau Susanna hatte Rannilt mit einem Teller Fleisch und Brot, einem Stück Kuchen und einem Krug Dünnbier zu ihm geschickt, und er hatte sich sattgegessen und tief geschlafen, ohne irgend etwas von dem Geschrei zu vernehmen, das um Mitternacht ausgebrochen war.

Griffin war dreizehn Jahre alt, der Sohn einer Dienstmagd und eines fahrenden Kesselflickers. Er war kräftig, hübsch, hatte ein einnehmendes Wesen und geschickte Hände, aber er war ein Einfaltspinsel. Baldwin Peche, der Schlosser, bildete sich viel auf seine Güte ein, weil er einem solchen Töpel Arbeit und Unterkunft gab, aber in Wirklichkeit verhielt es sich so, daß Griffin, obwohl sein Verstand etwas langsam war, eine ausgeprägte Begabung für praktische Fertigkeiten besaß und mehr einbrachte, als sein Meister für seinen Unterhalt ausgab.

Der große Holzeimer, dessen alte Dauben innen und außen abgenutzt und zerkratzt waren, tauchte aus der Tiefe auf und er glänzte im ersten Sonnenlicht. Griffin füllte seine beiden Krüge und wollte den Eimer wieder in den Brunnen hinablassen, als er das Aufblitzen von etwas Silbrigem bemerkte, das zwischen zwei Dauben eingeklemmt war. Er stellte den Eimer auf die Einfassungsmauer des Brunnens, beugte sich darüber, zog das schimmernde Ding mit Daumen und Zeigefinger aus dem Spalt, in dem es steckte, und wischte einen kleinen blauen Stoffetzen weg, der sich daran verfangen hatte. In seiner Hand lag ein

rundes Scheibchen aus Silber, das hübsch mit einem Kopf und einigen seltsamen Zeichen graviert war, die er nicht als Buchstaben erkannte. Auf der Rückseite war eine runde Borte, die ein kleines Kreuz und weitere geheimnisvolle Zeichen umschloß. Griffin war entzückt. Er nahm seinen Fund mit in die Werkstatt und zeigte ihn Baldwin Peche, als dieser schließlich verschlafen, mißmutig und mit kleinen Augen erschien. Alles, was er hier fand, gehörte seinem Meister.

Der Schlosser blinzelte und war mit einem Schlag hellwach. Er drehte die Münze zwischen seinen Fingern, untersuchte eingehend beide Seiten und sah mit einem kleinen, verstohlenen Lächeln auf. Behutsam fragte er: »Wo hast du das gefunden, Junge? Hast du es irgendeinem anderen gezeigt?«

»Nein, Meister, nur Euch. Es war im Brunneneimer«, antwortete Griffin und erzählte ihm, wie er das Silberscheibchen in einer Fuge des Eimers gefunden hatte.

»Gut, sehr gut! Davon braucht niemand zu wissen. Das hat also zwischen den Dauben gesteckt?« sagte Baldwin und betrachtete die Münze. »Du bist ein guter Junge! Ein guter Junge! Du hast recht daran getan, es gleich zu mir zu bringen. Das kann sehr viel wert sein, sehr viel!« Er grinste sehr zufrieden in sich hinein, und Griffin freute sich, daß sein Herr zufrieden war. »Ich werde dir ein paar Süßigkeiten geben, die ich vom Fest gestern abend mitgebracht habe. Du wirst sehen, wie dankbar ich einem Jungen sein kann, der weiß, was seine Pflicht ist.«

*Samstag – von Prim bis Mittag*

Bruder Cadfael hatte Liliwin geweckt und so gut es ging hergerichtet, bevor die Klosterbrüder zur Prim die Kirche betraten. Bei Tagesanbruch hatte er ihm gezeigt, wo er sich waschen und seine Notdurft verrichten konnte, und nun stand der junge Mann mit einer gewissen traurigen Würde vor den Reihen der versammelten Mönche. Es war dringend erforderlich gewesen, Prior Roberts Chorstuhl zu räumen, den Roberts entschiedene Mißbilligung des Eindringlings und der Störung, die er bewirkte, war nicht zu übersehen, und es war nicht nötig, ihm zu weiterem Ärger Anlaß zu geben. Liliwin hatte ohnehin schon genug Feinde.

Und da kamen sie, gerade als die Mönche aus der Kirche traten, durch das Torhaus: eine grimmige Abordnung der Bürgerschaft, die entschlossen war, ihre Beschuldigungen diesmal in einwandfreier und gebührender Form vorzubringen. Sheriff Prestcote hatte seinen Unteroffizier mit dem Verhör und den notwendigen Untersuchungen betraut, denn er hatte wichtigere Dinge im Namen des Königs zu erledigen und konnte sich nicht um einen Überfall und Raub, der angeblich in einem Bürgerhaus stattgefunden hatte, kümmern. Er war erst kürzlich von den Osterfeierlichkeiten an König Stephens Hof, wo er auch Rechenschaft über die Steuereinnahmen und den Stand der Finanzen in der Grafschaft hatte ablegen müssen, zurückgekehrt, und die Inspektion der königlichen Verteidigungsanlagen, die alljährlich im Frühsommer stattfand, stand kurz bevor. Hugh Beringar, sein Stellvertreter, hielt sich zu diesem Zweck bereits im Norden der Grafschaft auf, aber Cadfael, der sich in allen Fällen, in denen einem armen Teufel die ganze Härte des Gesetzes drohte, auf Hughs gesunden Menschenverstand verließ, hoffte inständig, daß er bald wieder nach Shrewsbury zurückkehren und die Aussagen beider

Seiten mit dem ihm eigenen Gespür für die Wahrheit untersuchen würde. Ohne einen Mann, der über eine gesunde Skepsis verfügte, waren die Ankläger immer im Vorteil.

Bis dahin leitete der Unteroffizier die Untersuchung, ein großer, erfahrener und intelligenter Mann, der gleichwohl eher geneigt war, den Anklägern Glauben zu schenken als dem Beschuldigten. Ihm folgten einige geachtete Bürger der Stadt, angeführt von Geoffrey Corviser, dem Vorsteher der Bürgerschaft. Corviser war ein anständiger, aufrechter, geduldiger Mann, dessen Art es nicht war, einen anderen ohne gründliche Untersuchung zu verurteilen. Die Klagen einiger nicht weniger geachteter Bürger und der von diesem Verbrechen betroffenen Familie hatten jedoch ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt. Eine Hochzeitsfeier bringt es mit sich, daß viele Zeugen da sind, die glauben, eine Aussage machen zu können – und ist gleichzeitig ein starkes Argument dafür, die Hälfte ihrer Behauptungen in Zweifel zu ziehen.

Hinter den Vertretern der Grafschaft und der Stadt kam der junge Daniel Aurifaber, dem man die Aufregungen dieser ungewöhnlichen Hochzeitsnacht deutlich ansah. Er trug jetzt Alltagskleidung, sah aber nicht weniger entschlossen aus als in der Nacht zuvor. Allerdings machte er kaum den Eindruck eines jungen Mannes, dessen Vater ermordet worden war. Sein Gesichtsausdruck wirkte eher etwas verdutzt und mißmutig.

Cadfael zog sich hinter die anderen Klosterbrüder zurück und nahm zwischen der Abordnung der Bürgerschaft und der Kirchentür Aufstellung, um jeden, der es wagen sollte, den Kopf zu verlieren und den Anweisungen des Abtes zuwiderzuhandeln, den Weg zu versperren. Da der Unteroffizier anwesend war, der sich der Notwendigkeit, mit einem Abt im Bischofsrang auf höfliche Weise zu einem Einverständnis zu kommen, nur zu bewußt war, schien dies nicht allzu wahrscheinlich, aber unter einem Dutzend empörter Männer konnte es immer einen Hitzkopf geben, der sich zu Dummheiten hinreißen ließ. Cadfael warf einen Blick über seine Schulter und sah ein blasses, verängstigtes Gesicht. Liliwin zitterte nicht mehr. Es war nicht zu sagen, ob er dem Schutz

der Kirche vertraute oder einfach beschlossen hatte, sich seinem Schicksal zu ergeben.

»Geh hinein, damit dich keiner sieht, mein Junge«, sagte Cadfael über seine Schulter, »und komm erst heraus, wenn man dich ruft. Überlaß alles andere dem Abt.«

Mit gemessener Würde begrüßte Radulfus den Unteroffizier und den Vorsteher der Bürgerschaft.

»Nach der nächtlichen Störung unseres Friedens habe ich Euren Besuch erwartet. Ich weiß, wessen der Mann beschuldigt wird, der in unserer Kirche um Asyl gebeten hat, das wir ihm gemäß den Regeln unseres Ordens gewährt haben. Die Anschuldigungen sind jedoch gegenstandslos, solange sie nicht in angemessener Form durch den Sheriff oder einen seiner Vertreter vorgebracht werden. Daher bitte ich nun den Unteroffizier, den Sachverhalt zu schildern.«

Er hatte nicht die Absicht, dachte Cadfael, der dabeistand und alles beobachtete, die Abordnung in den Kapitelsaal oder die große Halle zu bitten. Es war ein schöner, sonniger Morgen, und die Angelegenheit ließ sich vielleicht schneller hier draußen, im Stehen, erledigen. Und der Unteroffizier, der bereits erkannt hatte, daß es nicht in seiner Macht lag, den Flüchtling der Obhut der Kirche zu entreißen, schien es lediglich darauf abgesehen zu haben, zu einer Einigung zu kommen, damit er freie Hand hatte, die Beweise für eine Anklage anderswo zu sammeln.

»Man hat mir angezeigt«, sagte er schlicht, »daß der Jongleur Liliwin, der gestern nacht bei der Hochzeit im Haus von Meister Walter Aurifaber die Gäste unterhalten sollte, den besagten Walter in seiner Werkstatt, wo er dabei war, gewisse wertvolle Hochzeitsgeschenke in seinen Geldkasten zu legen, niedergeschlagen und den Geldkasten, der Münzen und Goldschmiedearbeiten von großem Wert enthielt, ausgeraubt hat. Dies haben der hier anwesende Sohn des Goldschmieds sowie zehn der Hochzeitsgäste eidlich bestätigt.«

Daniel stellte sich breitbeinig hin, sah den Abt herausfordernd an und nickte. Einige andere Bürger, die hinter ihm standen, murmelten bestätigend und nickten ebenfalls.

»Und habt Ihr Euch davon überzeugt, daß die Anschuldigungen gerechtfertigt sind?« fragte Radulfus kühl. »Zumindest davon, daß diese Taten verübt worden sind – ganz gleich, wer sie verübt hat?«

»Ich habe die Werkstatt und den Geldkasten untersucht. Bis auf einige große Gegenstände aus Silber, die schwerlich unbemerkt fortzuschaffen wären, ist der Kasten leer. Man hat mir unter Eid erklärt, daß bis zu der besagten Nacht eine große Menge Silbermünzen und kleine, wertvolle Schmuckstücke in ihm aufbewahrt wurden. Diese sind verschwunden. Und was die Gewalttat an Meister Aurifaber betrifft, so habe ich die Blutspuren neben dem Kasten, wo er gefunden wurde, gesehen und mich davon überzeugt, daß er sein Bewußtsein noch immer nicht wiedererlangt hat.«

»Also ist er *nicht* tot?« fragte Radulfus scharf. »Heute nacht war hier von Mord die Rede.«

»Tot?« Der Unteroffizier, ein aufrechter Mann, zeigte sich über diese Frage verwundert. »Aber nein! Man hat ihn besinnungslos geschlagen, und der Schlag war nicht einmal sehr heftig. Wenn Meister Aurifaber nicht soviel getrunken hätte, wäre er jetzt vielleicht schon wieder bei Bewußtsein. Er hat einen ordentlichen Hieb bekommen, aber bei seinem harten Schädel... Nein, er lebt, und soweit ich das beurteilen kann, hat er noch viele Jahre vor sich.«

Die Zeugen, die mit finsternen, unbewegten Gesichtern hinter ihm standen, traten von einem Fuß auf den anderen und sahen zu Boden, warfen aber verstohlene Blicke auf den Abt und die Kirchentür, und wenn sie enttäuscht waren, den gravierendsten Punkt ihrer Anklage widerlegt zu sehen, so hielten sie nichtsdestoweniger an ihrer zweiten Beschuldigung fest und waren nach wie vor entschlossen, den Schuldigen hängen zu sehen.

»Es scheint also«, schloß der Abt, »daß der Mann, der uns um Asyl gebeten hat, der Körperverletzung und des Raubes, nicht aber des Mordes beschuldigt wird.«

»So ist es. Die Zeugenaussagen stimmen darin überein, daß er nicht seinen vollen Lohn erhielt, weil er beim Jonglieren einen Krug zerbrochen hatte, und sich, als man ihn hinauswarf, bitter darüber beklagte. Kurz darauf, während sich, wie bestätigt wird, die meisten der Gäste noch im Haus aufhielten, wurde der Überfall auf Meister Aurifaber verübt.«

»Ich verstehe«, sagte der Abt, »daß ihr einer solchen Anzeige nachgehen müßt, damit der Gerechtigkeit Genüge getan wird. Ich glaube jedoch, Ihr wißt, wie heilig das Asylrecht ist. Es ist kein Schutz für einen Sünder, sondern dient dazu, eine Zeit der Stille zu schaffen, in der der Schuldige seine Seele erforschen und der Unschuldige auf seine Rettung vertrauen kann. Dieses Recht darf nicht verletzt werden. Es ist zeitlich begrenzt, aber bis diese Zeit abgelaufen ist, ist es heilig. Für vierzig Tage gehört der Mann, dem diese Beschuldigung gilt, uns – nein, Gott! – und darf weder gewaltsam noch durch List noch auf irgendeine andere Weise gegen seinen Willen von hier fortgebracht werden. Während dieser vierzig Tage werden wir ihm Nahrung und Unterkunft gewähren und uns um ihn kümmern.«

»Das sei Euch zugestanden«, sagte der Unteroffizier »– allerdings unter gewissen Bedingungen. Er ist freiwillig hierher gekommen und darf daher nicht mehr zu essen bekommen als die Mönche des Klosters.« Nach seiner eher fülligen Statur zu schließen war das weniger, als er selbst zu sich nahm, aber gewiß mehr, als Liliwin gewöhnt war. »Und wenn die Frist abgelaufen ist, darf er nicht weiter mit Speisen versorgt werden, sondern muß das Kloster verlassen und sich der Gerichtsverhandlung stellen.«

In diesem Punkt war er so unnachgiebig wie Radulfus in seinem Beharren auf dem Asylrecht, und er machte seinen Anspruch kühl geltend. Es würde keine Verlängerung der Frist geben, und nach ihrem Ablauf hatten die Mönche dafür zu sorgen, daß der Verfolgte das Kloster verließ. Es war eine

gerechte Übereinkunft. Vierzig Tage Bedenkzeit mußten Liliwin ausreichen.

»So seid Ihr also einverstanden«, sagte der Abt, »daß der Mann hierbleiben und seine Seele erforschen darf. Mir liegt, wie Ihr wißt, nicht weniger als Euch daran, daß der Gerechtigkeit genüge getan wird, und ich werde mich an diese Abmachung halten und dafür sorgen, daß niemand diesem Mann zur Flucht verhilft. Es wäre jedoch angemessen, ihm zu erlauben, die Kirche zu verlassen und sich frei im Kloster zu bewegen, so daß er sich waschen, seine Notdurft verrichten, sich an der frischen Luft aufhalten und frei unter uns bewegen kann.«

Darin willigte der Unteroffizier ohne zu zögern ein. »Innerhalb dieses Klosters, Mylord, mag er sich frei bewegen. Aber wenn er nur einen Schritt hinaus tut, werden meine Männer ihn ergreifen und mitnehmen.«

»Das versteht sich von selbst. Wenn Ihr es wünscht, könnt Ihr jetzt in meinem Beisein, aber ohne diese Zeugen, mit dem Beschuldigten sprechen. Diese Männer haben vorgebracht, was sie vorzubringen hatten, und es ist nur gerecht, daß auch er seine Seite der Geschichte ungehindert schildern darf. Das Gericht mag dann ein Urteil fällen.«

Daniel öffnete den Mund, als wolle er energisch protestieren, bemerkte aber den kalten Blick des Abtes und besann sich eines besseren. Seine Begleiter murmelten und machten unwillige Gebärden, wagten jedoch nicht, Einspruch zu erheben. Nur der Vorsteher der Bürgerschaft, der im Interesse der ganzen Stadt sprach, erhob seine Stimme.

»Mylord, ich war bei dem gestrigen Hochzeitsfest nicht dabei und weiß nur aus zweiter Hand, was sich dort ereignet hat. Ich vertrete hier die Stadt Shrewsbury, und mit Eurer Erlaubnis würde ich gerne hören, was der junge Mann zu seiner Verteidigung zu sagen hat.«

Damit war der Abt einverstanden. »Dann begleitet uns in die Kirche. Und Ihr, wackere Männer, geht hin in Frieden.« Das taten sie, wenn auch nur widerwillig, denn sie hätten ihr Opfer nur zu gern sofort mitgenommen. Nur Daniel trat eilig vor, um



den Abt auf sich aufmerksam zu machen. Seine Empörung war verschwunden. Er schien etwas anderes auf dem Herzen zu haben, denn er machte ein besorgtes, ängstliches Gesicht.

»Eine Bitte noch, Ehrwürdiger Vater! Es stimmt, wir haben uns gestern nacht nicht wie anständige Bürger benommen, nachdem wir meinen Vater besinnungslos und blutend gefunden hatten. Wir glaubten wirklich, er sei ermordet worden, und haben übereilt gehandelt, aber selbst jetzt wissen wir noch nicht, wie es wirklich um ihn steht. Und als meine alte Großmutter von diesem Überfall erfuhr, bekam sie einen Anfall, wie sie ihn schon einmal gehabt hat, und obwohl es ihr jetzt besser geht, ist ihr Zustand immer noch ernst. Seit ihrem letzten Anfall setzt sie mehr Vertrauen in Bruder Cadfaels Arzneien als in die Kunst der Ärzte. Sie hat mich gebeten zu *fragen*, ob er mich begleiten und nach ihr sehen dürfe, denn er weiß, was zu tun ist, wenn die Atemnot sie befällt und sie starke Schmerzen in der Brust hat.«

Der Abt wandte sich Cadfael zu, der, als er diese Bitte vernommen hatte, aus dem Schatten der Kirche getreten war. Er mußte sich eingestehen, daß er sehr gespannt war. Nachdem er diese Nacht bei Liliwin verbracht hatte, war er überaus neugierig zu erfahren, was sich während Daniel Aurifabers Hochzeitsfest wirklich zugetragen hatte.

»Ihr habt meine Erlaubnis, ihn zu begleiten, Bruder Cadfael. Nehmt Euch die Zeit, die Ihr braucht, und tut für diese Frau, was in Eurer Macht steht.«

»Das werde ich tun, Ehrwürdiger Vater«, sagte Cadfael und ging eilig in den Garten, um aus seinem Schuppen die Arzneien zu holen, die er voraussichtlich brauchen würde.

Das Haus des Goldschmieds lag an der Straße, die zum Tor der Burg hinaufführte. Während der größere Teil der Stadt in der Biegung des Flusses lag, verengte sich die Halbinsel hier, so daß die Gärten der Häuser zu beiden Seiten der Straße an ihrem unteren Ende von der Stadtmauer begrenzt wurden. Aurifabers Grundstück war eines der größten in der Stadt, und

der Meister galt als einer der reichsten Bürger. Das Haus war L-förmig und hatte einen Flügel, der parallel zur Straße verlief, während der Teil, in dem sich die Wohn- und Wirtschaftsräume befanden, im rechten Winkel dazu nach hinten ausgebaut waren. Aurifaber, der jede Gelegenheit nutzte, zusätzlich Geld einzunehmen, hatte den Flügel, der an der Straße stand, unterteilt und die eine Hälfte als Wohnung und Werkstatt an Baldwin Pech verpachtet, einen verwitweten, kinderlosen Schlosser in mittleren Jahren, der mit dieser Regelung zufrieden war.

Ein schmaler Durchgang führte zwischen den beiden Werkstätten hindurch auf einen offenen Hof mit einem Brunnen, getrennten Küchen, Vorratsräumen und Aborten. Es ging das Gerücht, daß in Walter Aurifabers Haus selbst der Abtritt mit Steinen ausgekleidet war, und viele waren der Meinung, daß der Goldschmied sich damit Privilegien anmaßte, die eigentlich dem niederen Adel vorbehalten waren. Hinter dem Hof lagen ein Gemüsegarten und ein Hühnerhof, und der Boden fiel sanft bis zur Stadtmauer ab. Zum Grundbesitz der Familie gehörte jedoch noch eine Wiese am Flußufer, die durch eine Tür in der Mauer zugänglich war.

Cadfael hatte das Haus auf Verlangen der alten Frau mehrmals aufgesucht, denn sie war jetzt achtzig Jahre alt und glaubte, aufgrund der Almosen, die sie dem Kloster gestiftet hatte, nicht nur im Jenseits einen Anspruch auf Einlaß ins Paradies, sondern bis dahin auch ein Anrecht auf ärztliche Behandlung durch einen Klosterbruder zu haben. Mit achtzig Jahren gibt es immer irgend etwas, das eine Behandlung erfordert, und die alte Dame bekam beim kleinsten Kratzer sofort ein Geschwür an den Beinen und verließ nur selten ihre Kammer. Sie bewohnte eines der beiden Zimmer, die über der Halle des Hauses lagen. Wenn Juliana beim Hochzeitsessen den Vorsitz gehabt hatte, wie es offenbar der Fall gewesen war, dann hatte sie – zu Liliwins Pech – gewiß ihren Gehstock zur Hand gehabt. Es war allgemein bekannt, daß sie ausgiebig Gebrauch davon machte, um jeden zu maßregeln, der ihr Mißfallen erregte.

Der einzige, in den sie geradezu vernarrt war, so hieß es, war ihr Enkel – und selbst der hatte es bisher nicht geschafft, sie dazu zu bringen, ihre Geldbörse zu öffnen. Ihr Sohn Walter war nach ihr geraten und ebenso geizig wie sie. Nur war er entweder von seiner Tugendhaftigkeit so überzeugt, daß er keine Zweifel daran hegte, daß er in das Reich der Seligen eingelassen werden würde, oder aber noch nicht so alt, daß er sich über das Jenseits den Kopf zerbrach – jedenfalls waren die Spenden, die er dem Kloster gegeben hatte, bis jetzt immer mehr als bescheiden gewesen. Gewiß hatte er die Hochzeit seines Erben mit dem Aufwand gefeiert, den seine Stellung erforderte, aber jeder Penny, den er dafür ausgegeben hatte, würde in den kommenden Monaten am Haushaltsgeld eingespart werden. Unter denen, die den Goldschmied nicht mochten, kursierte der bittere Witz, seine Frau sei an Unterernährung gestorben, sobald sie ihm einen Sohn geboren hatte und es daher nicht mehr erforderlich gewesen war, sie zu kleiden und zu ernähren.

Cadfael folgte dem wortkargen und niedergeschlagenen Daniel durch den Durchgang zwischen den beiden Werkstätten. Obwohl der Himmel blaßblau leuchtete, lag der Hof um diese Uhrzeit im Schatten, und die Tür, die in die Wohnhalle führte, stand weit offen. Drinnen umfing sie Zwielflicht und der Geruch von Holzfeuer. Zur Rechten war eine Tür, die in die Kammer der Tochter des Hauses führte, hinter der die Vorratskammer lag, für die sie allein die Schlüssel besaß. Einige Schritte weiter begann die Treppe, die kein Geländer besaß und über die man den ersten Stock des Hauses erreichte. Cadfael stieg die breiten Holzstufen hinauf. Er brauchte niemanden, der ihm den Weg zeigte. Die erste Tür in dem schmalen Gang, der an der Seitenwand des Hauses entlangführte, war die zu Julianas Kammer. Daniel war wortlos aus der Halle auf den Hof getreten und zur Werkstatt gegangen. Für einige Tage wenigstens war er jetzt der Goldschmied. Man sagte, er könne kunstvolle Schmuckstücke anfertigen – wenn er gerade Lust hatte oder wenn es seinem Vater gelang, ihn zum Arbeiten zu bewegen.

Als Cadfael auf die Tür zu Julianas Kammer zuging, trat eine Frau heraus. Walters Tochter Susanna war, wie ihr Bruder, groß und hatte dasselbe dichte braune Haar wie er. Sie war jenseits der dreißig und hatte während der letzten fünfzehn Jahre diesen Haushalt geführt. Eine kühle, zurückhaltende Würde, die nicht zu Gewalt und Verbrechen paßte, umgab sie. Sie hatte die Rolle ihrer Mutter, der sie angeblich ähnelte, übernommen, als Juliana zu kränkeln begann. Sie bewahrte die Schlüssel und wachte über die Vorräte, und sie war es, die mit ihrer Ruhe und Kompetenz die Wände und das Dach dieses Hauses stützte. Sie war ein tüchtiges Mädchen, sagten die Nachbarn. Nur war sie kein junges Mädchen mehr.

Sie lächelte Bruder Cadfael an, aber auch ihr Lächeln war kühl und distanziert. Sie hatte ein blasses, offenes, ovales Gesicht mit weit auseinanderstehenden grauen Augen, die nicht recht zu ihrem rostbraunen, zu Zöpfen geflochtenen und hochgesteckten Haar zu passen schienen. Sie trug ein ordentliches, dunkles, schlichtes Gewand. Ihr einziger Schmuck waren die Schlüssel, die an ihrem Gürtel hingen.

Sie waren alte Bekannte – nicht mehr und nicht weniger.

»Eigentlich besteht kein Grund zur Sorge«, sagte sie rasch. »Sie hat das Schlimmste schon hinter sich, aber der Anfall hat ihr einen gehörigen Schrecken eingejagt. Hoffentlich so viel, daß sie einen Rat annimmt. Margery ist bei ihr.«

Margery? Natürlich, die Braut! Eine ungewöhnliche Aufgabe für eine Braut, am Tag nach ihrer Hochzeit die Großmutter ihres Bräutigams pflegen zu müssen. Margery Bele, erinnerte sich Cadfael, die Tochter des Wollhändlers Edred Bele, hatte, da sie das einzige Kind ihres Vaters war, ein hübsches kleines Vermögen zu erwarten und schon jetzt eine sehr ordentliche Mitgift mit in die Ehe gebracht. Genau die richtige Partie für den Stammhalter einer Familie von Geizhalsen. Aber hatten sich denn keine anderen Freier gefunden, so daß sie den erstbesten hatte nehmen müssen? Oder war es ihr eigener Wille gewesen, diesen lockigen, verzogenen, gutaussehenden Burschen zu heiraten, der jetzt zweifellos in der Werkstatt saß und die Verluste überschlug?

»Ich überlasse sie Euch und der Gnade Gottes«, sagte Susanna. »Sie hörte auf niemand anderen, und ich muß das Abendbrot bereiten.«

»Und wie geht es Eurem Vater?«

»Der wird schon wieder auf die Beine kommen«, sagte sie ungerührt. »Er hatte einiges getrunken, und das war sein Glück, denn dadurch fiel er sanft wie eine Feder. Ihr könnt nach ihm sehen, wenn sie Euch nicht mehr braucht.« Sie schenkte ihm ein hintergründiges Lächeln und glitt lautlos die Treppe hinunter.

Wenn Frau Julianas Sprechvermögen durch diesen Anfall beeinträchtigt gewesen war, so hatte sie sich jedenfalls bemerkenswert davon erholt. Sie mochte vielleicht gezwungen sein, das Bett zu hüten, und gewiß war es besser, wenn sie es noch ein oder zwei Tage nicht verließ, aber während Cadfael ihr die Hand auf die Stirn legte, ihre Brust abhorchte und die Lider ihrer grimmig blickenden grauen Augen hochzog, um die Pupillen genau zu betrachten, stand ihr Mund nicht still. Weder ermunterte er sie, noch versuchte er, ihren Redestrom zu bremsen, aber dennoch entging ihm nichts von dem, was sie zu sagen hatte.

»Und ich hatte nicht erwartet«, sagte sie und verzog verächtlich den Mund mit den schmalen, bläulichen Lippen, »daß der Ehrwürdige Abt einen Wegelagerer, Mörder und Dieb vor ehrbaren, gottesfürchtigen Bürgern in Schutz nehmen würde, die ihre Abgaben bezahlen. Es gereicht Euch allen zur Schande, daß Ihr einem solchen Verbrecher Unterschlupf gewährt.«

»Euer Sohn, so sagt man«, wandte Cadfael ein und suchte in seinem Beutel nach dem kleinen Fläschchen, das ein Pulver aus getrockneten Eichenmistelzweigen enthielt, »ist weder tot noch hat er vor, demnächst das Zeitliche zu segnen – und doch haben Eure Gäste gestern nacht die Stadt unsicher gemacht und ›Mord‹ geschrien.«

»Er hätte ebensogut tot sein können«, gab sie zurück. »Und auch auf Raub steht, wie Ihr wißt, die Todesstrafe. Und was wäre, wenn ich gestorben wäre? Wessen Schuld wäre das gewesen? Es hätte leicht eine Doppelbeerdigung geben können. Obendrein ist die Familie ruiniert. Damit hat dieser niederträchtige Bursche ja wohl genug für einen Abend angerichtet, würde ich sagen. Aber er wird dafür bezahlen! Für vierzig Tage ist er sicher, aber wir werden auf ihn warten... Er wird uns nicht entkommen!«

»Wenn er mit seiner Beute von hier geflohen ist«, sagte Cadfael und schüttete etwas von dem Pulver auf seine Hand, »dann hat er jedenfalls nichts davon in die Kirche gebracht. Einen einzigen armseligen Penny trug er bei sich – das war alles.« Er wandte sich der jungen Frau zu, die besorgt neben dem Kopfende des Bettes stand. »Habt Ihr etwas Wein oder Milch hier? Dies Pulver muß mit Flüssigkeit eingenommen werden.«

Sie war ein kleines, molliges, hübsches Mädchen, diese Margery, vielleicht zwanzig Jahre alt, mit einem frischen, rosigen Gesicht und mit dichtem, zerzaustem, blondem Haar. Ihre Augen waren groß und aufmerksam. Kein Wunder, daß sie sich in diesem ungewohnten, von den Ereignissen der letzten Nacht erschütterten Haushalt verloren vorkam, aber dennoch waren ihre Bewegungen ruhig und überlegt, und ihre Hände zitterten nicht, als sie den Becher mit Wein füllte.

»Er hatte genug Zeit, seine Beute irgendwo zu verstecken«, beharrte die alte Frau. »Walter war schon länger als eine halbe Stunde fort, als Susanna anfang, sich Sorgen zu machen, und nachsah, wo er blieb. Bis dahin kann der Kerl schon über die Brücke und irgendwo im Gebüsch gewesen sein.«

Sie nahm den Becher und trank ihn aus. So unzufrieden sie auch mit dem Abt und dem Kloster war – Cadfael und seinen Arzneien vertraute sie. Es gab wohl kaum ein Thema, bei dem die beiden einer Meinung waren, aber trotzdem respektierten sie einander. Selbst diese geizige, bemerkenswerte alte Frau, die ihre Familie tyrannisierte und die Dienerinnen

herumkommandierte, besaß Tugenden wie Mut, seelische Kraft und Aufrichtigkeit, die keineswegs zu verachten waren.

»Er schwört aber, daß er weder Euren Sohn noch sein Gold auch nur angerührt hat«, sagte Cadfael. »Und wenn ich zugebe, daß er möglicherweise lügt, so solltet Ihr ebenfalls zugeben, daß Ihr im Irrtum sein könntet.«

Sie machte ein verächtliches Gesicht und zog den dünnen, grauen Zopf, der ihre Haut am Hals gekratzt hatte, unter ihrem Kopf hervor. »Wer sonst hätte es gewesen sein können? Er war der einzige Fremde hier, und er hegte einen Groll gegen uns, weil ich ihm den Wert von dem, was er zerbrochen hatte, vom Lohn abgezogen hatte...«

»Er behauptet, ein übermütiger junger Bursche habe ihn gestoßen, und daher sei es nicht seine Schuld gewesen, daß der Krug zerbrach.«

»Wenn er seine Dienste anbietet, muß er eine Festgesellschaft so nehmen, wie sie ist. Da fällt mir ein«, sagte sie, »daß wir ihn ohne diese angemalten Dinger hinausgeworfen haben, diese Holzringe und Bälle. Ich will nichts davon haben, und was er uns gestohlen hat, werden wir schließlich auch noch zurückbekommen. Susanna wird Euch sein Spielzeug geben. Er soll nicht sagen können, wir hätten ihn bestohlen, so wie er uns bestohlen hat.«

Sie würde ihm alles aushändigen, was ihm gehörte, aber sie würde auch ohne die leisesten Gewissensbisse darauf drängen, daß man ihn hänge.

»Ihr solltet Euch mit der Wunde zufrieden geben, die Ihr ihm beigebracht habt. Noch so ein Schlag, und man hätte *Euch* eine Mörderin genannt. Hört auf mich: Einen zweiten Wutausbruch dieser Art werdet Ihr nicht überleben. Seid maßvoll und gelassen, oder Ihr werdet einen dritten, schlimmeren Anfall haben, und es ist sehr gut möglich, daß das Euer letzter sein wird.«

Sie sah ihn gedankenvoll an. Vielleicht hatte sie sich das, auch ohne seine Ermahnung, schon gedacht. »Ich bin so, wie

ich bin«, sagte sie, und es klang eher wie ein Eingeständnis als wie Prahlerei.

»Dann seid es so lange, wie Ihr wollt, aber überlaßt es Jüngeren, über Dinge, die wenig später schon wieder vergessen sind, in Wut zu geraten. Ich lasse Euch dieses Fläschchen hier – es enthält einen Absud von Herzklee, dem besten Stärkungsmittel für das Herz, das ich kenne. Ich habe Euch ja schon einmal gezeigt, wieviel Ihr davon nehmen müßt. Heute solltet Ihr noch im Bett bleiben, und morgen werde ich noch einmal kommen. Und jetzt«, sagte Cadfael, »werde ich nach Meister Walter sehen.«

Der Goldschmied, dessen Kopf verbunden und dessen mißtrauisches Gesicht entspannt war, lag in seinem Bett und schlief, und es schien Cadfael das beste, ihn nicht zu wecken. In Gedanken versunken ging er die Treppe hinunter zu Susanna, die in der Küche an der Rückseite des Hauses war. Ein mageres junges Mädchen war dabei, das Feuer zu schüren und einen großen Topf an dem Haken darüber aufzuhängen. Cadfael hatte es schon ein- oder zweimal gesehen – sein Gesicht war blaß und schmutzig, und es hatte große dunkle Augen und volles, schwarzes Haar. Gewiß war es das uneheliche Kind einer Magd, gezeugt von seinem Herrn oder dessen Sohn oder einem Gast auf der Durchreise. Obwohl in diesem Haushalt jeder Penny dreimal umgedreht wurde, hätte das Mädchen es schlechter treffen können. Es bekam abgelegte Kleidung und ausreichend zu essen, und wenn die alte Dame auch streng und furchterregend war, so war Susanna ruhig und ausgeglichen, weder ungerecht noch tyrannisch.

Cadfael berichtete ihr, wie es der Patientin ging, und Susanna sah ihn gerade an, nickte verstehend und stellte keine Fragen.

»Und Euer Vater schläft. Ich habe ihn schlafen lassen. In seinem jetzigen Zustand ist das die beste Medizin.«



»Als ich ihn gestern nacht fand, habe ich gleich den Arzt geholt«, sagte sie. »Meine Großmutter vertraut nur Euch, aber mein Vater hat gute Erfahrungen mit Meister Arnald gemacht, und er wohnt gleich in der Nähe. Er sagt, der Schlag war nicht tödlich, aber stark genug, ihn für einige Stunden bewußtlos zu machen. Obwohl zum Teil natürlich auch der Wein daran schuld sein kann.«

»Hat er Euch noch nicht erzählen können, was vorgefallen ist? Ob er den Mann, der ihn niedergeschlagen hat, gehört oder gesehen hat?«

»Nein, nichts. Wenn er zu sich kommt, schmerzt ihn sein Kopf so, daß er sich an nichts erinnern kann. Vielleicht kehrt sein Gedächtnis später zurück.« Davon konnte Liliwins Leben abhängen! Aber wie auch immer – Walter Aurifaber war kein Lügner. Im Augenblick war also nichts von ihm zu erfahren, aber die anderen Hausbewohner mußten etwas wissen, und das zuverlässigste und vernünftigste Mitglied dieser Familie war Susanna.

»Ich habe zwar gehört, was man dem jungen Burschen vorwirft, weiß aber noch immer nicht, was eigentlich vorgefallen ist. Einige Hochzeitsgäste wurden übermütig, und es gab eine Rangelei – nichts Ungewöhnliches bei einer Hochzeit–, und dabei ist ein Krug zerbrochen. Eure Großmutter hat den Sänger mit ihrem Stock geschlagen und mit nur einem Penny als Lohn hinauswerfen lassen. Er sagt, er habe gewußt, daß Gegenwehr sinnlos war, und sei gegangen. Was danach passiert ist, weiß er nicht, und er ist erst geflohen und hat bei uns Zuflucht gesucht, als er die Verfolger hörte.«

»Das würde ich an seiner Stelle auch sagen«, erwiderte sie.

»Alles, was ein Mensch sagt, kann gelogen oder die Wahrheit sein«, sagte Cadfael. »Wieviel Zeit war seit diesem Hinauswurf verstrichen, als Meister Walter in seine Werkstatt ging?«

»Das muß fast eine Stunde später gewesen sein. Einige der Gäste brachen gerade auf, aber die übermütigsten der jungen Burschen wollten Margery noch in Daniels Kammer begleiten –

ein gutes Dutzend von ihnen war schon hinaufgegangen. Die Hochzeitsgeschenke lagen auf dem Tisch, damit man sie bewundern konnte, aber da der Abend zu Ende ging, nahm Vater sie an sich und ging in die Werkstatt, um sie in seinen Geldkasten zu legen. Etwa eine halbe Stunde später, als es oben recht laut zuing, begann ich mich zu wundern, daß er noch nicht wieder zurück war. Er hatte eine goldene Kette und Ringe, die Margerys Vater ihr geschenkt hatte, mitgenommen, und außerdem einen Geldbeutel aus Silberringen und eine Brosche aus Silber und Emaille – lauter schöne Schmuckstücke. Ich ging über den Hof zur Werkstatt und fand ihn mit dem Gesicht nach unten neben dem Geldkasten auf dem Boden liegend. Der Deckel des Kastens stand offen, und alles außer den schweren Silberplatten war geraubt worden.«

»Zum Zeitpunkt des Überfalls war der Sänger also schon eine Stunde lang fort. Hat jemand gesehen, daß er sich nach seinem Hinauswurf noch in der Nähe des Hauses aufhielt?«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. »Es war so dunkel, daß sich da draußen Hunderte hätten verstecken können. Und er ging nicht so lammfromm, wie Ihr meint. Auch er kann fluchen, und ich kann Euch sagen, er hat uns Wörter an den Kopf geworfen, die ich noch nie gehört hatte. Er schwor, daß er sich für das Unrecht, das wir ihm angetan hatten, rächen würde. Und dabei finde ich, daß er noch nicht einmal so schlecht davongekommen ist. Aber wer sonst käme als Täter in Frage? Unsere Nachbarn, Leute, die wir seit Jahren und Jahrzehnten kennen? Nein, ich bin ganz sicher, daß er sich im Hof versteckt hat. Als mein Vater in die Werkstatt ging, schlich er ihm nach und sah das Geld und den Schmuck im offenen Geldkasten. Es war genug, um einen armen Mann in Versuchung zu führen, das gebe ich zu. Aber auch ein armer Mann muß der Versuchung widerstehen.«

»Ihr seid Euch sehr sicher«, sagte Cadfael.

»Das bin ich. Für das, was er getan hat, wird er mit seinem Leben büßen.«

Die junge Magd fuhr herum und sah sie mit offenem Mund und großen, traurigen Augen an. Ein leises Geräusch, das wie das Wimmern eines Kätzchens klang, drang aus ihrer Kehle.

»Rannilt hat den Jungen in ihr Herz geschlossen«, sagte Susanna mit nachsichtiger Verachtung für eine derartige Torheit. »Er hat mit ihr in der Küche gegessen und für sie gespielt und gesungen. Jetzt tut er ihr leid, aber was geschehen ist, ist geschehen.«

»Und als Ihr Euren Vater so liegen saht, seid Ihr natürlich zurück ins Haus gelaufen, um Hilfe zu holen.«

»Ja, ich konnte ihn allein nicht aufheben. Ich schrie den Gästen zu, was geschehen war, und die, die noch nicht nach Hause gegangen waren, kamen herbei, und lestyn, unser Geselle, kam die Treppe zu dem Keller, in dem er schläft, heraufgestürzt – er war eine Stunde vorher zu Bett gegangen, denn er wußte, daß er heute morgen allein in der Werkstatt sein würde...« Natürlich, denn es war vorauszusehen, daß der Goldschmied einen Kater haben und sein Sohn mit seiner Braut im Bett liegen würde. »Wir brachten Vater nach oben und legten ihn in sein Bett, und jemand – ich weiß nicht mehr, wer es war – rief, das könne nur der Jongleur gewesen sein, und er könne noch nicht weit sein. Im nächsten Augenblick waren auch schon alle zur Tür hinaus, um nach ihm zu suchen. Ich bat Margery, bei Vater zu bleiben, und lief los, um Meister Arnald zu holen.«

»Ihr habt alles Menschenmögliche getan«, sagte Cadfael. »Aber wann hatte Eure Großmutter ihren Anfall?«

»Das war, als ich fort war. Sie war auf ihr Zimmer gegangen, vielleicht hatte sie sogar schon geschlafen, obwohl ich das bezweifle, bei dem Lärm, der oben auf dem Gang herrschte. Aber ich war kaum zur Tür hinaus, als sie in Vaters Zimmer humpelte und ihn blutüberströmt und bewußtlos da liegen sah. Sie griff sich ans Herz, sagt Margery, und fiel zu Boden. Diesmal allerdings war es kein so schlimmer Anfall – als ich mit dem Arzt zurückkam, war sie schon wieder wach und konnte reden. Wir haben uns dann um beide gekümmert.«

»Und beide sind noch einmal davongekommen«, sagte Cadfael nachdenklich. »Jedenfalls dieses Mal noch. Euer Vater ist stark und gesund, und wenn ihm nichts zustößt, wird er wahrscheinlich steinalt werden. Was aber Eure Großmutter betrifft, so sage ich Euch, was ich bereits ihr gesagt habe: Noch so eine Aufregung wäre ihr Tod.«

»Der Verlust von so viel Geld«, sagte Susanna trocken, »war schon Aufregung genug, um sie umzubringen. Wenn sie das überlebt, kann ihr bis zu ihrem seligen Ende nichts mehr passieren. Wir sind zäh, Bruder Cadfael, sehr zäh.«

Cadfael bog von dem Durchgang, der zur Straße führte, ab und trat durch die Seitentür in Walter Aurifabers Werkstatt. Diesen Weg hatte auch Walter genommen, als er die Schmuckstücke aus Gold, Silber, Edelsteinen und Emaille hierher gebracht hatte, um sie in seinen Geldkasten einzuschließen, aus dem Frau Margery sie aller Wahrscheinlichkeit nach nur mit großer Mühe wieder herausbekommen hätte, um sie anzulegen, es sei denn, hinter dieser sanften, unscheinbaren Erscheinung verbarg sich eine starke Persönlichkeit mit einem außerordentlichen Durchsetzungsvermögen. Frauen können sehr trügerisch sein.

Als er vom Durchgang in die Werkstatt trat, war die Tür, die auf die Straße führte, zu seiner Linken. In der Mitte des Raumes stand ein hoher, mit Stoff bezogener Tisch, und an der gegenüberliegenden Wand befanden sich ein schmales Regal, ein Schmelzofen, in dem jetzt kein Feuer brannte, und die Werkbänke. An einer von ihnen saß Daniel mit düster gerunzelter Stirn und arbeitete an einer Fassung für einen Moosachat. Trotz seiner Grübeleien über das Unglück, das über seine Familie hereingebrochen war, gingen seine Finger sehr geschickt mit den kleinen Werkzeugen um. Auf der Bank neben dem Ofen saß der Geselle und wog kleine Silberbarren ab. Er mochte etwa siebenundzwanzig Jahre alt sein, dieser Iestyn, ein stämmiger Bursche mit kurzem, glattem, dunklem Haar, das von einer Kappe aus dickem Stoff bedeckt war. Er wandte den Kopf, als er Cadfael eintreten hörte. Er hatte ein

breites, knochiges Gesicht mit einer dunklen Haut, buschigen Augenbrauen und tiefliegenden Augen – seine walisische Abkunft war deutlich zu erkennen. Wenn er auch nicht so gut aussah wie sein Herr, so schien er doch ein ausgeglicheneres Temperament zu haben als dieser.

Beim Anblick von Cadfael legte Daniel sein Werkzeug beiseite. »Habt Ihr nach ihnen gesehen? Wie geht es ihnen?«

»Im Augenblick recht gut, den Umständen entsprechend«, antwortete Cadfael. »Meister Walter hat seinen eigenen Arzt und ist nicht mehr in Gefahr. Allerdings kann er sich an nichts erinnern. Frau Juliana hat den Anfall überstanden, aber jede weitere Aufregung könnte tödlich sein. Das ist nur natürlich. Es gibt nur wenige Menschen, die ein solches Alter erreichen.«

Nach dem Gesicht des jungen Mannes zu urteilen, überlegte er, ob es überhaupt wünschenswert war, daß jemand so alt wurde. Gleichwohl war ihm bewußt, daß er ihr Liebling war, und diese Schwäche wußte er auszunutzen. Vielleicht mochte er sie sogar, auf seine Art und soweit es zwischen der Bitterkeit des Alters und der Ungeduld der Jugend so etwas wie Zuneigung geben konnte. Er war gewiß verwöhnt, aber nicht gefühllos. Ein Alleinerbe eines Kaufmanns kann ebenso verzogen sein wie der eines Barons.

In einem Winkel der Werkstatt stand Walters geplündelter Geldkasten, eine große, eisenbeschlagene Holztruhe, die am Boden und an der Wand festgeschraubt war. In der Absicht, einem Mitglied des Klosters, das dem Täter Unterschlupf gewährte, die Ungeheuerlichkeit dieses Verbrechens vorzuführen, schloß Daniel die beiden Schlösser auf und klappte den Deckel des Kastens auf, um zu zeigen, daß der Räuber lediglich einige schwere Silberbarren zurückgelassen hatte, die so groß und schwer waren, daß man sie nicht unter den Kleidern verbergen konnte. Die Geschichte, die er erzählte und noch so oft mit Empörung zum Besten geben würde, wie er einen Zuhörer fand, entsprach in allen Punkten der, die Cadfael von Susanna gehört hatte. Iestyn, den er bei jedem zweiten Satz zum Zeugen anrief, konnte nur nicken und jedes Wort bestätigen.

»Und Ihr seid ganz sicher, daß nur der Jongleur der Räuber gewesen sein kann?« fragte Cadfael. »Kommt kein anderer als Täter in Frage? Es ist doch allgemein bekannt, daß Euer Vater ein reicher Mann ist. Würde ein Fremder denn wissen, wie groß sein Reichtum ist? Ich glaube, daß es in dieser Stadt einige gibt, die einen Handwerker beneiden, der wohlhabender ist als sie.«

»Das ist wahr«, stimmte Daniel düster zu. »Und einer davon wohnt nicht weiter entfernt, als dieser Hof breit ist. Ihn hätte ich im Verdacht, wenn er nicht die ganze Zeit hier gewesen wäre. Aber er hat unser Haus gestern abend nicht einen Augenblick lang verlassen, und damit kommt er als Täter nicht in Frage. Ich glaube, daß er es war, der als erster auf den Gedanken kam, daß der Jongleur der Räuber war.«

»Was, Euer Mieter, der Schlosser? Den hätte ich für einen guten Menschen gehalten. Er zahlt seine Miete und kümmert sich um seine Arbeit, wie alle anderen ehrbaren Handwerker.«

»Sein Geselle John Boneth kümmert sich um die Arbeit«, sagte Daniel und schnaubte verächtlich, »und der Junge hilft ihm. Peche steckt oft genug seine lange Nase in Dinge, die ihn nichts angehen, und verbreitet lieber Geschwätz in Wirtshäusern, als seiner Arbeit nachzugehen. Wenn Ihr es genau wissen wollt: Es gibt keine Gemeinheit, die ich ihm nicht zutraue. Aber er war die ganze Zeit auf dem Fest, also kann er es nicht gewesen sein. Nein, kein Zweifel, wir waren auf der richtigen Spur, als wir Liliwin nachjagten, und das wird sich schließlich auch erweisen.«

Sie alle erzählten dieselbe Geschichte, und es mochte sein, daß sie stimmte. Es gab nur eines, was dagegen sprach: Wo würde ein Fremder im Dunkeln eine so wertvolle Beute verstecken, so daß er sie später heimlich holen könnte? Die Familie Aurifaber mochte diesen Punkt für unwesentlich halten, Cadfael jedoch maß ihm entscheidende Bedeutung bei.

Er trat durch dieselbe Tür, durch die er in die Werkstatt gekommen war, wieder in den Durchgang, und als er sie hinter sich schloß, entdeckte er am Türpfosten in Augenhöhe ein

blondes Haar, das im Luftzug hin und her wehte und im Licht der Sonne leuchtete. Der Türpfosten, den er jetzt rechts von sich hatte, war beim Eintreten zu seiner Linken, aber noch nicht von den Strahlen der Sonne beschienen gewesen. Lang und schimmernd und hell wie Flachs war das Haar. Vorsichtig zupfte er daran, und ein kleiner, rotbrauner, getrockneter Tropfen, der es an den Türpfosten geklebt hatte und an dem ein kleineres, kürzeres Haar saß, löste sich vom Holz. Cadfael betrachtete die beiden Haare einen Augenblick lang und sah, bevor er die Tür schloß, über seine Schulter. Von hier aus war der Geldkasten an der gegenüberliegenden Wand der Werkstatt deutlich zu sehen – und ein Mann, der sich über ihn beugte, ebenfalls.

So ein kleines Ding, und schlug doch ein riesiges Loch in die Verteidigung eines Mannes, für den es um Leben und Tod ging! Jemand, der etwa so groß war wie Cadfael, hatte hier am Türpfosten gestanden und in die Werkstatt gesehen – ein kleiner Mann mit blondem Haar und einer blutenden Wunde an der linken Seite seines Kopfes...

### 3

#### *Samstag – von Mittag bis Nacht*

Cadfael stand noch da und betrachtete den winzigen und doch so vielsagenden getrockneten Blutstropfen in seiner Hand, als er von der Eingangstür des Hauses her seinen Namen rufen hörte. Im selben Augenblick erfaßte ein Windstoß die Haare und trug sie davon. Er versuchte nicht, sie festzuhalten. Warum auch? Sie hatten ihm genug gesagt. Er wandte sich um und sah Susanna in die Halle gehen und die Magd, die ein zusammengeknötetes Bündel in den Händen trug, auf sich zukommen.

»Frau Susanna sagt, die gnädige Frau will diese Sachen nicht im Haus haben.« Sie öffnete das Bündel und zeigte Cadfael die bemalten und vom häufigen Gebrauch zerkratzten Holzbälle und -ringe. »Sie gehören Liliwin. Sie hat gesagt, Ihr würdet sie ihm bringen.« Die großen, dunkelgrauen Augen, die Cadfael fest anblickten, weiteten sich noch mehr. »Stimmt es?« fragte sie leise und drängend. »Ist er in Sicherheit, dort in der Kirche? Werdet Ihr ihn beschützen und nicht zulassen, daß man ihn von dort verschleppt?«

»Er ist bei uns und in Sicherheit«, beruhigte Cadfael sie. »Niemand wird es wagen, ihm ein Haar zu krümmen.«

»Und sie haben ihm nicht weh getan?« fragte sie besorgt.

»Die Verletzungen, die er hat, werden schnell heilen. Für eine Weile hat er nichts zu befürchten. Er wird vierzig Tage lang in Sicherheit sein. Ich glaube«, sagte er und musterte ihr schmales Gesicht, die zarten, hervorstehenden Backenknochen unter den weit auseinander stehenden Augen, »du magst diesen jungen Mann.«

»Er hat so schöne Musik gemacht«, sagte das Mädchen und seufzte. »Er war freundlich zu mir und war gern bei mir in der Küche. Es war die schönste Stunde meines Lebens. Aber jetzt



habe ich Angst um ihn. Was wird mit ihm geschehen, wenn die vierzig Tage vorüber sind?«

»Nun, selbst wenn es dazu kommt, daß er sich stellen muß – denn in vierzig Tagen kann viel geschehen–, wird er nicht seinen Anklägern, sondern dem Sheriff ausgeliefert werden. Das Gesetz ist streng, aber es versucht, gerecht zu sein. Und bis dahin wird sich der Zorn derer, die ihn beschuldigen, gelegt haben, und selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, können sie ihm nichts tun. Wenn du ihm helfen willst, halte Augen und Ohren offen und sprich, wenn du etwas erfährst, das der Wahrheitsfindung dient.« Dieser Gedanke erschreckte sie offenbar. Wer würde ihren Worten schon Glauben schenken? »Zu mir kannst du ganz offen sprechen«, fuhr er fort. »Weißt du, was gestern nacht hier vorgefallen ist?«

Sie schüttelte den Kopf und warf einen verstohlenen Blick über ihre Schulter. »Frau Susanna hat mich zu Bett geschickt. Ich schlafe in der Küche, ich habe nichts gehört... Ich war sehr müde.«

Die Küche war, wie es bei diesen eng beieinander stehenden, hauptsächlich aus Holz gebauten Stadthäusern üblich war, vom Haus abgeteilt, und es war gut möglich, daß sie nach ihrer langen Arbeit fest geschlafen und nichts von dem Geschrei der Gäste gehört hatte. »Aber eines weiß ich«, sagte sie und hob ihren Kopf, und Cadfael sah, daß sie trotz ihrer Zerbrechlichkeit und Jugend ein festes, energisches Kinn hatte, dessen Ausdruck ihm gut gefiel. »Ich weiß, daß Liliwin niemals einem Menschen ein Leid zugefügt hat – weder meinem Herrn noch irgendeinem anderen. Es ist nicht wahr, was man von ihm sagt.«

»Und gestohlen hat er auch nie?« fragte Cadfael leise.

Unbeirrt sah sie ihn mit ihren großen Augen an. »Aus Hunger vielleicht – ein Ei, ein Rebhuhn, das er mit einer Schlinge gefangen hatte, auch einen Laib Brot... das kann sein. Er hat immer Hunger leiden müssen.« Sie kannte dieses Gefühl, denn ihr war es die meiste Zeit ihres Lebens nicht anders gegangen.

»Aber mehr stehlen, als er braucht? Geld oder Gold? Was sollte ihm das nützen? Er ist nicht so... niemals!«

Cadfael bemerkte den Kopf, der in der Eingangstür der Wohnhalle erschien, bevor Rannilt ihn sah, und warnte sie leise: »Lauf zu! Sag, ich hätte dir Fragen gestellt, aber du hättest nichts gewußt!«

Schnell drehte sie sich um und lief schon zurück, als Susanna ungeduldig rief: »Rannilt!«

Cadfael wartete nicht, bis sie hinter ihrer Herrin im Haus verschwunden war, sondern drehte sich um und setzte seinen Weg durch den Durchgang zur Straße fort.

Mit einem Krug Dünnbier vor sich saß Baldwin Peché auf den Stufen zu seiner Werkstatt. Die Tatsache, daß die Straße schmal war und die Hausfronten nach Nordwesten gingen und daher in tiefem Schatten lagen, ließ vermuten, daß er außer Muße und Trägheit noch einen anderen Grund hatte, um diese Zeit untätig hier zu sitzen. Zweifellos waren alle Stadtbewohner, die gestern nacht an der Hochzeitsfeier in Meister Aurifabers Haus teilgenommen hatten, aufgestanden, sobald sie die Nachwirkungen des Weins abgeschüttelt hatten, und begierig, von den sensationellen Ereignissen, bei denen sie dabeigewesen waren, zu erzählen und möglicherweise Neuigkeiten zu erfahren.

Der Schlosser war ein Mann in den Fünfzigern, klein, stämmig, und hatte ein kleines Bäuchlein. Er ging gern auf dem Severn fischen, war aber, was in dieser Stadt recht ungewöhnlich war, ein schlechter Schwimmer. Und es war nur zu wahr: Er hatte eine lange Nase, die jeden Skandal sofort witterte, obwohl er, als bereite es ihm mehr Vergnügen, über seine Mitmenschen im Bilde zu sein, als aus ihnen Profit zu schlagen, von seinem Wissen nur sehr vorsichtig Gebrauch machte. Die blaßblauen Augen in seinem runden, geröteten, lächelnden Gesicht funkelten vor Schadenfreude. Cadfael kannte ihn und wünschte ihm einen guten Morgen, als sei er es,

der an den Schlosser herantrat, während er doch nur zu gut wußte, daß Peche auf ihn gewartet hatte.

»Nun, Bruder Cadfael«, sagte der Schlosser freundlich, »ich nehme an, daß Ihr Euch um meine unglücklichen Nachbarn gekümmert habt. Ich hoffe, sie sind unter diesen Schicksalsschlägen nicht zusammengebrochen. Der Junge hat mir gesagt, daß es beiden schon etwas besser geht.«

Cadfael bestätigte das, stellte Peche die Fragen, auf die jener gewartet hatte, und hörte sich dann die Geschichte an, die Aurifabers Nachbar zu erzählen hatte und die detaillierter ausfiel als alle anderen zuvor, denn schließlich war Peche hier in seinem Element. Sein Geselle, ein hübscher junger Mann, der mit seiner verwitweten Mutter ein oder zwei Straßen weiter lebte, warf durch die Tür der Werkstatt einen wissenden Blick auf seinen Meister und zog sich zurück, um die Arbeit allein fortzusetzen, was ihm ohnehin lieber war. John Boneth hatte von seinem fähigen, aber faulen Meister alles gelernt, was dieser ihm beibringen konnte, und war durchaus in der Lage, die Geschäfte allein zu führen. Peche hatte keinen Sohn und verließ sich voll und ganz auf seinen Gesellen. John Boneth konnte warten.

»Eine gute Partie, wenn Ihr mich fragt«, sagte Peche und klopfte mit seinem ausgestreckten Zeigefinger auf Cadfaels Brust, »erst recht, wenn Walters Geld tatsächlich geraubt ist und nicht wiedergefunden wird. Edred Beles Tochter erbt genug, um mindestens die Hälfte des Verlustes wieder wett zu machen. Walter hat sich ganz schön ins Zeug gelegt, um sie für seinen Sohn zu bekommen, und die alte Dame hat auch ihr Teil dazu beigetragen, das könnt Ihr mir glauben!« Er zwinkerte Cadfael zu und rieb Daumen und Zeigefinger vielsagend gegeneinander. »Und dabei ist das Mädchen keine Schönheit und hat keine besonderen Vorzüge – Margery kann weder singen noch tanzen, und in Gesellschaft ist sie stumm wie ein Fisch. Sie ist natürlich keine Mißgeburt, sonst hätte sie der Junge ja gar nicht genommen – bei den Möglichkeiten, die er hat, hätte er das kaum nötig!«

»Er ist ein gutaussehender Bursche«, pflichtete Cadfael ihm bei, »und es heißt, er sei ein recht geschickter Goldschmied. Außerdem wartet ein nicht gerade kleines Erbe auf ihn.«

»O nein, jetzt nicht mehr!« flüsterte Baldwin, beugte sich noch näher zu Cadfael und tippte wieder mit dem Finger auf seine Brust. Auf seinem wissenden Gesicht lag ein regelrecht fröhlicher Ausdruck. »Das Warten fällt ihm schwer. Junge Leute leben im Heute, nicht im Morgen, und um ihren Spaß zu haben, brauchen sie nicht unbedingt verheiratet zu sein – wenn Ihr versteht, was ich meine... Na ja, die alte Dame hat einen Narren an ihm gefressen, und für sie ist er ihr Augenstern, aber trotzdem knöpft sie ihre Geldbörse zu und verwöhnt ihn nicht gerade mit Geschenken. Jedenfalls nicht mit solchen, auf die er es abgesehen hat!«

Etwas spät kam Cadfael der Gedanke, daß es für einen Mönch wohl kaum schicklich war, solchen Gerüchten Gehör zu schenken, aber wenn er auch nichts tat, was den Schlosser zu diesen Vertraulichkeiten ermuntert hätte, so hörte er doch zu. Und eine Ermunterung war ohnehin unnötig. Peche war offenbar entschlossen, sein Wissen an den Mann zu bringen.

»Ich will nicht indiskret sein«, flüsterte er Cadfael ins Ohr, »aber er hat seine Finger ein paarmal in ihrer Börse gehabt, obwohl sie die hütet wie ihren Augapfel. Sein Liebchen kommt ihn teuer, ganz zu schweigen von dem Tanz, den ihr Mann aufführen wird, wenn er ihnen auf die Schliche kommt. Ich schätze, daß die Mitgift seiner Frau, wenn er sie nur in die Finger bekommen kann, bald am Hals einer anderen hängen wird. Nicht daß er irgend etwas an seiner Frau auszusetzen hätte – nein, nein, er hat das Mädchen ganz gern und ihr Geld sogar noch lieber. Aber am liebsten hat er eine andere. Ich werde keine Namen nennen! Aber ihr hättet gestern abend dabei sein sollen! Herausgeputzt wie eine Prinzessin war sie, und der alte Knochen, mit dem sie verheiratet ist, stolzierte mit stolzgeschwellter Brust umher, weil seine Frau von allen Anwesenden die Schönste war. Und dabei waren die Blicke, die sie und der Bräutigam gewechselt haben, für den Alten wie ein

Schlag ins Gesicht. Nur gut, daß ich der einzige war, der das bemerkt hat!«

»Da habt Ihr recht – das war ein Segen!« sagte Cadfael beinahe geistesabwesend, denn er überlegte, wie verständlich es war, daß Daniel auf den Meter seines Vaters nicht allzu gut zu sprechen war. Er zweifelte nicht an der Richtigkeit dessen, was Peche ihm berichtete. Wirklich passionierte Klatschmäuler erzählen keine Lügen. Zweifellos hatte Peche nichts zu sagen brauchen: Ein gewisses Beben seiner immer schnüffelnden Nase und wissende Blicke seiner kühlen, vergnügten Augen hatten Daniel, der offenbar kein Dummkopf war, verraten, daß seine amourösen Abenteuer seinem Nachbarn nicht verborgen geblieben waren.

Und jener alte Prahlhans war also bei der Hochzeitsfeier ein willkommener Gast gewesen und mußte daher ein Kaufmann aus Shrewsbury sein, der mit einer jungen, lebenslustigen und hübschen Frau verheiratet war... Hatte er vielleicht ein zweites Mal geheiratet? Die Stadt war nicht so groß, daß Cadfael lange nachdenken mußte. Ailwin Corde hatte sich, nachdem seine erste Frau vor einigen Jahren gestorben war, gegen den Willen seines erwachsenen Sohnes noch einmal verheiratet, und zwar mit einer Schönheit namens Cecily, die weniger halb so alt war wie er...

»An Eurer Stelle würde ich meine Zunge hüten«, riet er Peche. »Wollhändler haben in dieser Stadt viel zu sagen, und nicht jeder Ehemann wird es Euch danken, wenn Ihr ihm die Augen öffnet.«

»Was, ich? Ich bin keiner, der ungefragt seine Meinung sagt.« Seine vergnügten Augen glitzerten wie Eis, und seine lange Nase zuckte. »Ich doch nicht! Ich habe einen guten Hauswirt, eine gemütliche Wohnung und keineswegs die Absicht, mir das Leben schwer zu machen. Ich freue mich über jede Abwechslung, Bruder, aber nur in stillen und für mich allein. Daran kann doch nichts Schlimmes sein.«

»Nein, da habt Ihr recht«, stimmte Cadfael ihm zu, verabschiedete sich und machte sich, in Gedanken versunken,

ohne sich allerdings sicher zu sein, was er von dieser Sache halten sollte, auf der gewundenen Straße, die zum Fluß hinunterführte, auf den Rückweg zum Kloster. Was hatte er in Erfahrung gebracht? Daß Daniel Aurifaber wahrscheinlich nicht nur Händchen hielt mit Frau Cecily Corde, deren Ehemann Wolle in Wales kaufte und in England verkaufte und daher oft tagelang unterwegs war, und daß die Dame, so verliebt sie auch sein mochte, Geschenke erwartete und auch sonst recht anspruchsvoll war, während ihr junger Kavalier einen geizigen Vater und eine gleichermaßen geizige Großmutter hatte und angeblich bei passender Gelegenheit bereits kleinere Beträge gestohlen hatte. Wenn das alles stimmte, ergaben sich daraus Verdachtsmomente, die man nicht von der Hand weisen konnte. Und hatte Daniels Vater gestern nacht nicht mindestens die Hälfte der Mitgift seiner Schwiegertochter weggeschlossen? Damit war sie dem Zugriff seines Sohns entzogen – oder war es am Ende Daniel gewesen, der den Schmuck letzte Nacht an sich gebracht hatte? So etwas kam in den besten Familien vor.

Und was hatte Cadfael außerdem erfahren? Daß Daniel, aus gutem Grund, keine hohe Meinung von seinem Nachbarn hatte, der seine Nase in die Angelegenheiten anderer Leute steckte, und daß der Sohn des Goldschmieds Peché für einen der Hauptverdächtigen gehalten hätte, wenn dieser zur Tatzeit nicht ständig anwesend gewesen wäre.

Nun, man würde sehen. Vierzig Tage waren eine lange Zeit.

Das Hochamt war bereits vorbei, als Cadfael die Brücke überquert hatte und durch das Torhaus auf den großen Innenhof des Klosters ging. Bruder Jerome, Prior Roberts rechte Hand, winkte ihm.

»Der Ehrwürdige Vater bittet Euch, ihn noch vor dem Essen aufzusuchen.« Cadfael fand die Mißgunst und Mißbilligung, die Jeromes Gesicht deutlich abzulesen waren, abstoßender als Baldwin Peches unverhohlene Freude über das, was er über seine Mitbürger herausfand. »Ich hoffe, Bruder, daß Ihr der Zeit und der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen und nicht versuchen werdet, unser Kloster über die Verpflichtung des Asylrechts hinaus in diese schmutzige Angelegenheit hineinzuziehen. Es

ist nicht an Euch, Euch etwas anzumaßen, das Sache des Gerichts ist.«

Wenn Jerome auch keine ausdrückliche Anweisung hatte, dies zu sagen, so hatte er doch das Recht dazu von Prior Roberts gerunzelter Stirn abgelesen. Einen so niedrigen, zerlumpten und armseligen Menschen wie Liliwin hier zu beherbergen, setzte dem Prior zu wie eine Klette, die sich an seiner Kutte festgesetzt hatte und seine aristokratische Haut reizte. Solange dieser Fremdkörper im Kloster war, würde er keine Ruhe finden – er wollte ihn entfernen und die geordnete Symmetrie seines Lebens wiederherstellen. Nicht nur er selbst, sondern auch die Mönche des Klosters, die durch diesen Eindringling aus der Außenwelt aufgestört waren, sollten ihren inneren Frieden wiederfinden. Eine Konfrontation mit Schrecken und Schmerz kann ja tatsächlich sehr aufwühlend sein.

»Der Abt wird wahrscheinlich nur wissen wollen, wie es meinen Patienten geht«, sagte Cadfael mit ungewöhnlicher Großmut gegenüber der Engstirnigkeit von Menschen, die ihm so fremd waren wie Prior Robert und sein Schreiber. Immerhin war ihre Sorge ja verständlich. Diese ehrwürdigen Mauern waren erzittert, und die Seelen derer, die hier lebten, erbebt. »Ich habe alle Hände voll mit ihnen zu tun und reiße mich nicht darum, mir noch mehr aufzubürden. Hat man dem Jungen zu essen gegeben und nach seinen Wunden gesehen? Das ist alles, was mich interessiert.«

»Bruder Oswin hat sich um ihn gekümmert«, antwortete Jerome.

»Das ist gut! Dann werde ich jetzt unseren Abt aufsuchen und sehen, ob ich etwas zu essen bekommen kann, denn ich habe nicht gefrühstückt, und die dort oben in der Stadt haben andere Sorgen als einem hungrigen Mönch einen Bissen anzubieten.«

Als er über den Hof zum Haus des Abtes ging, fragte er sich allerdings, wieviel von dem, was er in Erfahrung gebracht hatte, er dem Abt erzählen würde. Radulfus war sicher nicht an

zweideutigen Reden interessiert, und auch über einen getrockneten Blutstropfen, an dem einige blonde Haare klebten, gab es nicht viel zu sagen; wenigstens nicht, bevor der fahrende Gaukler, der alle gegen sich hatte und dessen Leben auf dem Spiel stand, nicht Gelegenheit bekommen hatte, sich dazu zu äußern.

Abt Radulfus nahm die Nachricht, daß die gesamte Hochzeitsgesellschaft von Liliwins Schuld überzeugt war, ohne Überraschung auf. Er glaubte jedoch nicht, daß Daniel oder irgendein anderer mit Gewißheit sagen konnte, wer den ganzen Abend über anwesend gewesen war und wer nicht.

»Bei so vielen Gästen und einer Feier, die so lange gedauert hat und bei der so viel getrunken wurde, kann doch niemand genau sagen, wer wann gekommen oder gegangen ist. Dennoch kann man eine übereinstimmende Aussage, die von so vielen Leuten gemacht wird, nicht einfach übergehen. Nun, wir müssen unsere Pflicht tun und alles andere den Vertretern des Gesetzes überlassen. Der Unteroffizier hat mir gesagt, daß sich der Sheriff im Osten der Grafschaft aufhält, um einen Streit zwischen zwei benachbarten Adligen zu schlichten. Sein Stellvertreter soll jedoch noch im Lauf des Tages hier eintreffen.«

Das war eine gute Nachricht. Hugh Beringar würde dafür sorgen, daß bei der Wahrheitsfindung nicht der leichteste Weg beschriftet wurde und man scheinbar unbedeutende Einzelheiten, die nicht ins Bild paßten, überging. Abgesehen davon, daß er ihm seine Jongleurkugeln und -ringe zurückgeben wollte, hatte Cadfael vor, ein solches Detail mit Liliwin zu besprechen. Nach dem Essen machte er sich auf die Suche nach ihm und fand ihn im Kreuzgang. Er hatte sich Nadel und Faden geliehen und war dabei, die Risse in seinem Mantel zu nähen. Er hatte sein Gesicht unter der verbundenen Stirn gründlich gewaschen. Es sah blaß und mager, aber sauber aus, und Cadfael sah, daß er ebenmäßige, ja sogar feine Gesichtszüge besaß. Und wenn er auch den Staub noch nicht aus seinem Haar hatte waschen können, so hatte er es doch ordentlich gekämmt.



Erst das Zuckerbrot, dann die Peitsche... Cadfael setzte sich neben ihn und legte ihm das mitgebrachte Bündel in den Schoß. »Hier hast du einen Teil deiner Habseligkeiten zurück. Da – sieh selbst nach!«

Aber Liliwin hatte das ausgebleichte Tuch, in das die Bälle und Ringe eingeschlagen waren, bereits erkannt. Ungläubig und verwundert betrachtete er das Bündel, knüpfte dann den Knoten auf und betastete liebevoll und mit Freude seinen bescheidenden Besitz. Er errötete, und sein Gesicht hellte sich auf, als könne er nun zum erstenmal seit langer Zeit wieder daran glauben, daß auch er ein Anrecht auf Trost und Güte hatte.

»Aber wie habt Ihr sie bekommen? Ich hätte nie gedacht, daß ich sie jemals wiedersehen würde. Und Ihr habt daran gedacht, danach zu fragen..., für mich... Das war sehr freundlich von Euch!«

»Ich brauchte gar nicht danach zu fragen. Die alte Dame, die dich geschlagen hat, ist ehrlich, auch wenn sie ein alter Drache ist. Und obwohl sie äußerst geizig ist, will sie nicht behalten, was ihr nicht gehört. Darum hat sie dir dies zurückgeschickt.« Mit nicht gerade freundlichen Worten, aber das brauchte Cadfael ihm ja nicht zu sagen. »Hier, nimm es als ein gutes Zeichen. Wie geht es dir heute? Hast du zu essen bekommen?«

»Sehr gut! Ich soll mir mein Essen zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendessen in der Küche abholen.« Es klang fast, als könne er gar nicht glauben, daß er dreimal am Tag eine Mahlzeit bekommen sollte. »Und sie haben mir eine Matratze in den Vorbau gelegt, weil ich nachts außerhalb der Kirche Angst habe.« Das hatte er ohne Hintergedanken und voller Demut gesagt. »Es paßt ihnen nicht, daß ich hier bin. Ich bin ihnen ein Dorn im Auge.«

»Sie sind an Ruhe und Frieden gewöhnt«, antwortete Cadfael verständnisvoll, »und du hast ihnen nur Aufregung gebracht. Du mußt Zugeständnisse machen – das tun sie schließlich auch. Aber ab heute nacht darfst du ruhig schlafen.

Der Stellvertreter des Sheriffs kommt heute abend in die Stadt und ihm kannst du vertrauen, das verspreche ich dir.«

Nach all den Erfahrungen, die er in seinem kurzen Leben gemacht hatte, würde es Liliwin nicht leicht fallen, jemandem zu vertrauen, aber die Ringe und Bälle, die er liebevoll zu seinen Füßen niedergelegt hatte, erschienen ihm fast wie ein Versprechen. Er beugte sich über seine Arbeit und schwieg.

»Und darum«, sagte Cadfael geradeheraus, »solltest du dir überlegen, ob du mir nicht lieber auch den Teil deiner Geschichte erzählen willst, den du bis jetzt ausgelassen hast. Denn du bist ja nicht so folgsam deiner Wege gegangen, wie du uns weismachen wolltest, stimmt's? Was hattest du an der Tür zu Meister Walters Werkstatt zu suchen, zu einem Zeitpunkt, als du, wie du behauptet hast, schon lange auf dem Weg zum Stadttor warst? Die Tür stand offen, und dein Kopf lehnte am Türpfosten – von dieser Stelle aus kann man den Geldkasten des Goldschmieds deutlich sehen. Stand er ebenfalls offen? Und beugte er sich gerade darüber?«

Liliwin stach sich in den Finger. Er ließ Nadel, Faden und Mantel fallen, steckte seinen blutenden Daumen in den Mund und sah Bruder Cadfael mit großen, ängstlichen Augen an. Mit schriller Stimme widersprach er: »Ich bin nie dort gewesen... Ich weiß nichts davon...« Seine Stimme erstarb, und er schlug die Augen nieder und sah auf seine Hände. Seine Wimpern waren so lang und dicht wie die einer guten Milchkuh.

»Mein Sohn«, sagte Cadfael seufzend, »du hast dort in der Tür gestanden und in die Werkstatt gesehen. Die Spuren, die du dort zurückgelassen hast, beweisen es: Ein Bursche deiner Größe mit einer Kopfwunde hat sich jedenfalls lang genug an den Türpfosten gelehnt, um einen kleinen Blutfleck und zwei hellblonde Haare dort zu hinterlassen. Nein, nur ich habe das bemerkt – der Wind hat alles davongeweht, aber ich habe es gesehen, und ich weiß Bescheid. Und jetzt sag mir die Wahrheit: Was ist vorgefallen zwischen dir und ihm?«

Cadfael fragte nicht, warum Liliwin gelogen hatte, indem er diesen Teil der Geschichte ausließ – das war unnötig. Hätte er

denn zugeben sollen, daß er am Tatort war? Ein Unschuldiger hätte dieses Eingeständnis ebenso vermieden wie ein Schuldiger.

In demselben Wind, der die beiden blonden Haare davongeweht hatte, saß Liliwin da und zitterte wie Espenlaub. Hier, zwischen diesen alten, dicken Mauern, war die Luft noch kühl, und er hatte nur ein geflicktes Hemd und eine abgetragene Hose an – der Mantel lag auf seinen Knien. Er schluckte hart und seufzte.

»Es stimmt, ich blieb noch länger... Sie hatten mich ungerecht behandelt!« stieß er hervor. »Ich wartete im Dunkeln vor dem Haus. Sie waren nicht alle so hartherzig wie sie, und ich dachte, ich könnte vielleicht durch Bitten etwas erreichen... Dann sah ich ihn mit einer Laterne in die Werkstatt gehen und folgte ihm. Er war nicht so wütend gewesen, als der Krug zerbrach, und hatte versucht, die Alte zu beruhigen. Darum wagte ich es, ihn anzusprechen. Ich ging hinein und bat ihn um den Lohn, der mir versprochen worden war, und er gab mir einen zweiten Penny. Er gab mir einen Penny, und ich ging. Ich schwöre es!«

Er hatte auch die andere Version geschworen, aber das war aus Angst geschehen, Angst, die entstanden war durch ein Leben voller Verfolgung und Demütigung.

»Und dann bist du gegangen? Du hast nichts mehr gesehen? Genauer gesagt: Hast du jemanden bemerkt, der sich, wie du, im Dunkeln verborgen hatte und nach dir zu ihm hineinging?«

»Nein, niemanden. Ich ging und war froh, daß das erledigt war. Wenn er lebt, wird er Euch sagen, daß er mir einen zweiten Penny gab.«

»Er lebt, und er wird so bald nicht sterben«, sagte Cadfael. »Der Schlag, den er erhielt, war nicht tödlich. Aber bis jetzt hat er noch nichts ausgesagt.«

»Aber das wird er, das wird er – er wird Euch erzählen, daß ich ihn angebettelt habe und daß er Mitleid mit mir hatte. Ich hatte doch nur Angst«, rief Liliwin zitternd, »ich hatte solche

Angst! Wenn ich gesagt hätte, daß ich dort war, hätten sie mich gleich aufgehängt.«

»Gut«, sagte Cadfael ruhig, »aber nun denk nach: Wenn Meister Aurifaber wieder bei klarem Bewußtsein ist und mit dieser Geschichte heraustrückt – was für einen Eindruck wird es machen, daß du vorher nichts davon gesagt hast? Und außerdem könnte er, wenn er sich wieder an alles erinnern kann, in der Lage sein, den Täter zu benennen und dich von dem Verdacht reinzuwaschen.«

Bei diesen Worten beobachtete er den Jungen genau, denn für einen Unschuldigen wäre dieser Gedanke ein großer Trost, für einen Schuldigen aber der Untergang. Liliwins ängstliches Gesicht jedoch hellte sich langsam auf und verriet Hoffnung. Dies war der erste verlässliche Hinweis darauf, wie weit man ihm glauben durfte.

»Daran habe ich nie gedacht. Sie sagten, er sei tot, und ein Toter kann weder anklagen noch freisprechen. Wenn ich gestern gewußt hätte, daß er am Leben ist, hätte ich Euch die ganze Wahrheit gesagt. Was soll ich nun tun? Es wird nicht gut aussehen, wenn ich zugebe, gelogen zu haben.«

»Am besten erzählst du es dem Ehrwürdigen Vater Abt, und zwar, ohne ihm zu sagen, daß ich dir auf die Schliche gekommenbin – denn den Beweis dafür hat der Wind fortgeweht«, sagte Cadfael nach kurzer Überlegung. »Kleide dein Geständnis in eine Beichte. Und wenn, wie ich hoffe und wie es wohl auch geschehen wird, Hugh Beringar heute abend eintrifft, kannst du ihm selbst die ganze Geschichte erzählen. Was auch immer dann geschieht – du wirst, solange du hier Asyl genießt, ein reines Gewissen haben und kannst getrost sein, daß die Wahrheit auf deiner Seite steht.«

Hugh Beringar von Maesbury, der Stellvertreter des Sheriffs der Grafschaft, traf nach einem langen Gespräch, das er mit dem Unteroffizier über den geraubten Schatz führte, zur Vesperzeit im Kloster ein. Man hatte jeden Meter zwischen dem Haus des Goldschmieds und dem Gebüsch, in dem man Liliwin

gegen Mitternacht aufgestöbert hatte, abgesucht, ohne etwas zu finden. Alle Bewohner der Stadt waren davon überzeugt, daß der Jongleur der Schuldige war und seine Beute versteckt hatte, bevor man seine Verfolgung aufnahm.

»Aber wie ich Euch kenne, seid Ihr anderer Meinung«, sagte Beringar, als er neben Cadfael auf das Torhaus zuing und zwinkerte seinem Freund zu. »Und zwar nicht nur, weil dieser Gast, der Euch aufgedrängt wurde, jung, hungrig und schutzlos ist. Welche Beweise habt Ihr für Eure Annahme? Ich sehe Euch doch an, daß Ihr von seiner Unschuld überzeugt seid.«

»Ihr habt seine Geschichte gehört«, antwortete Cadfael. »Aber das Gesicht, das er machte, als ich ihm sagte, der Goldschmied könne seine Erinnerung an die Nacht des Überfalls wiedererlangen und den Namen seines Angreifers nennen, habt Ihr nicht gesehen. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit so viel Hoffnung wie ein Engel des Herrn. Ein Schuldiger hätte wohl kaum so reagiert.«

Beringar dachte nach und nickte ernst. »Aber der Bursche ist ein Spielmann und hat gelernt, sein Gesicht unter allen Umständen zu beherrschen. Das soll kein Vorwurf sein – schließlich ist das sein einziger Schutz. Sein ganzes Trachten muß jetzt dahin gehen, vollkommen unschuldig zu erscheinen.«

»Und Ihr meint, ich sei leicht hinters Licht zu führen«, bemerkte Cadfael trocken.

»Ganz und gar nicht. Aber es besteht die Möglichkeit, daß er Euch getäuscht hat, und das sollten wir nicht vergessen.« Das stimmte, und das Lächeln, das Beringar seinem Freund von der Seite zuwarf, unterstrich seine Worte. »Natürlich weiß ich, daß es für Euch nichts Neues wäre, der einzige zu sein, der eine andere Überzeugung hat als alle anderen und der am Ende recht behält.«

»Nicht der einzige«, sagte Cadfael fast geistesabwesend, denn vor seinem geistigen Auge sah er Rannilts schmales, elfenhaftes Gesicht. »Es gibt eine, die noch fester von seiner Unschuld überzeugt ist als ich.« Sie hatten das Torhaus erreicht. Die breite Landstraße, die durch die Klostersiedlung

führte, lag vor ihnen, und langsam senkte sich der Abend herab. »Ihr sagt, Ihr hättet die Stelle gefunden, wo der Bursche sein Nachtlager aufschlagen wollte. Sollen wir sie uns einmal ansehen?«

Sie traten durch das Tor. Es war ein ungleiches Paar, das da so einträchtig Seite an Seite einherschritt: Der Mönch war gut sechzig Jahre alt, stämmig und untersetzt und hatte einen wiegenden Gang wie ein Seemann, während der Sheriff mehr als dreißig Jahre jünger, einen halben Kopf größer und dennoch zierlicher war, sich elegant und geschmeidig bewegte und ein schwermütiges Gesicht besaß. Cadfael hatte miterlebt, wie dieser junge Mann nach einem gerechten Kampf nicht nur mit seiner Bestallung, sondern auch mit einer bezaubernden Frau belohnt worden war, und war vor einigen Monaten bei der Taufe seines ersten Sohnes dabeigewesen. Die beiden verstanden sich besser, als es bei Männern gewöhnlich der Fall ist, und dennoch geschah es immer wieder, daß sie, wenn es um die Gerechtigkeit ging, auf verschiedenen Seiten standen.

Sie lenkten ihre Schritte auf die Brücke zu, die zur Stadt führte, bogen jedoch kurz vor dem Fluß nach rechts in den Baumgürtel ab, der die Landstraße säumte. Dahinter, in Richtung des Flusses, der jetzt im Zwielflicht des Abends erglänzte, fiel der Boden zu dem fruchtbaren Stück Acker- und Wiesenland ab, das dem Kloster gehörte und den Namen »die Gaye« trug. Das grünliche, klare Licht fiel durch die Zweige, als sie an die Stelle kamen, wo Liliwin sich traurig schlafen gelegt hatte, bevor er diese unfreundliche Stadt verließ. Sein Lager in dem hohen Gras sah aus wie ein Nest: Es war rund und klein, wie der Schlupfwinkel einer Haselmaus.

»Er ist hochgeschreckt und wie ein aufgestörter Hase mit einem Satz aufgesprungen«, stellte Hugh fest. »Seht Ihr? Hier sind junge Triebe umgeknickt – hier muß er durch die Büsche gebrochen sein. Kein Zweifel, dies ist die Stelle.« Er sah sich neugierig um, denn Cadfael suchte die Büsche ab, die hier dicht beieinander standen. »Wonach sucht Ihr?«

»Er trug seinen Rebec in einer Leinentasche über der Schulter«, sagte Cadfael. »Der Tragriemen verfiel sich in

einem Zweig, aber er wagte es nicht, stehenzubleiben, und so hat er sein Instrument verloren. Als er mir das erzählte, machte er den Eindruck eines Mannes, der einen großen Verlust erlitten hat. Ich bin sicher, daß er die Wahrheit sprach. Ich würde zu gerne wissen, wo das Instrument geblieben ist.«

Er fand die Antwort auf diese Frage noch am selben Abend, allerdings erst, als er sich von Hugh Beringar verabschiedet hatte und auf dem Rückweg zum Torhaus war. Es war ein schöner Abend, und da bis zur Komplet noch reichlich Zeit blieb, hatte Cadfael es nicht eilig. Er sah den gesetzteren Bewohnern der Klostersiedlung bei ihrem Abendspaziergang zu und beobachtete die Spiele der Jungen, die ebensowenig Lust hatten zu Bett zu gehen wie er selbst. Etwa ein Dutzend von ihnen rannte schreiend und lachend an ihm vorüber; manche waren, da sie soeben vom Fluß kamen, noch halb nackt, froren aber nicht so sehr, daß sie es eilig gehabt hätten, sich an den wannen Ofen zu setzen. Sie traten und schlugen mit Stöcken nach einem formlosen Stoffball, und einer der Jungen hatte etwas Kürzeres und Breiteres in den Händen. Es klang hohl, als er damit zuschlug, und eine einzelne Saite brummte. Es war ein schreckliches Geräusch, wie ein Hilfeschrei, der ohne viel Hoffnung auf Gehör ausgestoßen wurde.

Der Junge, dem dieser Gegenstand gehörte, blieb hinter den anderen zurück und ließ sein Gerät im Staub schleifen. Cadfael holte ihn ein und ging neben ihm her, wobei er den Eindruck zu vermeiden suchte, er sei ein Pirat, der im Entern begriffen war. Der Junge sah auf, erkannte ihn und grinste. Er hatte es nicht mehr weit bis nach Hause und war seines Spielzeugs überdrüssig.

»Was um alles in der Welt hast du denn da?« fragte Cadfael freundlich. »Und wo hast du das komische Ding gefunden?«

Das Kind deutete mit einer vagen Handbewegung auf die Bäume, die die Gaye begrenzten. »Es lag da hinten, in einer Stofftasche, aber die habe ich am Fluß verloren. Ich weiß auch

nicht, was das sein soll. So etwas habe ich noch nie gesehen. Ich habe keine Ahnung, was man damit machen kann.«

»Hast du«, fragte Cadfael und betrachtete den zerbrochenen Rebec, »bei diesem komischen Ding auch einen Stock gefunden, der mit dünnen Haaren bespannt war?«

Der Junge gähnte und ließ sein Spielzeug in den Staub fallen. »Ja, damit wollte ich Davey eines überziehen, weil er mich ins Wasser gestoßen hat, aber es ist zerbrochen. Da hab ich es weggeworfen.« So war es wohl gewesen, nachdem sich die Unbrauchbarkeit dieses Gegenstands als Waffe herausgestellt hatte, und genauso hatte er nun auch das Instrument selbst weggeworfen und rieb sich mit schmutzigen Fingern die schläfrigen Augen.

Bruder Cadfael hob die traurigen Überreste auf und untersuchte den eingedrückten Korpus und die herabhängenden Saiten. Da war nichts zu machen – es war alles, was von dem verlorenen Rebec noch übrig war. Er nahm ihn mit und konnte sich nur zu gut vorstellen, welchen Schmerz der Zustand des Instrumentes seinem unglücklichen Besitzer bereiten würde. Angenommen, Liliwin kam mit heiler Haut aus dieser Geschichte heraus, dann besaß er keinen Penny und hatte nun auch keine Möglichkeit mehr, sich Geld zu verdienen. Aber das war noch nicht alles, und Cadfael wußte es schon, noch bevor er das zerstörte Instrument in Liliwins zitternde Hände legte und sah, wie sich Trauer und Verzweiflung auf seinem Gesicht ausbreiteten. Der Junge drückte den zerbrochenen Rebec ans Herz, wiegte ihn in seinen Armen, beugte sich über den zersplitterten Korpus und brach in Tränen aus. Er trauerte nicht so sehr einem verlorenen Eigentum nach als vielmehr einer toten Liebsten.

Cadfael setzte sich in die nächste Nische des Scriptoriums und sagte nichts, bis der erste Schmerz sich gelegt hatte und Liliwin reglos, mit hochgezogenen Schultern dasaß und seinen ermordeten Liebling an sich drückte.

»Es gibt Leute«, sagte Cadfael dann leise, »die sich auf die Kunst verstehen, ein solches Instrument zu reparieren. Ich



gehöre nicht zu ihnen, wohl aber Bruder Anselm, unser Vorsänger. Wir könnten ihn bitten, sich deine Fiedel einmal anzusehen. Vielleicht kann er sie wieder zum Singen bringen.«

»Das hier?« Liliwin fuhr herum und zeigte ihm die armseligen Oberreste. »Seht es Euch doch an – das taugt nur noch zum Verbrennen! Wer sollte das schon noch reparieren können?«

»Weißt du das so genau? Ich jedenfalls bin mir nicht so sicher, daß es sinnlos ist. Was ist denn schon dabei, einen Mann zu fragen, der sich in diesen Dingen auskennt? Und wenn dein Rebec wirklich nicht mehr zu reparieren ist, könnte Bruder Anselm dir einen neuen machen.«

Ungläubig und verbittert startete Liliwin ihn an. Warum sollte er auch annehmen, daß jemand sich die Mühe machen würde, einem so verachteten und niedrigen Menschen wie ihm einen Dienst zu erweisen? Die Brüder dieses Klosters hatten ihm Unterkunft und Nahrung zu gewähren, aber mehr auch nicht – und selbst dies taten sie wahrscheinlich nur, weil es ihre Pflicht war. Und in der Welt draußen hatte ihm nie jemand einen Gefallen getan, der mehr als eine Brotrinde gekostet hatte.

»Als ob ich je für einen neuen Rebec bezahlen könnte! Warum macht Ihr Euch über mich lustig?«

»Du vergißt, daß wir keine Kaufleute sind. Wir haben keine Verwendung für Geld. Aber zeig Bruder Anselm ein gutes Instrument, das beschädigt ist, und er wird versuchen, es heil zu machen. Zeig ihm einen guten Musiker, der sein Instrument verloren hat, und er wird alles tun, um ihm ein neues zu verschaffen. Bist du ein guter Musiker?«

»Ja!« antwortete Liliwin stolz. Zumindest in diesem einen Punkt kannte er seinen Wert.

»Dann beweise es ihm, und er wird für dich tun, was er kann.«

»Meint Ihr das im Ernst?« fragte Liliwin, hin und her gerissen zwischen Hoffnung und Zweifel. »Wollt Ihr ihn wirklich fragen? Vielleicht wäre er bereit, mir seine Kunst beizubringen.« Er zögerte, und sein Gesicht verdüsterte sich mit einer Plötzlichkeit, die mehr als viele Worte sagte. Jedesmal wenn er

Pläne für die Zukunft machte, wurde ihm im nächsten Augenblick von neuem bewußt, daß es für ihn vielleicht gar keine Zukunft mehr gab. Fieberhaft suchte Cadfael nach etwas, mit dem er Liliwin von seiner momentanen Verzweiflung ablenken konnte.

»Glaube nur nicht, daß du keine Freunde hast! Das wäre einfach undankbar, wo du doch eine Frist von vierzig Tagen hast, Hugh Beringar deinen Fall untersucht und zumindest ein Mensch zu dir hält und nichts von dem glaubt, was gegen dich vorgebracht wird.« Liliwin sah auf. Seine Zweifel waren ihm noch anzusehen, aber wenigstens dachte er nicht mehr an den Galgen, der ihn erwartete. »Du erinnerst dich vielleicht an sie – es ist ein Mädchen namens Rannilt.«

Liliwins Gesicht wurde blaß und hellte sich gleichzeitig auf. Es war das erste Mal, daß Cadfael ihn lächeln sah, und selbst jetzt war dieses Lächeln schwach und unsicher, als fürchte er, diese Hoffnung werde, sobald er die Hand danach ausstreckte, dahinschmelzen wie Schnee in der Sonne.

»Habt Ihr sie gesehen? Habt Ihr mit ihr gesprochen? Und sie glaubt nicht an das, was alle von mir behaupten?«

»Kein Wort! Sie glaubt – nein, sie *weiß*–, daß du in diesem Haus weder eine Gewalttat noch einen Diebstahl begangen hast. Und wenn alle Bürger von Shrewsbury gegen dich Anklage erheben würden, würde sie dennoch zu dir halten und dich verteidigen.«

Liliwin hielt seinen zerbrochenen Rebec in den Armen, als sei das Instrument wirklich seine Geliebte. Sein scheues, ängstliches Lächeln war im Zwielficht kaum noch zu sehen.

»Sie ist das erste Mädchen, das mich jemals nett angesehen hat. Ihr habt sie gewiß nicht singen hören, aber sie hat eine so liebliche, leise Stimme – wie eine Flöte. Wir haben zusammen in der Küche gegessen. Es war die schönste Stunde meines Lebens. Ich hätte nie gedacht... Und es ist wahr? Rannilt glaubt an mich?«

*Sonntag*

Vor der Prim am Sonntag morgen faltete Liliwin seine Decken zusammen und richtete sein Äußeres so gut es ging her. Er war entschlossen, die Ordnung innerhalb dieser Mauern so wenig wie möglich zu stören. Im Lauf seines unsteten Lebens hatte er wenig Gelegenheit gehabt, sich mit dem Ablauf der Gottesdienste vertraut zu machen, und Latein war für ihn ein Buch mit sieben Siegeln, aber wenigstens konnte er an den Gottesdiensten teilnehmen und Gott die Ehre erweisen, wenn das dazu beitrug, den Mönchen seine Anwesenheit angenehmer zu machen.

Nach dem Frühstück sah Cadfael nach dem Schnitt in seinem Arm und entfernte den Verband von seiner Kopfwunde. »Das heilt gut«, sagte er zufrieden. »Die Platzwunde werde ich nicht mehr verbinden, damit Luft daran kommt. Du hast gutes, sauberes Fleisch, mein Junge, wenn auch etwas zu wenig davon. Auch dein Hinken hast du verloren. Wie sieht es mit all diesen Abschürfungen aus?«

Etwas überrascht mußte Liliwin zugeben, daß die meisten seiner Schmerzen fast verschwunden waren, und um das zu beweisen, führte er Cadfael einige erstaunliche Körperverrenkungen vor. Er hatte seine Fähigkeiten keineswegs verloren. Es juckte ihn in den Fingern, mit seinen bemalten Ringen und Bällen zu üben, die noch immer in das Tuch eingeschlagen unter seinem Strohsack lagen, aber er fürchtete, daß man hier über eine solche frivole Beschäftigung die Stirn runzeln würde. Sein zerbrochener Rebec lag in einer Ecke des Vorbaus, in dem er schlief. Als er nach dem Frühstück dorthin zurückkehrte, traf er auf Bruder Anselm, der das ruinierte Instrument nachdenklich untersuchte und mit dem Finger über die schlimmsten Risse fuhr.

Der Vorsänger war über fünfzig, ein unscheinbarer, schwächlicher, kurzsichtiger Mann mit einer zerzausten braunen Tonsur und buschigen Augenbrauen. Er lächelte dem Besitzer der übel zugerichteten Fiedel freundlich und aufmunternd zu.

»Gehört das dir? Bruder Cadfael hat mir davon erzählt. Das war einmal ein schönes Instrument. Hast du es selbst gebaut?«

»Nein. Ich habe es von einem alten Mann bekommen, der mir beigebracht hat, wie man darauf spielt. Er hat es mir gegeben, als er starb. Ich weiß nicht«, sagte Liliwin, »wie man so etwas baut.«

Es war das erste Mal, seit Liliwin in der Kirche Zuflucht gesucht hatte, daß Bruder Anselm ihn sprechen hörte. Der Mönch sah ihn aufmerksam an und legte lauschend den Kopf schief. »Du hast eine gute Stimme, sehr sicher und klar. Ich könnte dich gebrauchen, wenn du singen kannst. Aber natürlich kannst du singen! Hast du schon daran gedacht, in unser Kloster einzutreten?« Seufzend dachte er daran, daß dies unter den gegenwärtigen Umständen kaum wahrscheinlich war. »Tja, diesem armen Ding hat man übel mitgespielt, aber ich glaube, es ist noch zu retten. Wir müssen es versuchen. Und den Bogen, sagst du, hast du verloren.« Liliwin hatte nichts dergleichen gesagt – er war stumm vor Staunen. Offenbar hatte Bruder Cadfael diesen Enthusiasten genauestens informiert. »Der Bogen ist fast noch schwieriger herzustellen als die Fiedel, das muß ich sagen, aber ich habe auch schon hübsche Erfolge gehabt. Beherrscht du noch andere Instrumente?«

»Aus den meisten bekomme ich eine Melodie heraus«, antwortete Liliwin, den langsam Begeisterung erfaßte.

»Dann komm«, sagte Bruder Anselm und faßte ihn am Arm. »Ich werde dir meine Werkstatt zeigen, und nach dem Hochamt werden du und ich unser Bestes tun, deinen Rebec wieder zureparieren. Ich brauche einen Gehilfen für die Harze und Leime. Aber wir müssen langsam und sorgfältig zu Werke gehen. Diese Angelegenheit erfordert Zeit und Gebete und verträgt keine Eile. Das Studium der Musik braucht ein ganzes Leben – ganz gleich, wie lang es ist.«

Er hatte Liliwin so viel Mut gemacht, daß dieser wie im Traum mit ihm ging und ganz vergaß, wie kurz ein Leben manchmal sein kann.

An diesem Morgen erwachte Walter Aurifaber mit hartnäckigen Kopfschmerzen. Außerdem waren seine Glieder steif, und eine so erregte Rastlosigkeit bemächtigte sich seiner, daß er aufstehen, sich strecken, mit den Füßen aufstampfen und sich Bewegung verschaffen wollte, um die Taubheit in seinem Körper zu vertreiben. Er knurrte seine geduldige, stille Tochter an, erkundigte sich nach seinem Gesellen, der so klug gewesen war, sich seine Sonntagsruhe dadurch zu sichern, daß er für diesen Tag aus der Werkstatt und der Stadt verschwand, und setzte sich dann an den Tisch, verzehrte ein umfangreiches Frühstück und sah seinen Verlusten ins Gesicht.

Er begann sich, wenn auch nur nebelhaft, an die Ereignisse des vorgestrigen Abends zu erinnern, insbesondere an eines, von dem seine Mutter besser nichts erfuhr. Gewiß, Geld war Geld, und in diesem Fall war die alte Frau im Recht, aber man verheiratet ja nicht jeden Tag seinen Erben, noch dazu mit einer Frau, die eine große Mitgift in die Ehe bringt. Unter diesen Umständen war eine kleine Mildtätigkeit gegenüber einem armseligen Gaukler doch wohl zu verzeihen. Aber würde sie das auch so sehen? Wenn er an die katastrophalen Folgen dachte, bereute er es bitter, daß er diesem seltenen Impuls, großzügig zu sein, nachgegeben hatte. Nein, sie durfte nichts davon erfahren!

Mit schmerzendem Kopf hing Walter seinen sinnlosen Gedanken nach, und sein einziger Trost war zu sehen, wie sein Sohn und seine neue Schwiegertochter zum Sonntagsgottesdienst in die Marienkirche gingen. Sie trugen ihre besten Kleider, und Margerys Hand lag, wie es sich gehörte, auf Daniels Arm. Solange der geraubte Inhalt seines Geldkastens nicht wiedergefunden war, war das Geld, das Margery ins Haus gebracht hatte und noch bringen würde, wichtiger als alles andere. Sein Kopf schmerzte heftig, als er an den Überfall dachte. Wer immer dies dem Haus Aurifaber

zugefügt hatte, sollte und mußte hängen, wenn es in dieser Welt so etwas wie Gerechtigkeit gab!

Als Hugh Beringar in Begleitung seines Unteroffiziers kam, um die Aussage des Opfers mit eigenen Ohren zu hören, war Walter bereit. Er war jedoch nicht sehr erbaut darüber, daß Frau Juliana, die Cadfaels Besuch erwartete und damit rechnete, daß er ihr zahlreiche Verhaltensmaßregeln geben würde, es sich in den Kopf gesetzt hatte, ihrem Arzt den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem sie ihn unten, in der Halle, empfing. Den Stock in der Hand, stieg sie langsam und mit jedem Schritt tastend die Treppe hinunter und fuhr Susanna, die sie aufhalten wollte, an, auf diese Art von Hilfe könne sie verzichten. Als Cadfael kam, saß sie, gestützt von Kissen, auf ihrer Bank in der Ecke und sah ihn mit einem herausfordernden Blick an. Cadfael beschloß, ihr nicht den Gefallen zu tun, ihr eine Predigt zu halten, sondern übergab ihr die Arzneien, die er ihr mitgebracht hatte, und vergewisserte sich, daß Herz und Lunge einwandfrei arbeiteten, bevor er sich Walter zuwandte, der mit einem Mal und völlig unerklärlich recht einsilbig geworden war.

»Es freut mich zu sehen, daß es Euch so viel besser geht. Die Geschichten, die man sich über Euch erzählte, kamen zwanzig Jahre zu früh. Es tut mir aber leid, daß ihr einen solchen Verlust erlitten habt, und ich hoffe, das gestohlene Geld wird bald wiedergefunden.«

»Bei Gott, das hoffe ich auch«, sagte Walter mißmutig. »Ihr sagt, dieser Halunke, der bei Euch Zuflucht gesucht hat, hat nichts von seiner Beute bei sich gehabt, und solange er im Kloster ist, kann er sie ja wohl kaum ausgraben und sich damit davonmachen. Irgendwo muß das Geld ja geblieben sein, und ich hoffe, die Männer des Sheriffs werden es bald finden.«

»Ihr scheint ganz sicher zu sein, daß der Gaukler der Täter war.« Hugh war mit seiner Vernehmung bis zu dem Punkt gekommen, wo Aurifaber die Wertsachen an sich genommen hatte und in die Werkstatt gegangen war, und hier war der Goldschmied plötzlich weniger mitteilnehmend geworden. »Aber wenn ich es recht verstanden habe, dann ist der Spielmann ja

schon einige Zeit vorher hinausgeworfen worden, und bisher hat niemand ausgesagt, ihn danach noch in der Nähe Eures Hauses gesehen zu haben.«

Walter warf seiner Mutter, die aufmerksam zuhörte und ihn mit ihren blassen, aber scharfen Augen beobachtete, einen Blick zu. »Trotzdem hätte er sich leicht hier irgendwo verstecken können. In der Dunkelheit hätte das kein Mensch bemerkt.«

»Das ist möglich«, gab Beringar zu, »aber bis jetzt hat noch niemand ausgesagt, ihn hier gesehen zu haben. Vielleicht erinnert Ihr Euch jedoch an irgend etwas, das sonst niemand weiß. Habt *Ihr* ihn noch einmal gesehen, nachdem man ihn hinausgeworfen hatte?«

Walter rutschte auf seinem Platz hin und her und war drauf und dran, die ganze Geschichte zu erzählen, aber angesichts der Tatsache, daß seine Mutter zuhörte, besann er sich eines Besseren. Bruder Cadfael erbarmte sich seiner.

»Es wäre vielleicht gut«, schlug er unschuldig vor, »die Stelle in Augenschein zu nehmen, wo der Überfall verübt wurde. Meister Walter, würdet Ihr uns in Eure Werkstatt führen?«

Walter griff den Vorschlag dankbar auf, bat sie, ihm zu folgen, und führte sie durch den Durchgang und die Seitentür in seine Werkstatt. Die Straßentür war, da es Sonntag war, verschlossen, und er schloß auch die Seitentür sorgfältig hinter ihnen und atmete erleichtert auf.

»Nicht daß ich irgend etwas vor Euch zu verbergen hätte, Mylord, aber ich möchte meiner Mutter alle unnötigen Aufregungen ersparen.« Damit hatte er zumindest auf eine halbwegs plausible Art das Eingeständnis vermieden, daß er seine Mutter noch immer fürchtete. »Hier ist es passiert, und wie Ihr seht, steht der Geldkasten gegenüber der Seitentür. Ich kniete davor, der Schlüssel steckte im Schloß, der Deckel war aufgeklappt und auf dem Regal hier stand eine Kerze. Ihr Licht fiel auf den Geldkasten, und das Geld und der Schmuck waren gut zu sehen. Plötzlich höre ich hinter mir ein Geräusch – ich

fahre herum, und da schleicht dieser Spielmann, dieser Liliwin, gerade zur Tür herein.«

»Wirkte er bedrohlich?« fragte Beringar. Er machte ein undurchdringliches Gesicht, aber wenn er Cadfael auch nicht zuzwinkerte, so verrieten doch seine Augenbrauen, was er dachte. »Hatte er eine Keule in der Hand?«

»Nein«, gab Aurifaber zu, »er machte einen eher demütigen Eindruck. Aber ich hatte ihn ja auch gehört und mich umgedreht. Er war gerade erst eingetreten und hätte seine Waffe auch vor der Tür fallenlassen können, als er sah, daß ich ihn bemerkt hatte.«

»Aber Ihr habt nichts fallen gehört? Und auch keine Waffe gesehen?«

»Nein, das muß ich zugeben.«

»Und was hat er dann zu Euch gesagt?«

»Er bat mich, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und sagte, er sei um zwei Drittel seines Lohns geprellt worden. Er sagte, es sei schlimm für einen armen Mann wie ihn, so beschimpft und um sein Geld betrogen zu werden, und bettelte mich an, ich solle ihm seinen versprochenen Lohn geben.«

»Und das tatet Ihr?« fragte Beringar.

»Um ehrlich zu sein, Mylord, ich fand nicht, daß er ungerecht behandelt worden war, denn schließlich war der Krug ja wirklich nicht billig gewesen, aber ich hielt ihn für einen armen, bemitleidenswerten Menschen, der auch leben wollte, ganz gleich, ob er nun im Recht war oder nicht. Darum gab ich ihm noch einen Penny – gutes Silber, und in dieser Stadt geprägt. Ich bitte Euch aber: Kein Wort davon zu Frau Juliana. Jetzt, wo ich mich wieder an alles erinnern kann, wird sie wohl erfahren müssen, daß er noch einmal zurückgekommen ist und mich um Geld gebeten hat, aber sie braucht nicht zu wissen, daß ich ihm etwas gegeben habe. Da sie es ihm vorher abgeschlagen hatte, würde sie das sehr kränken.«



»Eure Rücksichtnahme auf Eure alte Mutter ehrt Euch«, sagte Beringar ernst. »Was geschah dann? Nahm er das Geld und ging hinaus?«

»Ja. Aber ich wette, daß er Euch nichts davon erzählt hat. Er hat mir meine Großzügigkeit schlecht gedankt!« Aurifaber war noch immer von Liliwins Schuld überzeugt.

»Ihr befindet Euch im Irrtum. Er hat uns sehr wohl gesagt, daß er noch einmal mit Euch gesprochen hat, und seine Geschichte entspricht in allen Punkten der Euren. Und er hat dem Kloster, für die Dauer seines Aufenthaltes, die zwei Pennies zur Aufbewahrung gegeben, die er bei sich hatte. Sagt mir, habt Ihr den Deckel des Kastens zugeschlagen, sobald Ihr merktet, daß Euch jemand beobachtete?«

»Natürlich!« rief Aurifaber. »Und schnell obendrein! Aber er hatte schon gesehen, was darin war. Ich habe in dem Augenblick gar nicht daran gedacht, daß... Aber seht selbst, Mylord, wie es weiterging: Sobald er gegangen war, oder vielmehr: sobald ich dachte, er sei gegangen, öffnete ich den Geldkasten wieder, und als ich mich darüber beugte, um Margerys Mitgift hineinzulegen, bekam ich einen Schlag auf den Kopf, und das ist das letzte, an das ich mich erinnern kann, bis ich Stunden später in meinem Bett wieder aufwachte. Das geschah höchstens zwei Minuten nachdem der Bursche hinausgegangen war. Wer sonst also könnte es gewesen sein?«

»Ihr habt also nicht *gesehen*, wer Euch niedergeschlagen hat?« hakte Beringar nach. »Nicht einmal für einen kurzen Augenblick? Keinen Schatten, der die Größe oder Gestalt des Täters verraten könnte? Habt Ihr nichts bemerkt, als er hinter Euch trat?«

»Nein, ich habe nichts gesehen.« Aurifaber mochte rachsüchtig sein, aber er war ehrlich. »Ich hatte mich über den Geldkasten gebeugt, als es mit einem Mal schwarz um mich wurde, und ich brach zusammen und sank mit dem Kopf in den Kasten. Ich habe nichts gehört und nichts gesehen, nicht einmal einen Schatten – das letzte, das ich sah, war das

Flackern der Kerze, aber was hat das schon zu bedeuten? Trotzdem bin ich ganz sicher, daß der Bursche das Gold gesehen hatte, bevor ich den Deckel zuschlagen konnte. Und dann soll er brav seiner Wege gegangen sein, wo er doch all das Geld hier rauben konnte? Nein! Kein anderer als er war in jener Nacht hier, und ich wette, daß es dieser Gaukler war, der mein Geld geraubt hat.«

»Es könnte so gewesen sein«, gab Beringar zu, als er sich etwa zwanzig Minuten später an der Brücke von Cadfael verabschiedete. »In dem Kasten war genug Geld, um einen armen Teufel, der bloß zwei armselige Münzen besaß, in Versuchung zu führen. Vielleicht ist ihm dieser Gedanke erst gekommen, als er im Licht der Kerze sah, wieviel Gold unser Freund gehortet hatte. Es kann natürlich ebenso gut sein, daß der Junge gar nicht wußte, welche Gelegenheit sich ihm bot, und nur an seine eigene Not dachte und an die Möglichkeit, der Goldschmied könnte vielleicht leichter zugänglich sein als seine hartherzige Mutter. Es kann sein, daß er davongeschlichen ist und Gott für den Penny gedankt hat, ohne an irgend etwas Böses zu denken. Es kann aber auch sein, daß er mit einem Stein oder einem Stock zurückkam.«

Etwa zur selben Zeit trafen Daniel und Margery Aurifaber auf der Straße vor der Marienkirche, wo am Sonntag nach der Messe Höflichkeiten ausgetauscht und neueste Moden begutachtet wurden, zahlreiche Bürger von Shrewsbury, die ihnen gratulierten und Beileid wünschten, denn die Hochzeit und der Raubüberfall standen in Shrewsbury gleichermaßen im Mittelpunkt der Gespräche und Spekulationen. Auch Meister Alwin Corde, der Wollhändler, und seine Frau Cecily kamen auf sie zu, um ihnen, wie es sich für Freunde und Nachbarn gehörte, einen guten Morgen zu wünschen.

Frau Cecily wirkte eher wie eine Tochter oder sogar eine Enkelin des Kaufmanns als wie seine Frau. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, er aber sechzig, und obwohl klein

und zierlich, war ihre ganze Erscheinung infolge ihrer Haarfarbe, ihrer Figur, ihres Gangs und aller anderen Merkmale, die das Auge auf sich ziehen können, so außergewöhnlich, daß sie so ehrfurchtgebietend wie eine Göttin wirkte und jede Gesellschaft, die sie mit ihrer Anwesenheit beehrte, dominierte. Ihrem Mann gefiel es, seine Frau mit Kleidern aus extravaganten Stoffen auszustatten, anstatt sie dazu anzuhalten, sich zurückhaltend zu kleiden. Ihr volles, kastanienbraunes Haar wurde von einem vergoldeten Netz gehalten, und eine große, mit Edelsteinen besetzte Emaillebrosche zog den Blick auf einen vollendet geformten Busen.

Vor dieser Frau verblaßte Margery, und sie wußte es. Ihr Lächeln wurde starr wie das einer Maske, und ihre Stimme bekam einen falschen Klang wie die einer Sängerin, die gezwungen ist, in einer Tonart zu singen, die nicht die ihre ist. Sie packte Daniels Arm fester, aber es war, als versuche sie einen Fisch festzuhalten, der durch ihre Finger schlüpfte, ohne überhaupt zu merken, daß man versuchte, ihn festzuhalten.

Meister Corde erkundigte sich besorgt nach Walters Zustand, war erleichtert zu hören, daß die Gesundheit des Goldschmieds gute Fortschritte machte, zeigte sich jedoch betrübt darüber, daß bis jetzt noch jede Spur von der Beute dieses niederträchtigen Überfalls fehlte. Er dankte Gott, daß die Familie Aurifaber von keinem Todesfall betroffen war, und ließ seine besten Genesungswünsche ausrichten. Mit sittsam niedergeschlagenen Augen und einer Stämme, die an die einer Turteltaube erinnerte, pflichtete seine Frau ihm bei.

Daniel, dessen Augen öfter auf Frau Cecily's rosigem Antlitz als auf dem faltigen und selbstzufriedenen Gesicht ihres Mannes ruhten, lud Meister Corde und seine Frau herzlich ein, so bald wie möglich zu einem Essen bei den Aurifabers zu kommen und seinen Vater durch ihre Gesellschaft aufzumuntern. Der Wollhändler dankte ihm, sagte aber, er müsse diesen Besuch zu seinem Bedauern noch eine Woche oder länger hinausschieben, bitte Daniel aber, Walter seine

besten Wünsche zu übermitteln, und versprach, für die baldige Genesung des Goldschmieds zu beten.

»Ihr wißt ja gar nicht«, sagte Cecily und legte ihre kleine Hand auf Margerys Arm, »wie glücklich Ihr Euch schätzen könnt, daß Ihr einen Mann habt, der seinen Beruf zu Hause ausüben kann. Mein Mann ist ständig unterwegs, mit seinen Maultieren, seinem Wagen und seinen Männern. Ständig fährt er entweder nach Wales oder nach England und treibt Geschäfte mit seiner Wolle und seinen Stoffen, und ich bin tagelang allein zu Hause. Morgen früh bricht er schon wieder auf – bis nach Oxford diesmal, und ich werde ihn erst in drei bis vier Tagen wiedersehen.«

Während sie diese Beschwerde vortrug, schlug sie zweimal die Augen auf – einmal vorwurfsvoll in Richtung ihres Ehemanns, und einmal, für einen ganz kurzen Augenblick, der Margery keineswegs, wie es beabsichtigt war, entging, in Daniels Richtung, dem sie einen einladenden Blick zuwarf, bevor sie die Augen wieder züchtig niederschlug.

»Aber, aber, meine Liebe«, beruhigte sie der Wollhändler, »du weißt doch, wie sehr ich mich immer beeile, zu dir zurückzukehren.«

»Und ich weiß, wie lang mir die Zeit wird«, gab sie schmollend zurück. »Drei oder vier Nächte werde ich allein sein müssen. Ich hoffe, du bringst mir wenigstens etwas Schönes mit, um mich für diese Zeit zu entschädigen.«

Sie wußte genau, daß er das tun würde. Ohne ein Geschenk kehrte er nie von einer seiner Reisen zurück. Er hatte sie gekauft, aber jenseits seiner blinden Ergebenheit besaß er genug Verstand, um zu wissen, daß er sie, wenn er sie behalten wollte, immer und immer wieder würde kaufen müssen. An dem Tag, an dem ihm dies und die Folgen davon bewußt wurden, würde sie um ihren schlanken Hals zittern müssen, denn er war ein arroganter und besitzgieriger Mann.

»Da habt Ihr recht, Madam!« erwiderte Margery mit schmalen Lippen. »Und ich kann Euch versichern: Ich weiß sehr wohl, wie gut das Schicksal es mit mir meint.«

O ja, das wußte sie! Aber das Schicksal eines jeden Mannes und auch das einer jeden Frau kann mit etwas Nachdenken, Beharrlichkeit und Durchtriebenheit geändert werden.

Liliwin hatte den Tag auf so unerwartete und angenehme Weise verbracht, daß er das Schicksal, das ihm drohte, für einige Stunden völlig vergessen hatte. Gleich nach dem Hochamt hatte der Vorsänger ihn rasch in seine Werkstatt geführt, wo er bereits mit der Behutsamkeit und Entschlossenheit eines Chirurgen begonnen hatte, den schwer beschädigten Rebec in seine Bestandteile zu zerlegen. Eine langwierige Arbeit erwartete Liliwin, eine Arbeit, die alle Aufmerksamkeit dessen erforderte, der dabei zur Hand gehen wollte. Es war ein ausgezeichnetes Mittel gegen Gedanken an den Tod.

»Wir werden das, was zerbrochen ist, wieder zusammenfügen«, sagte Bruder Anselm entschlossen und munter. »Vielleicht wird man es dem Instrument ansehen, daß es repariert worden ist, aber du wirst wieder darauf spielen können. Wenn sein Klang gelitten haben sollte, werden wir ein neues bauen, so wie eine Generation der vorherigen folgt und die Musik ihrer Väter weiterträgt. Es gibt keinen absoluten Verlust. Reich mir das Stück Pergament dort, mein Sohn, und zeichne auf, in welcher Reihenfolge ich diese Bruchstücke drauflege.« Einige davon waren nur Splitter, aber er ordnete sie so an, wie sie später zusammengefügt werden sollten. »Glaubst du daran, daß du wieder auf diesem Instrument spielen wirst?«

»Ja«, antwortete Liliwin fasziniert, »ich glaube daran.«

»Das ist gut, denn Glaube ist wichtig. Ohne Glauben kann man nichts erreichen.« Er sprach von diesem seltenen Werkzeug, als handle es sich um eines von denen, die bereits auf seinem Tisch lagen. Als er die durchbrochene Brücke auf das Pergament legte, sagte er: »Ein sauber gearbeitetes Instrument, und gewiß schon recht alt. Es hat mehr als ein

Meister auf diesem Rebec gespielt, bevor er in deine Hände gelangte. Sicher schweigt er nicht gern.«

Dasselbe ließ sich von ihm selbst auch sagen. Während er arbeitete, floß seine energische, leise Stimme dahin wie ein Strom, und ihr Klang wirkte beruhigend wie das Plätschern von Wasser. Und als er die Bruchstücke des Rebecs auf dem Pergament angeordnet und es, mit einem Leintuch bedeckt, in einen Winkel seiner Werkstatt gelegt hatte, zeigte er Liliwin ein kleines, tragbares Harmonium und ermunterte ihn, darauf zu spielen. Er brauchte ihm nicht zu zeigen, wie man das Instrument handhabte, denn Liliwin hatte ein solches Harmonium schon einmal gesehen, jedoch noch nie Gelegenheit gehabt, darauf zu spielen.

Beim ersten Versuch gelang ihm die Tonfolge recht gut, aber er konzentrierte sich so sehr auf sie, daß er vergaß, mit der linken Hand den kleinen Blasebalg zu bedienen. Mit einem leisen Seufzer erstarb die Melodie. Er lachte verlegen und machte einen neuen Versuch, pumpte diesmal aber zu heftig und vergaß darüber seine rechte Hand. Beim dritten Anlauf wußte er, worauf es ankam. Versunken spielte er eine Melodie nach der anderen. Er bekam ein Gefühl für das Instrument, wurde immer sicherer, entwickelte Ehrgeiz, versuchte Ornamente und mußte feststellen, daß die Möglichkeiten von fünf Fingern begrenzt sind.

Bruder Anselm zeigte ihm ein Pergament mit seltsamen, zeilenweise angeordneten Zeichen, unter denen wieder andere, geschriebene Symbole standen, die er als Wörter erkannte. Weder das eine noch das andere konnte er lesen. Für ihn waren das nichts weiter als hübsche Muster, ähnlich denen, die Frauen aufzeichneten, um sie nachzusticken.

»Du verstehst dich nicht auf diese Kunst? Dennoch glaube ich, daß du sie in kurzer Zeit erlernen könntest. Dies ist Musik, die niedergeschrieben wurde, damit das Auge ihr ebenso folgen kann wie das Ohr. Siehst du diese Neumen hier? Reich mir das Harmonium, bitte.«

Er spielte eine lange Melodie. »Das, was du gerade gehört hast, steht hier auf dem Pergament. Hör noch einmal zu!« Wieder spielte er die Melodie. »So, nun sing mir nach!«

Liliwin hob den Kopf und sang die Melodie nach.

»Und nun weiter... Ich werde vorspielen, und du sollst antworten.«

Es war wie ein Rausch. Zeile um Zeile sang Liliwin nach, was Bruder Anselm ihm vorspielte, und es dauerte nicht lange, da begann er, Ornamente und Variationen einzubauen und in höheren Tonlagen zu singen, die mit dem Original harmonierten.

»Ich könnte einen Sänger aus dir machen«, sagte Bruder Anselm und lehnte sich hochzufrieden zurück.

»Ich *bin* schon ein Sänger«, antwortete Liliwin. Er hatte noch nie zuvor gewußt, wie stolz er darauf war, dies von sich sagen zu können.

»Das glaube ich. Deine und meine Musik gehen verschiedene Wege, aber beide bestehen aus diesen kleinen Zeichen und den Tönen, die sie symbolisieren. Wenn du eine Weile bei uns bleibst, werde ich dir beibringen, wie man sie liest«, versprach Anselm, der mit seinem Schüler sehr zufrieden war. »Aber nun nimm das Harmonium, übe ein paar deiner eigenen Lieder, und sing sie mir vor.«

Liliwin spielte einige seiner Lieder und mußte sich beschämt eingestehen, daß viele von ihnen frivol und anstößig wirken mußten. Das galt jedoch nicht für alle. In seinem Lieblingslied ging es um das erste Erwachen der Liebe, und als er sich die Worte ins Gedächtnis rief, dachte er an Rannilt, die ebenso arm war, ebenso herumgestoßen wurde wie er, in ihrer verräucherten Küche, ihrem Kleid aus grobem Stoff, mit ihrem schwarzen Haar und dem blassen, ovalen Gesicht, in dem die Augen leuchteten. Er tastete nach der Melodie. Seine linke Hand war sicherer geworden und handhabte den Blasebalg mit Geschick. Er spielte und sang sein Lied und war so darin vertieft, daß er kaum bemerkte, wie eifrig Bruder Anselm seine Zeichen auf ein Pergament schrieb.

»Kannst du dir vorstellen«, sagte Anselm und zeigte ihm strahlend das Pergament, »daß das, was du gerade gesungen hast, jetzt hier niedergeschrieben ist? Nein, nicht die Worte, aber die Melodie. Ich werde es dir später erklären – du wirst diese Zeichen schreiben und lesen lernen. Das war eine sehr schöne Melodie. Man könnte sie als Thema für eine Messe verwenden. Nun ja, das ist genug für heute. Ich muß jetzt gehen und mich auf den Vespertagesdienst vorbereiten. Morgen machen wir weiter.«

Liliwin stellte das Harmonium vorsichtig wieder an seinen Platz und ging, noch ganz benommen, hinaus in den frühen Abend. Im Osten färbte sich der helle, blaßblaue Himmel dunkler. Liliwin fühlte sich so leicht und erfüllt, wie es der ganze Tag gewesen war. Es war ihm, als liege vor ihm eine neue Hoffnung, ein neues Leben. Seine Holzbälle und -ringe, die unter seiner zusammengefalteten Decke in der Vorhalle der Kirche lagen, fielen ihm ein. Auch das Jonglieren gehörte zu den Künsten, die er beherrschte, und wenn er nicht übte, würde er es bald verlernt haben. Die Ereignisse dieses Tages hatten ihm so viel Auftrieb gegeben, daß er sein Bündel holte und frohgemut damit in den Garten ging, der sanft bis zu den Erbsenfeldern am Meole-Bach abfiel und verlassen war. Liliwin knotete das Bündel auf, nahm die sechs Holzkugeln und die Ringe heraus und begann, damit zu jonglieren und die Schnelligkeit seiner Hände und seiner Augen zu erproben.

Er war noch steif von seinen Verletzungen und machte anfangs viele Fehler, aber nach einiger Zeit kehrten die alte Leichtigkeit und seine Freude darüber, daß er seine Kunst wirklich beherrschte, wieder zurück. Seine Fähigkeiten mochten zwar sehr bescheiden sein, aber dennoch war das, was er tat, seine Leistung, und er war stolz darauf. Ermutigt legte er die Bälle und Ringe beiseite und erprobte die Gelenkigkeit seines dünnen, drahtigen Körpers, indem er sich auf groteske Weise verrenkte. Zwar schmerzten ihn seine Muskeln an den Stellen, wo er Schläge und Tritte hatte einstecken müssen, aber er war entschlossen, nicht aufzugeben, und zwang sich, weiterzumachen. Zum Abschluß schlug er Räder bis zum Rand



des Erbsenfeldes, rollte sich dann zusammen und kugelte bis zum Bachufer und sprang anschließend mit Überschlägen den sanft geneigten Hang wieder hinauf bis zu der Stelle, an der er seine Kugeln und Ringe abgelegt hatte.

Hier, wo der Gemüsegarten und der von einer Hecke umgebene Kräutergarten begannen, streckte er sich, ganz außer Atem und sehr mit sich zufrieden – und bemerkte jetzt erst die Anwesenheit eines grimmig dreinblickenden Mönches, der fast so schwächig war wie er selbst und nur einige Schritte von ihm entfernt stand. Erschrocken sah er in ein Augenpaar, das ihn zornig anstarrte.

Bruder Jerome war ehrlich empört. »Beweist du so deine Achtung vor diesem heiligen Bezirk?« fuhr er Liliwin an. »Ziemen sich diese Leichtfertigkeit, diese Narrheiten in unserem Kloster? Bist du so wenig dankbar dafür,, daß man dir hier Zuflucht gewährt hat? Wenn du es so wenig zu schätzen weißt, verdienst du kein Asyl. Wie kannst du es wagen, diesen Ort Gottes so zu entweihen?«

Liliwin sank in sich zusammen, sah zu Boden und stammelte atemlos: »Ich wollte niemanden beleidigen. Ich bin ja dankbar, und ich will nicht, daß Ihr glaubt, ich hätte keine Ehrfurcht vor diesem Kloster. Ich wollte doch nur sehen, ob ich meine Kunst noch beherrsche. Ich verdiene damit meinen Lebensunterhalt, und das bedeutet, daß ich ständig üben muß. Verzeiht mir, wenn ich etwas Unrechtes getan habe!« Hier, wo er in der Schuld des Abtes und der Mönche stand und immer im Zweifel war, wie er sich verhalten sollte, war er leicht einzuschüchtern. Das kurze Aufwallen der Lebensfreude und die Erfüllung, die die Musik ihm gegeben hatte, waren mit einem Mal dahin. Er, der eben noch so gelenkig gewesen war, erhob sich jetzt unbeholfen und stand zitternd, mit hängenden Schultern und niedergeschlagenen Augen da.

Da Bruder Jerome der Schreiber des Priors war und körperliche Arbeit verabscheute, hatte er nur selten im Garten zu tun. Im großen Innenhof hatte er das hierorts höchst ungewöhnliche Geräusch von in der Luft zusammenstoßenden Holzkugeln gehört und war ohne Argwohn gegangen, um

nachzusehen, was es damit auf sich hatte. Als er aber, hinter der Hecke verborgen, die Cadfaels Kräutergarten umgab, die Vorstellung sah, hatte er Liliwin nicht sogleich unterbrochen und ihn über seine Übertretung aufgeklärt, sondern war in seinem Versteck geblieben und hatte seinen Ärger aufgestaut, bis der Übeltäter seine Übung beendet hatte. Möglicherweise trug die Tatsache, daß er sich selbst ein wenig schuldig fühlte, dazu bei, daß die Vorwürfe, die er dem jungen Mann machte, so heftig ausfielen.

»Du solltest dich lieber Gebeten und der Erforschung deiner Seele widmen, als diesen Torheiten«, sagte er mit schneidender Stimme. »Ein Mann, der einer so schweren Anklage entgegensieht wie du, sollte sich zuerst um sein Seelenheil sorgen, denn ganz gleich, ob er sich in Zukunft um seinen Lebensunterhalt noch wird Gedanken machen müssen oder nicht – wenn seine Schulden in dieser Welt beglichen sind, wird er seine Seele retten müssen. Bedenke das, und laß die Finger von diesem wertlosen Plunder, solange du dich in diesem Kloster aufhältst. Solche Narrheiten ziemen sich hier nicht! Sie sind Blasphemie! Hast du denn noch nicht genug auf dem Gewissen?«

Liliwin spürte, wie der Schrecken der Außenwelt wieder näher rückte; er konnte ihm nicht entrinne. So wie manche Mönche in diesem Kloster einen Heiligenschein trugen, so trug er eine Schlinge um den Hals – unsichtbar zwar, aber immer spürbar.

»Ich wollte nichts Unrechtes tun«, flüsterte er verzweifelt und wandte sich, halb blind vor Scham, ab, sammelte seine Ringe und Kugeln auf und schlich aus dem Garten.

»Er hat Possen getrieben in unserem Garten«, berichtete Jerome, noch immer voller Empörung, »wie ein Narr auf einem Jahrmarkt. Wie kann man das entschuldigen? Das Asylrecht ist für die, die diesem Ort Gottes die gebührende Achtung entgegen bringen, aber dieser Mensch... Natürlich habe ich ihn getadelt. Ich habe ihm gesagt, er solle sich lieber um seine

unsterbliche Seele sorgen, da es bei seiner Anklage doch um Leben und Tod gehen wird. »Mein Lebensunterhalt« sagt er! Ausgerechnet er, dessen Leben auf dem Spiel steht!«

Prior Robert betrachtete seine schmalen, aristokratischen Hände. Sein ruhiges, empfindsames Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck. »Unser Ehrwürdiger Vater Abt tut recht daran, diesem jungen Mann Asyl zu gewähren. Das Recht auf eine Freistatt ist heilig, und wir sind für die Schuld oder die Unschuld derer, die es in Anspruch nehmen, weder verantwortlich noch ist es unsere Aufgabe, über sie ein Urteil zu fällen. Wir haben jedoch Sorge zu tragen für die Ordnung und den guten Ruf unseres Klosters, und ich gebe zu, daß unser gegenwärtiger Gast uns wenig Ehre macht. Ich muß sagen, daß ich glücklicher wäre, wenn er uns verlasse und sich dem Sheriff stelle. Solange er das jedoch nicht tut, müssen wir uns mit seiner Anwesenheit abfinden. Ihn zu tadeln, wenn er die Regeln unseres Hauses übertritt, ist nicht nur unser Recht, sondern auch unsere Pflicht. Wir dürfen jedoch nichts unternehmen, was ihn beeinflussen oder von hier vertreiben könnte. Bis er uns freiwillig verläßt«, sagte Prior Robert, »müssen Ihr, Bruder Jerome, und ich ihm beistehen, ihm Zuflucht gewähren und für ihn beten.«

Welch aufrichtige, entschlossene Worte! Aber wie zögernd waren sie gesprochen worden!

*Montag – vom frühen Morgen bis zur Komplet*

Der Sonntag verstrich unter einem klaren, blauen Himmel, und nicht weniger sonnig brach der Montag an – ein Tag wie zum Waschen geschaffen: Es wehte ein leichter, lauer Wind, und die Büsche und das Gras waren trocken. Einen Waschttag und die damit verbundene Arbeit des Schlagens und Schrubbens der Wäsche mit Asche und Lauge gab es, um Feuerholz zu sparen, im Haus der Aurifabers nur etwa alle zwei bis drei Wochen. An solchen Tagen stand man früh auf, und heute war Rannilt die erste. Sie hatte Feuer unter dem gemauerten Waschkessel gemacht und Wasser vom Brunnen herbeigeschleppt. Sie war kräftiger, als sie wirkte, und an die Arbeit des Wassertragens war sie gewöhnt. Ihre Angst um Liliwin dagegen war etwas, das sie weit stärker belastete und an das sie nicht gewöhnt war.

Diese Angst begleitete Rannilt jeden Augenblick. Wenn sie schlief, träumte sie von ihm und erwachte schweißgebadet vor Angst, er könnte vielleicht gewaltsam aus dem Kloster verschleppt worden sein, ohne daß sie etwas davon erfuhr. Und tagsüber, wenn sie arbeitete, hatte sie sein Bild immer vor ihrem geistigen Auge, und in ihrer Brust brannte die Angst schwer und heiß wie ein glühender Stahl. Die Angst um die eigene Person erdrückt einen von außen, aber Angst um einen anderen ist ein Ungeheuer, eine hungrige Ratte, die tief in einem sitzt und an der Seele nagt.

Was die anderen über ihn sagten, war falsch – es konnte auf gar keinen Fall wahr sein. Und sein Leben stand auf dem Spiel! Sie mußte mitanhören, was sich die anderen Bürger über ihn erzählten, wie sie sich einig waren in ihren Anschuldigungen gegen ihn und sich gegenseitig versicherten, daß er für seine Tat würde hängen müssen. Und dabei wußte sie doch tief in ihrem Herzen, daß er nichts Unrechtes getan hatte! Er war

doch gar nicht dazu fähig, einen Mann niederzuschlagen und auszurauben!

Der Schlosser, der für seine Verhältnisse früh aufgestanden war, hörte sie Wasser aus dem Brunnen schöpfen und trat aus der Hintertür seines Hauses in den Garten, um ihr einen guten Morgen zu wünschen. Rannilt glaubte kaum, daß er sich diese Mühe gemacht hätte, wenn er gewußt hätte, daß es nur die Magd war, die er gehört hatte. Der Familie seines Hauswirts gegenüber war er immer sehr aufmerksam und versäumte es nie, die Höflichkeiten zu entbieten, die unter Nachbarn üblich sind, aber von Rannilt nahm er nur selten Notiz. Auch an diesem schönen Morgen verweilte er nicht länger auf dem Hof, sondern tat nur ein paar Schritte und verschwand dann wieder in seiner Tür. Auf der Schwelle blieb er einen Augenblick lang stehen und begutachtete die Vorbereitungen, die im Haus des Goldschmieds getroffen wurden: den großen Haufen schmutziger Wäsche und das geschäftige Treiben, das den Washtag ankündigte.

Mit Leintüchern auf dem Arm kam Susanna auf den Hof und ging, wortkarg wie immer, mit ihrer gewohnten Tüchtigkeit ans Werk. Daniel aß sein Frühstück und begab sich in die Werkstatt, und Margery blieb allein und unentschlossen in der Halle zurück. Zu viel war in ihrer Hochzeitsnacht geschehen – sie hatte noch keine Zeit gehabt, sich an das Haus und den Haushalt zu gewöhnen oder über die Stellung, die ihr darin zukam, nachzudenken. Überall, wo sie sich nützlich machen wollte, war Susanna schon vor ihr gewesen. Walter lag noch im Bett und pflegte seinen schmerzenden Kopf und Frau Juliana war auf ihrem Zimmer geblieben, aber Margery war zu spät aufgestanden, um den beiden etwas zu essen und zu trinken zu bringen; das hatte Susanna bereits getan. Um das Kochen brauchte man sich jetzt noch nicht zu kümmern, und obendrein hingen die Schlüssel zur Vorratskammer an Susannas Gürtel. Margery wandte sich dem einzigen Raum zu, über den sie meinte verfügen zu dürfen, und machte sich daran, Daniels Junggesellenzimmer ihrem Geschmack entsprechend umzustellen und die Truhe und den Schrank auszuräumen, um

so Platz zu schaffen für ihre Kleider und Leinenwäsche. Dabei stieß sie auf einiges, das die Gerüchte über Frau Julianas Geiz bestätigte. Da waren beispielsweise Kleidungsstücke, die Daniel gehört haben mußten, als er noch ein Jüngling gewesen war, und die er gewiß nie mehr würde tragen können. Sie waren immer wieder ordentlich geflickt worden, damit sie so lange wie möglich hielten, und selbst als sie ihm schließlich nicht mehr paßten, waren sie säuberlich zusammengefaltet und aufgehoben worden. Nun, jetzt war sie Daniels Frau und konnte zumindest in diesem Zimmer schalten und walten und mit diesen nutzlosen Erinnerungen an die Vergangenheit, die ja nur ein Ausdruck außergewöhnlichen Geizes waren, verfahren, wie sie wollte. Heute noch mochte dieser Haushalt in seinen hergebrachten Bahnen laufen, als habe sie hier nichts zu sagen, aber das würde nicht immer so bleiben. Sie hatte keine Eile und mußte noch eine Menge bedenken, bevor sie handelte.

Rannilt kniete im Hof und schrubbte und scheuerte die Wäsche. Ihre Hände waren gerötet von der Lauge. Gegen neun Uhr war sie fertig: Das letzte Wäschestück war ausgewrungen, zusammengefaltet und lag in dem großen Weidenkorb, den Susanna aufhob und durch den Garten, durch die Tür in der Stadtmauer zum Fluß hinunter trug, um dort die Wäsche auf Büschen und im Gras zum Trocknen auszulegen. Rannilt ließ das Wasser aus dem Trog, wischte den Boden auf und ging in die Küche, um nach dem Feuer zu sehen und das Pökelfleisch für das Mittagessen aufzusetzen.

Hier, wo sie allein war, überfiel sie ihr Jammer um Liliwin plötzlich so sehr, daß die Tränen aus ihren Augen in den Kochtopf fielen, und nachdem sie einmal angefangen hatte zu weinen, konnte sie nicht mehr aufhören. Blind tastete sie in der Küche umher und vergoß hilflose Tränen um den ersten Mann, den sie liebhatte, den ersten, der auch sie liebhatte.

Sie war so hingeegeben an ihr Leid, daß sie ihre Herrin nicht kommen hörte. Susanna blieb stumm in der Tür stehen und sah

Rannilts tastende Hände und ihre halbblinen Augen, aus denen Tränen quollen.

»Um Gottes willen, Kind, was hast du denn nun schon wieder?«

Erschrocken und schuldbewußt fuhr Rannilt herum und stammelte, es sei nichts, es tue ihr leid, sie komme mit ihrer Arbeit gut voran... Susanna schnitt ihr das Wort ab:

»Du hast wohl etwas! Ich bin es leid, dich ständig Trübsal blasen zu sehen. Seit zwei Tagen hängst du herum wie eine kranke Katze, und ich weiß auch warum: Dieser schäbige kleine Dieb geht dir nicht aus dem Kopf! Ich weiß doch genau, daß er dich mit seinen schönen Worten und seinem Getue eingewickelt hat – ich habe dich beobachtet. Bist du denn wirklich so dumm, daß du einem solchen Schurken auch nur eine Träne nachweinst?«

Sie war nicht wütend; sie war nie wütend. Sie klang ungeduldig, sogar verärgert, aber sie war immer noch von einer kühlen Freundlichkeit, und ihre Stimme war beherrscht und gleichmütig wie immer. Rannilt schluckte ihre Tränen hinunter, wischte sich über die Augen und begann, sich mit ihren Töpfen und Pfannen zu beschäftigen. Hektisch sah sie sich nach irgend etwas um, das die Aufmerksamkeit von ihr ablenken könnte. »Es ist einfach so über mich gekommen, aber jetzt ist es schon vorbei. Oh, Eure Schuhe und Euer Rocksack sind naß geworden«, rief sie, dankbar, eine Möglichkeit gefunden zu haben, das Thema zu wechseln. »Ihr solltet Euch gleich andere Schuhe anziehen.«

Susanna zuckte gleichmütig die Schultern. »Mach dir um meine Füße keine Sorgen. Der Fluß steht ein wenig hoch – ich habe es erst bemerkt, als ich ein Hemd auf einen Busch legen wollte und zu nah ans Wasser ging. Aber was ist mit deinen nassen Augen? Das ist jetzt viel wichtiger. Wirf dich doch nicht weg, du dummes Ding! Er ist nichts weiter als ein gewöhnlicher Räuber, der schon viele kleinere Verbrechen begangen hat und am Galgen das bekommen wird, was er verdient. Nimm doch Vernunft an, und denk nicht mehr an ihn.«

»Er ist kein Räuber«, widersprach Rannilt ihr mit dem Mut der Verzweiflung. »Ich weiß, daß er nichts Unrechtes getan hat. Ich kenne ihn – er wäre gar nicht dazu fähig. Er kann gar nicht gewalttätig sein. Und ich mache mir Sorgen um ihn, ich kann nicht anders.«

»Das sehe ich«, sagte Susanna resigniert. »So geht das nun schon, seit man weiß, daß er der Täter war. Ich bin es einfach leid, mich mit ihm zu beschäftigen – und mit dir auch! Ich will, daß du endlich wieder zur Besinnung kommst. Gott im Himmel, muß ich denn diesen ganzen Haushalt allein führen, ohne das bißchen Hilfe, das ich von dir bekomme?« Sie biß sich gedankenvoll auf ihre Unterlippe und fragte plötzlich: »Würde es etwas nützen, wenn ich dich gehen lassen würde, damit du dich selbst davon überzeugen kannst, daß dieser Gaukler gesund und munter ist und daß ihm – Gott sei's geklagt! – das Gesetz im Augenblick nichts anhaben kann? Wahrscheinlich wird es ihm sogar irgendwie gelingen, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen!«

Es war, als habe sie Zauberworte gesprochen. Rannilts Tränen waren von einem Augenblick auf den anderen versiegt. Sie strahlte über das ganze Gesicht. »Ich soll ihn sehen können? Ihr meint, ich dürfte hingehen?«

»Du hast doch Beine, oder nicht?« sagte Susanna spitz. »Es ist ja nicht weit, und die Tore des Klosters sind für jeden geöffnet. Vielleicht nimmst du Vernunft an, wenn du siehst, wie gleichgültig du ihm bist, während du dumme Gans hier sitzt und Tränen um ihn weinst. Geh nur und sieh selbst, was für ein Mensch er ist! Vielleicht bist du dann wieder zu etwas zu gebrauchen. Ja, geh nur! Geh zu ihm und bring es hinter dich! Ich werde heute auch ohne dich zurechtkommen. Daniels junge Frau kann sich ja nützlich machen. Das wird eine gute Übung für sie sein.«

»Ihr meint es wirklich ernst?« flüsterte Rannilt, überwältigt von so viel Großmut. »Ich darf gehen? Aber wer soll dann die Suppe und das Fleisch kochen?«



»Ich natürlich. Das habe ich ja weiß Gott schon oft genug getan! Ich sage dir doch: Geh, und zwar schnell, bevor ich es mir anders überlege! Du kannst den ganzen Tag dort bleiben, wenn du nur danach wieder zu etwas zu gebrauchen bist. Für dieses eine Mal werde ich auch ohne dich auskommen. Aber wasch dir das Gesicht und kämm dir die Haare, damit man von dir und uns nicht schlecht denkt. Wenn du willst, kannst du ein paar Haferkuchen und die Reste von gestern mitnehmen. Wenn er meinen Vater niedergeschlagen hat«, sagte Susanna schroff, während sie in dem Topf mit der leise vor sich hin brodelnden Suppe rührte, »dann erwartet ihn ein schlimmes Schicksal. Es ist gar nicht nötig, ihm einen ordentlichen Bissen zu mißgönnen, solange er noch am Leben ist.« Sie warf Rannilt, die wie vor den Kopf geschlagen dastand, einen Blick über ihre Schulter zu. »Geh nur zu deinem Spielmann! Ich meine es ernst: Du hast für heute frei. Ich bezweifle allerdings, daß er sich überhaupt an dich erinnert. Geh zu ihm und sieh selbst, in was du dich da verrannt hast!«

Rannilt konnte ihr Glück noch gar nicht fassen. Sie wusch sich ihr Gesicht und fuhr sich mit zitternden Fingern durch das lange, schwarze Haar, nahm einen Korb, in den sie die Reste legte, die Susanna ihr wortlos hinstellte, und ging wie ein schlafwandelndes Kind durch die Wohnhalle zur Tür, die auf den Hof führte. Zufällig kam Margery gerade mit einem Stapel abgelegter Kleider auf dem Arm die Treppe herunter. Als sie das schwächliche Mädchen, das in diesem Haus genauso fremd und einsam war wie sie selbst durch die Halle huschen sah, rief sie freundlich: »Wohin schickt man dich denn so eilig, mein Kind?«

Gehorsam blieb Rannilt stehen und sah auf in Margerys rundes, frisches Gesicht. »Frau Susanna hat mir erlaubt, zum Kloster zu gehen und Liliwin diese Reste zu bringen.« Dieser Name, der ihr so viel bedeutete, sagte Margery nichts. »Dem Sänger, der Meister Walter niedergeschlagen haben soll. Aber ich bin ganz sicher, daß er es nicht war! Sie hat gesagt, ich

dürfte hingehen und selber sehen, wie es ihm geht – weil ich geweint habe...«

»Ja, jetzt erinnere ich mich«, sagte Margery. »Ein schwächlicher Mann, und noch recht jung. Alle sagen, er sei der Täter. Und du bist sicher, daß er es nicht war?« Ihre blauen Augen sahen Rannilt ernst an. Sie zog zwei Kleidungsstücke aus dem Stapel auf ihrem Arm, und um ihren Mund spielte ein leises Lächeln. »Wenn ich mich recht erinnere, ließ seine Kleidung zu wünschen übrig. Hier sind ein Wams und ein Umhang, die vor Jahren meinem Mann gehört haben. Ich glaube, sie könnten deinem Sänger passen. Nimm sie nur mit. Es wäre Verschwendung, sie wegzuwerfen. Und Mildtätigkeit, auch gegenüber Sündern, wird im Himmel gnädig vermerkt.«

Mit ernstem Gesicht reichte sie Rannilt ein gutes dunkelblaues Wams, das kaum geflickt war, und einen sorgfältig ausgebesserten rotbraunen Umhang mit Kapuze. »Hier – Daniel wird diese Sachen ohnehin nicht mehr tragen.« Sie empfand Genugtuung darüber, diesem armen Wicht, den jedes Mitglied ihrer neuen Familie für einen Verbrecher hielt, etwas Gutes zu tun. Dies war die Geste, mit der sie ihre Unabhängigkeit bewies.

Rannilt, die aus dem Staunen gar nicht mehr herauskam, nahm die Gaben und legte sie in ihren Korb, machte stumm einen Knicks und war zur Tür hinaus, bevor diese noch nie dagewesene, geradezu unglaubliche Großzügigkeit ein Ende fand und sich Ausgang, Essen und Kleidung in Luft auflösten.

Susanna kochte, richtete das Essen an, wusch das Geschirr ab und waltete und schaltete mit einem fast grimmigen Lächeln auf den Lippen in ihrem Reich. Sie führte diesen Haushalt auf diskrete Weise großzügiger, als Frau Juliana es je getan hatte, und heute hatte es so viel zu essen gegeben, daß sogar noch etwas übrig geblieben war, und dabei hatte sie bereits lestyn seine Portion in die Werkstatt gebracht und sich zu ihm an den Tisch gesetzt, um ihm Gesellschaft zu leisten und den Teller wieder in die Küche mitzunehmen, wenn er aufgegessen hatte. Obwohl das, was übrig war, für eine Person reichen würde, lohnte es nicht, es noch einen Tag aufzuheben. Sie schnitt die

Reste des gekochten Pökelfleisches hinein und trug den Teller über den Hof zur Werkstatt des Schlossers, wie sie es schon einige Male getan hatte, wenn zuviel gekocht worden war.

John Boneth saß an der Werkbank und blickte auf, als sie eintrat. Sie sah sich um und stellte fest, daß alles in guter Ordnung war. Von Baldwin Peche aber fehlte ebenso jede Spur wie von Griff in, der vermutlich auf einen Botengang geschickt worden war.

»Wir haben etwas Essen übrig, und ich weiß, daß Euer Meister kein großer Koch ist. Ich habe ihm etwas gebracht, falls er nicht schon gegessen hat.«

John war höflich aufgestanden und lächelte sie respektvoll an. Sie kannten sich nun schon seit fünf Jahren, hatten aber immer eine diskrete Distanz gewahrt. Die Tochter des Hauswirts, des reichen Goldschmiedemeisters, war nichts für einen einfachen Schlossergesellen.

»Das ist sehr freundlich von Euch, aber der Meister ist nicht da. Seit heute morgen habe ich ihn nicht gesehen. Bevor er ging, hat er mir noch aufgetragen, ein paar Schlüssel zu schneiden. Ich schätze, er wird erst gegen Abend wieder zurück sein. Wenn ich mich nicht irre, sagte er, er wolle fischen gehen.«

Daran war nichts Seltsames. Baldwin Peche verließ sich darauf, daß sein Geselle sich ebensogut um das Geschäft kümmerte, wie er selbst es hätte tun können, und nahm sich frei, wann immer er Lust dazu verspürte. Vielleicht klapperte er gerade die Wirtschaften ab und versuchte, neuen Klatsch in Erfahrung zu bringen, oder er war am Schießstand unten am Fluß und wettete auf einen besonders guten Bogenschützen, oder er saß in seinem Boot, das nur ein paar Minuten flußabwärts in der Nähe der Schleuse festgemacht war. Der Zug der Lachse konnte jeden Tag einsetzen, und das konnte einen leidenschaftlichen Angler gewiß reizen, sein Glück zu versuchen.

»Und Ihr wißt nicht genau, wann er zurück sein wird?« Susanna las die Antwort in Boneths Gesicht, zuckte die

Schultern und lächelte. »Ja, ich weiß! Nun, wenn er nicht da ist... Ich nehme an, Ihr habt noch etwas Platz hierfür.« Gewöhnlich brachte er sich ein Stück Brot und einen Streifen Speck oder ein Stück Käse mit – Fleisch gab es im Haus seiner Mutter nur an Festtagen. Susanna stellte den Teller vor ihn auf die Werkbank, setzte sich ihm gegenüber auf den für Kunden reservierten Stuhl und stützte sich mit den Ellbogen auf. »Sein Pech. In einer Wirtschaft wird er mehr bezahlen müssen und weniger bekommen. Ich setze mich ein wenig zu Euch – dann kann ich nachher den Teller wieder mitnehmen.«

Rannilt trat durch das dunkle Stadttor in das helle Sonnenlicht auf der Brücke. Aus Angst, zurückgerufen zu werden, hatte sie es eilig gehabt, das Haus zu verlassen, aber auf dem Weg durch die Stadt hatte sie sich Zeit gelassen, denn sie fürchtete sich vor dem, was vor ihr lag. Und das war ja auch zum Fürchten für eine, die keine Schule besucht und bisher kaum Erfahrungen gemacht hatte, die in Wales verachtet und in England nur als Arbeitskraft geduldet wurde. Sie wußte nichts von Mönchen und Klöstern und nicht einmal viel vom Christentum. Aber dort im Kloster war Liliwin, und deshalb zog es sie dorthin. Die Tore des Klosters, hatte Susanna gesagt, waren niemandem verschlossen.

Auf der anderen Seite der Brücke kam sie an dem kleinen Gehölz vorbei, in dem Liliwin sich schlafen gelegt hatte, bevor man ihn um Mitternacht aufgestöbert hatte. Jenseits der Landstraße lagen der Mühlteich und die Häuser, die zur Pfründe des Klosters gehörten, und dahinter ragten die Dächer der Krankenstation, der Schule und des Gästehauses über die Klostermauer, die sich an das wuchtige Torhaus anschloß. Das große Westportal der Kirche, das außerhalb der Mauern lag, bog einen ehrfurchtgebietenden Anblick. Aber als Rannilt den großen Innenhof betreten hatte, schöpfte sie Mut. Selbst zu dieser Stunde, die vielleicht die beschaulichste des ganzen Tages war, herrschte hier ein reges Kommen und Gehen: Gäste kamen an oder reisten ab, Knechte und Mägde eilten hin und her, Bittsteller reichten Gesuche ein, Hausierer machten

Rast, bevor sie wieder weiterzogen – es war ein buntes Treiben, und viele der Menschen, die sie sah, waren ebenso niederer Herkunft wie sie selbst. Sie konnte sich unter ihnen bewegen, ohne daß irgend jemand sie beachtete. Aber sie mußte Liliwin finden, und darum sah sie sich nach einem Menschen um, der einen hilfsbereiten Eindruck machte und den sie fragen konnte.

Ihre Wahl fiel auf den falschen Mann, einen unscheinbaren Mönch, der über den Innenhof eilte; an ihn wandte sie sich, weil er klein und schwächling war wie Liliwin und weil seine hängenden Schultern sie an Liliwin erinnerten und weil jemand, der so bescheiden und unscheinbar wirkte, gewiß Mitleid hatte mit anderen, die ebenso unbedeutend waren wie er selbst. Bruder Jerome wäre zutiefst beleidigt gewesen, wenn er ihre Gedanken hätte lesen können. Da er diese Fähigkeit jedoch nicht besaß, war er recht angetan von der tiefen Verbeugung, die dieses Dienstmädchen vor ihm machte und von dem scheuen Flüstern, mit dem sie ihn ansprach.

»Entschuldigt bitte, hoher Herr... Meine Herrin schickt mich mit milden Gaben für den jungen Mann, der hier Asyl gefunden hat. Könnt Ihr mir sagen, wo ich ihn finden kann?«

Sie hatte Liliwins Namen nicht genannt, weil dieses Wissen etwas war, das sie und ihn verband und darum eifersüchtig gehütet werden mußte. Jerome war durch Rannilts Bitte entwaffnet, obschon es ihm mißfiel, daß eine angesehene Bürgerin in ihrem irregeleiteten Mitgefühl diesem Verbrecher milde Gaben überbringen ließ. Ein Dienstmädchen, das einen Botengang ausführte, konnte für den Irrtum seiner Herrin jedoch nicht verantwortlich gemacht werden.

»Du wirst ihn dort drüben im Hauptgebäude finden, bei Bruder Anselm.« Widerwillig erklärte er ihr den Weg, denn er mißbilligte es, daß Anselm diesen Mann so freundlich behandelte, machte jedoch Rannilt keinen Vorwurf – bis er bemerkte, wie freudig ihr Gesicht sich aufhellte und wie leichtfüßig sie die Richtung einschlug, die er ihr angegeben hatte. Dieses Mädchen war viel zu fröhlich für eine Magd, die einen Botengang ausführte! »Gib acht, mein Kind, daß du

deinen Auftrag mit der geziemenden Schicklichkeit ausführst. Gegen ihn sind sehr schwere Klagen vorgebracht worden. Du darfst eine halbe Stunde mit ihm reden, und in dieser Zeit solltest du ihn anhalten, seine Seele gründlich zu erforschen. Geh nun also und führe deinen Auftrag aus!«

Sie war stehengeblieben, sah ihn groß an und stammelte gehorsam Dank. Ihre Augen aber waren unergründlich und leuchteten beunruhigend. Noch einmal verbeugte sie sich bis zum Boden, sprang dann aber auf wie ein Engel, der zum Himmel fährt, und lief auf das Hauptgebäude zu.

Das Gebäude erschien ihr riesig. Es war ein viereckiger, wuchtiger Bau, dessen Korridore an einem grasbewachsenen Innenhof entlang führten, in dem gelbe, weiße und rote Frühlingsblumen blühten. Hin und her gerissen zwischen Furcht und Entzücken eilte sie einen Gang entlang, bog in einen zweiten ein, warf ehrfürchtige Blicke in die gewölbeartigen Zellen, die lediglich eine Bank und einen Tisch mit einer schrägen Platte enthielten und leer waren bis auf eine, in der ein ehrwürdiger Gelehrter saß, der eines dieser Wunderwerke mit den vielen seltsamen Zeichen abschrieb und nicht einmal aufsaß, als sie vorbeiging. Am Ende dieses Ganges hörte sie Musik aus einer solchen Zelle dringen. Sie hatte noch nie zuvor ein Harmonium gehört, und ihr kam es vor, als sei dies Elfenmusik, bis sie eine sanfte, helle Stimme vernahm, die sie sofort als die Liliwins erkannte.

Er saß über das Instrument gebeugt und hörte sie nicht eintreten. Auch Bruder Anselm, der dabei war, den Rücken des Rebecs zusammenzufügen, bemerkte sie nicht. Schüchtern blieb sie in der Tür stehen, und erst als Liliwin geendet hatte, wagte sie es, den Mund aufzumachen. In diesem entscheidenden Augenblick wußte sie nicht, wie der Empfang aussehen würde. Woher sollte sie die Gewißheit nehmen, daß er seit jener Stunde, die sie gemeinsam verbracht hatten, an sie gedacht hatte, so wie sie unablässig an ihn gedacht hatte? Vielleicht hatte Susanna recht gehabt, und sie machte sich nur etwas vor.

»Wenn Ihr erlaubt...«, begann Rannilt zaghaft.

Beide blickten auf. Der alte Mann sah sie ruhig, gütig und mit mäßiger Neugier an. Der Junge starrte, riß den Mund auf und errötete in ungläubiger Freude, stellte sein seltsames Musikinstrument neben sich auf die Bank, ohne es anzusehen, und stand langsam und vorsichtig auf, als könne jede unvermittelte Bewegung bewirken, daß sie sich wie Frühnebel in Luft auflöste und verschwand.

»Rannilt... du?«

Wenn es ihr wirklich die Torheit eingegeben hatte, ihn im Kloster zu besuchen, so war sie nicht die einzige, die dieser Torheit erlag. Sie sah Bruder Anselm an, der in seiner viel Fingerspitzengefühl erfordernden Arbeit innegehalten hatte, um sich nicht ablenken zu lassen.

»Wenn Ihr erlaubt... Ich möchte mit Liliwin sprechen. Ich habe ihm etwas mitgebracht.«

»Aber natürlich«, sagte Bruder Anselm freundlich. »Hast du gehört, mein Junge? Du hast Besuch. Geht nur und genießt den schönen Tag. Ich werde dich in den nächsten Stunden ohnehin nicht brauchen, und deine Übungen werde ich dir später abhören.«

Wortlos, wie im Traum, gingen sie aufeinander zu, nahmen sich an der Hand und stahlen sich hinaus.

»Ich schwöre dir, Rannilt: Ich habe ihn nicht niedergeschlagen, ich habe ihn nicht bestohlen, ich habe ihm überhaupt nichts getan.« Er hatte es schon mindestens ein dutzendmal beteuert, dort, im schattigen Vorbau, wo er seine Decken zusammengefaltet, den dünnen Strohsack ausgebreitet und sein armseliges Handwerkszeug unter der Steinbank verborgen hatte, als müsse er sich dessen schämen. Und dabei war es, wie sie ihm ein dutzendmal geantwortet hatte, gar nicht nötig gewesen, es auch nur einmal zu sagen.

»Ich weiß, ich weiß! Ich habe es keinen Augenblick lang geglaubt. Wie könntest du daran zweifeln? Ich weiß doch, daß du ein guter Mensch bist. Sie werden es merken, sie werden es noch zugeben müssen.«

Gemeinsam erzitterten sie und hielten sich verzweifelt an den Händen, und die Berührung erfüllte ihre unschuldigen Körper mit einer Erregung, die sie nicht begriffen.

»Ach, Rannilt, wenn du wüßtest! Das Schlimmste für mich war der Gedanke, du könntest dich von mir abwenden und mich für einen Verbrecher halten... Sie glauben das, sie alle, nur du...«

»Nein«, sagte sie entschlossen, »da bin ich nicht so sicher. Der Bruder, der sich um Frau Juliana kümmert und dir deine Sachen gebracht hat... und der gütige Bruder, der dich Musik lehrt... nein, du bist nicht verlassen. Das darfst du nicht denken!«

»Du hast recht«, gab er voller Dankbarkeit zu. »Und solange *du* zu mir hältst, gebe ich die Hoffnung nicht auf...« Er wunderte sich, daß ihr in einem Haushalt, der ihm doch feindlichgesonnen sein mußte, jemand die Erlaubnis gegeben hatte, ihn zu besuchen. »Das war sehr freundlich von deiner Herrin! Ich stehe in ihrer Schuld.«

Nicht für die Gaben, die sie ihm geschickt hatte und die für sie bloß Speisereste, für ihn aber Delikatessen waren, sondern für die Nähe dieses Mädchens, das seine Sinne bezauberte und ihn mit einer fiebrigen Wärme und Unruhe erfüllte, die er nie zuvor kennengelernt hatte. Dies konnte nur Liebe sein – die Liebe, die er jahrelang besungen hatte, ohne daß sein Körper und sein Geist wußten, was das war.

Bruder Jerome hatte, in treuer Erfüllung dessen, was er für seine Pflicht hielt, auf die Zeit geachtet und kam unaufhaltsam über den großen Innenhof auf sie zu. Seine Sandalen machten kein Geräusch auf den Steinen, und als er näher kam, sah er, daß die beiden jungen Leute sich mit den Schultern aneinander lehnten und ihre beiden Köpfe, der blonde und der schwarze, sich fast berührten. Offenbar war es höchste Zeit, sie zu trennen – dies war nicht der rechte Ort für solche Vertraulichkeiten.

»Es wird alles gut werden«, flüsterte Rannilt. »Du wirst sehen! Frau Susanna sagt, was alle sagen, und doch hat sie



mich zu dir geschickt. Ich glaube, daß sie nicht wirklich überzeugt ist... Sie hat mir den ganzen Tag frei gegeben...«

»Ach, Rannilt... Ach, Rannilt, ich liebe dich so...«

»Du hast nun Zeit genug gehabt, den Auftrag deiner Herrin auszuführen«, sagte Bruder Jerome zu Rannilt, »und kannst nicht länger bleiben. Nimm deinen Korb und geh.«

Der Schatten, der hinter ihnen die schrägen Strahlen der Nachmittagssonne verdunkelte, war nicht größer als der Liliwins, und doch war die Finsternis, die er verbreitete, für sie kaum zu ertragen. Sie hatten sich gerade erst bei den Händen gefaßt, waren sich kaum der Möglichkeiten bewußt geworden, die ihre jungen Körper boten, und mußten doch schon wieder voneinander scheiden. Dieser Mönch besaß Autorität – er sprach stellvertretend für das Kloster und würde keinen Widerspruch dulden. Man hatte Liliwin eine Freistatt gewährt, und den Einschränkungen, die man ihm auferlegte, hatte er sich zu fügen.

Zitternd erhoben sie sich. Ihre Hand preßte die seine, und ihre Berührung erfüllte ihn mit einer Glut, die angefacht wurde durch seine Verzweiflung und seinen Zorn.

»Sie wird gleich gehen«, sagte Liliwin. »Laßt uns nur noch einige Minuten, damit wir gemeinsam in der Kirche beten können.«

Diese Bitte erschien Bruder Jerome angemessen. Er war geradezu entwaffnet und trat zurück, als Liliwin, den Korb in seiner freien Hand, Rannilt mit sich in die Kirche zog. Stille und gedämpftes Licht umfingen sie. Bruder Jerome hatte ihr Bedürfnis, allein zu sein, respektiert und war draußen geblieben, würde jedoch in der Nähe bleiben, bis einer von ihnen die Kirche wieder verließ.

Und vielleicht würde Liliwin Rannilt nie mehr wieder sehen! Er konnte es nicht ertragen, daß sie ihn so bald schon wieder verlassen sollte, vielleicht für immer – und das, wo sie doch von ihrer Herrin die Erlaubnis erhalten hatte, den ganzen Tag über bei ihm zu bleiben. Er nahm ihren Arm und zog sie in den dunklen Winkel hinter dem Gemeindealtar im Querschiff. Sie

sollte nicht so von ihm gehen! Im Augenblick waren sie allein in der Kirche, es war ihnen niemand gefolgt, und Liliwin kannte inzwischen jeden Stein, jeden Winkel in dieser Kirche, denn in der ersten Nacht, die er allein hier zugebracht hatte und in der er aus Angst vor Verfolgung beim leisesten Geräusch immer wieder hochgeschreckt war, hatte er sie gründlich erforscht.

»Geh noch nicht, geh noch nicht!« Er preßte sie an sich, und sein Mund an ihrer Wange flüsterte erregt: »Bleib bei mir! Du kannst es, ich werde dir zeigen wo... Niemand wird uns finden, niemand wird uns finden.«

Das Querschiff war schmal, und der Altar war breit. Er nahm fast den gesamten Raum zwischen den Stützpfeilern ein und sprang etwas aus der sich nach hinten verjüngenden Nische hervor. Hinter ihm befand sich ein kleiner Raum, der nur für jemand, der so klein und schwächig war wie Liliwin, erreichbar war. Liliwin hatte sich vorgenommen, sich hier zu verbergen, falls seine Häscher es wagen sollten, in die Kirche einzudringen, und da er seinen Körper zwischen Altar und Säulen hindurchzwängen konnte, würde es für Rannilt kein Problem sein, ebenfalls in die Nische zu gelangen. Drinnen war es dunkel und niemand würde sie dort vermuten.

»Hier, schlüpf hier hindurch. Dort wird uns keiner sehen. Sobald er glaubt, daß du fort bist, und seiner Wege gegangen ist, werde ich wiederkommen. Dann haben wir Zeit bis zum Vespertagesdienst.«

Rannilt gehorchte; sie hätte alles getan, worum er sie bat. Ihre Sehnsucht war ebenso groß wie die seine. Sie zog den leeren Korb hinter sich in das Versteck. Aus der Dunkelheit hörte Liliwin ihr Flüstern: »Und du wirst kommen? Bald?«

»Ja, ich werde kommen! Warte auf mich...«

Kein Ton drang aus dem Versteck. Zitternd drehte Liliwin sich um und ging am Gemeindealtar vorbei zurück zum Südportal, trat hinaus und schlug den Weg zum östlichen Kreuzgang ein. Bruder Jerome hatte so viel Anstand besessen, sich in den Garten zurückzuziehen und weniger offensichtlich Wache zu halten, aber seine scharfen Augen waren immer noch auf das

Portal gerichtet, und er schien zufrieden, als er den jungen Mann allein, mit hängenden Schultern und den Blick zu Boden geschlagen, aus der Kirche treten sah. Liliwin brauchte seine Niedergeschlagenheit nicht zu spielen – Freude und Schmerz trieben ihm die Tränen in die Augen. Am Scriptorium bog er nicht ab zu Bruder Anselms Zelle, sondern ging geradeaus weiter, an der Wand im Vorbau vorbei, wo auf seiner zusammengefalteten Decke die von Rannilt mitgebrachten Lebensmittel und Kleidungsstücke lagen, und weiter über den großen Innenhof in den Garten. Dort blieb er in der Deckung einiger Büsche stehen, blickte zurück und sah, daß Bruder Jerome seinen Wachtposten aufgegeben hatte und eiligen Schrittes zum Wirtschaftshof ging. Das Mädchen war fort – vermutlich hatte es die Kirche durch das Westportal verlassen; die Störung war beseitigt, die klösterliche Ordnung wiederhergestellt, und Bruder Jeromes Autorität hatte sich durchgesetzt.

Liliwin rannte zurück zu seinem Strohsack im Vorbau, rollte das Essen und die Kleidungsstücke in seine Decken ein und überzeugte sich mit einem verstohlenen Blick ringsum davon, daß niemand ihn beachtete. Unbemerkt schlich er sich in die Kirche, eilte zum Querschiff und schlüpfte zwischen Altar und Säulen hindurch in sein finsternes Versteck. Rannilt streckte die Hände nach ihm aus und preßte ihre Wange an sein Gesicht. Sie zitterten beide und konnten einander fast nicht erkennen, und dieser Umstand ließ mit einem Mal alle Hemmungen, die die Welt dort draußen ihnen auferlegte, von ihnen abfallen: Nun konnten sie sprechen, ohne Worte zu gebrauchen, ohne Scheu und ohne Scham – sie waren Liebende. Das war etwas anderes, als nebeneinander im Vorbau zu sitzen, bevor Jerome wie die Schlange im Paradies zwischen sie trat. Dort hatten sie sich nur an den Händen gehalten, und selbst das hatten sie zu verbergen gesucht, als müßten sie sich dessen schämen. Hier, im Dunkel hinter dem Altar, empfanden sie keine Scham, erlegten sich keine Zurückhaltung mehr auf, sondern gaben sich unbeholfenen, leidenschaftlichen Zärtlichkeiten hin.

Es war genug Platz für ein Lager aus Decken und Daniels abgelegten Kleidungsstücken, und der Staub, der sich im Laufe der Jahrzehnte auf dem Steinboden abgelagert hatte, machte es nur noch weicher. An die Wand gelehnt saßen sie da, wärmten sich gegenseitig und aßen die Reste, die Susanna Liliwin geschickt hatte. Sie klammerten sich aneinander, wie um sich zu trösten, und langsam bemächtigte sich ihrer eine Illusion der Sicherheit, die Trost überflüssig zu machen schien.

Wenn sie sprachen, so geschah das in wenigen und geflüsterten Worten.

»Frierst du?«

»Nein.«

»Doch, du zitterst ja.« Er rückte näher an sie heran, legte seinen Arm um sie, drückte sie an seine Brust und zog einen Zipfel der Decke über ihre Schulter. Sie fuhr mit ihrem Arm um seinen Nacken, liebte ihn mit Lippen und Wange und Stirn, zog ihn zu sich herab, bis sie Brust an Brust lagen und in gleichzeitigen, tiefen Seufzern beieinander lagen.

Etwas durchfuhr sie wie ein Blitz, der sie beide zusammenzucken ließ und sie, ohne daß sie bewußt etwas dazu taten, zu *einem* Wesen verschmolz. Beide waren sie unschuldig und doch wissend, aber das, was sie nun erfuhren, hatte keinerlei Ähnlichkeit mit irgend etwas, das zu kennen sie geglaubt hatten. Danach fielen sie in Schlaf, bewegten sich nur, um sich noch fester aneinander zu schmiegen, und schreckten erst eine Stunde später, erfüllt von derselben Sehnsucht wie zuvor, wieder hoch, um noch einmal mit derselben Leidenschaft ineinander hineinzutauchen, ohne dabei ganz zu erwachen. Dann schliefen sie wieder ein – so tief, so erschöpft, so erfüllt und verzaubert, daß nicht einmal der Gesang des Vespertagesdienstes im Chor sie erwachen ließ.

»Soll ich das Leinen für dich holen?« Das war Margerys Versöhnungsangebot. Sie war in Susannas Reich gekommen und hatte gesehen, daß die Hüterin des Haushaltes damit beschäftigt war, das Abendessen zuzubereiten.

»Danke«, sagte Susanna, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, »das mache ich lieber selbst.« Sie kommt mir nicht einen Schritt entgegen, dachte Margery verbittert. *Ihr Leinen, ihre Vorräte, ihre Küche!* Und in diesem Moment sah Susanna auf und lächelte sogar – ihr übliches, nicht unfreundliches, schiefes Lächeln. »Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann kümmere dich ummeine Großmutter. Du bist neu hier und darum wird sie zu dir freundlicher sein und gefügiger als bei anderen. Sie und ich, wir kennen uns nun schon zu lange und machen uns das Leben schwer. Wir sind uns zu ähnlich. Aber du bist neu und unverbraucht. Du würdest mir damit eine Mühe abnehmen.«

Margery vergaß ihre Verbitterung. »Ja, das tue ich gern«, sagte sie, lächelte Susanna zu und ging, ihr Bestes bei der alten Frau zu tun, die in ihrer Gegenwart ihre Bössartigkeit zweifellos zügeln wurde.

Erst später am Abend, als sie Daniel stumm und unaufmerksam am Tisch sitzen sah, wo er zufrieden irgendwelchen geheimen Gedanken nachhing, versank Margery wieder ins Brüten. Man verweigerte ihr, was ihr zukam. An wessen Gürtel hing der Schlüsselbund? Und wer gebot der Magd, die übrigens noch immer nicht zurückgekehrt war?

»Ich frage mich«, sagte Bruder Anselm, als er nach dem Abendessen das Refektorium verließ, »wo mein Schüler geblieben sein könnte. Seit ich ihm erklärt habe, was Neumen sind, ist er mit Feuereifer bei der Sache gewesen. Sein Gehör und seine Singstimme sind wie die eines Engels. Und er hat sich heute abend noch nicht einmal sein Essen abgeholt.«

»Bei mir ist er auch nicht gewesen, um nach seinem Arm sehen zu lassen«, bemerkte Bruder Cadfael, der den ganzen Nachmittag im Kräutergarten mit der Zubereitung von Arzneien verbracht hatte. »Aber heute früh hat Oswin ihn sich angesehen, und er meint, die Wunde heile sehr gut.«

»Es war eine Dienstmagd hier, die ihm im Auftrag ihrer Herrin einen Korb mit Leckereien gebracht hat«, sagte Jerome, der ihr

Gespräch mitangehört hatte. »Zweifelloos hat ihm das den Geschmack an unserer einfachen Kost verdorben. Ich sah mich veranlaßt, die beiden zu tadeln. Vielleicht hat er sich das so zu Herzen genommen, daß er sich nun allein irgendwo herumdrückt.«

Bis jetzt hatte er gedacht, nur er habe den ungebetenen Gast nicht mehr gesehen, seit er allein aus der Kirche gekommen war; nun aber schien es, als habe Bruder Anselm ihn auch nicht mehr zu Gesicht bekommen, obwohl er doch weit mehr Grund dazu hatte als er selbst. Das Kloster war zwar groß, aber doch nicht so groß, daß ein Mann, der sich praktisch als Gefangener hier aufhielt, einfach verschwinden konnte. Wenn er überhaupt noch da war...

Jerome sagte kein weiteres Wort mehr zu seinen Brüdern, sondern nutzte die verbleibende halbe Stunde vor der Komplet zu einer Suche nach dem Jungen, die am südlichen Vorbau der Kirche endete. Der Strohsack auf der Steinbank war unberührt, und die Decken fehlten aus ungeklärtem Grund. Jerome übersah das kleine Bündel, das unter einer Ecke des Strohsacks hervorsah. Er stellte lediglich fest, daß von Liliwin jede Spur fehlte.

Kurz vor dem Beginn der Komplet meldete er sich atemlos bei Prior Robert und berichtete ihm von dem Ergebnis seiner Nachforschungen. Nicht der Hauch eines Lächelns zeichnete sich auf Roberts Gesicht ab, das so gütig und ausdruckslos wie immer blieb, aber irgendwie strahlte er Erleichterung und zurückhaltende Freude aus.

»Nun denn!« sagte er. »Wenn dieser irregeleitete Junge so töricht gewesen ist, seinen sicheren Hafen wegen eines Mädchens zu verlassen, so ist das seine eigene Entscheidung. Eine traurige Sache, gewiß, aber, die, die hier leben, trifft keine Schuld. Kein Mann kann der Hüter seines Bruders sein.« Und mit dem gemessenen Schritt und dem würdigen Gesichtsausdruck, den man von ihm gewohnt war, führte er die Prozession der Brüder in den Chor an, und sein Atem ging nun leichter, da das Kloster von dieser Störung und dem Eindringling, der sie verursacht hatte, befreit war. Er bat Jerome

nicht, sein Wissen vorerst noch für sich zu behalten; das war nicht nötig – sie verstanden einander gut genug.

## 6

### *Montag nacht bis Dienstag nachmittag*

Liliwin schreckte hoch. Rings um ihn her war es dunkel, und er hörte die unverkennbare Stimme von Bruder Anselm, der den Gesang im Chor anführte. Eine ungeheure Angst überfiel ihn – er erinnerte sich an das Wunderbare, Schreckliche, das Rannilt und er geteilt hatten, an jene Seligkeit, die gleichzeitig eine entsetzliche und unverzeihliche Blasphemie war. Hier, hinter dem Altar, gleich neben diesen heiligen Reliquien, wurde die fleischliche Sünde, die in einem Wäldchen oder auf einer Wiese natürlich und menschlich sein mochte, zu einer Tat, die ewige Verdammnis nach sich ziehen würde. Aber die unmittelbare Angst war größer als die vor der Hölle. Er wußte, wo er war und was geschehen war, und er erkannte den Gottesdienst. Das war nicht der Vespertagesdienst, sondern die Komplet! Sie hatten Stunden geschlafen. Der Abend war vorüber, und die Nacht setzte ein.

Vorsichtig tastete er nach Rannilt, legte eine Hand auf ihre Lippen und küßte sie auf die Wange, um sie zu wecken. Sie erwachte sofort. Er fühlte, wie sie ihre Lippen unter seiner Hand zu einem Lächeln verzog. Auch sie erinnerte sich, aber nicht so wie er: Sie empfand keine Schuld, und sie hatte keine Angst. Noch nicht! Die Angst würde noch kommen.

Er legte seinen Mund dicht an ihr Ohr und flüsterte durch ihr dichtes, schwarzes Haar hindurch: »Wir haben zu lange geschlafen ... Es ist schon Nacht, sie singen die Komplet.«

Sie setzte sich abrupt auf und lauschte ebenso angespannt wie er. »O Gott!« flüsterte sie. »Was haben wir getan? Ich muß gehen... Ich werde zu spät kommen...«

»Aber du kannst nicht allein gehen... Denk doch nur, wie dunkel es ist.«

»Ich habe keine Angst.«



»Aber ich lasse dich nicht allein gehen! In der Nacht sind Diebe und Mörder unterwegs. Ich werde dich begleiten.«

Sie legte ihm ihre Hand auf die Brust und sah ihn bestürzt an. Ihr Flüstern war immer noch leise, aber sehr erregt. »Das kannst du nicht tun! Du kannst das Kloster nicht verlassen, du darfst nicht hinaus! Draußen warten sie auf dich – sie werden dich gefangennehmen!«

»Warte..., warte einen Augenblick, und laß mich nachsehen.« Im schwachen Licht, das vom Chor herüberschien und das zwar von den Wänden ausgeschlossen, von den Hauptpfeilern der Kirche jedoch in das Querschiff reflektiert wurde, konnten sie die Umrisse des Altars, hinter dem sie kauerten, ausmachen. Liliwin kroch um ihn herum und schlich auf allen vieren weiter, bis er, durch eine Säule gedeckt, in das Hauptschiff spähen konnte. Dort saßen einige ältere Frauen aus der Klostersiedlung, die, da sie an ihr Seelenheil dachten und in ihrem fortgeschrittenen Alter nichts Interessanteres mit ihren Abenden anzufangen wußten, selbst an den eigentlich nicht für die Gemeinschaft bestimmten Gottesdiensten regelmäßig teilnahmen. An diesem schönen, milden Abend knieten nicht weit von Liliwin entfernt fünf von ihnen im Zwielficht der Kirche, und eine von ihnen schien ihren Enkel mitgebracht zu haben, während eine andere, die einen recht hinfälligen Eindruck machte, von einem etwa zwanzigjährigen Mann begleitet wurde, der sie stützen sollte. Das war genug, um eine gewisse Deckung zu bieten, sofern Gott oder das Schicksal das nötige Quentchen Glück beisteuerte.

Liliwin eilte zurück in das dunkle Querschiff und winkte Rannilt, ihr Versteck zu verlassen.

»Schnell, laß die Decken, wo sie sind«, flüsterte er, »aber gib mir die Kleider – das Wams und den Umhang. Niemand hat mich je in etwas anderem als diesen Lumpen gesehen...«

Daniels alter Umhang war ihm etwas zu weit, und als er ihn sich jetzt überwarf, verlieh er ihm das Aussehen eines kräftigen Mannes in mittleren Jahren. Die Kirche war nur von zwei Fackeln spärlich erleuchtet, die in der Nähe des Westportals in

Haltern steckten, und der dunkelbraune Umhang ließ Liliwin stämmiger wirken, als er war, während der hohe Kragen einen Teil seines Gesichts verbarg. Die Kapuze würde er erst aufsetzen können, wenn er die Kirche verlassen hatte.

Zitternd klammerte sich Rannilt an seinen Arm und flehte ihn an: »Nein, bitte bleib hier... Ich habe Angst um dich...«

»Hab keine Angst! Wenn wir mit all diesen Leuten hinausgehen, wird uns niemand bemerken.« Und auch wenn die Angst sie im Griff hatte, würden sie noch etwas länger Zusammensein und untergehakt oder Hand in Hand nebeneinander gehen können.

»Aber wie wirst du wieder hineinkommen?« flüsterte sie fast unhörbar.

»Ich werde schon einen Weg finden. Ich werde einfach jemandem folgen, der durch das Tor geht.« Der Gottesdienst war fast vorüber; gleich würden die Mönche in Prozession zur Nachttreppe gehen. »Komm jetzt, wir müssen uns unter die Leute hier mischen...«

Die alten, frommen Frauen aus der Klostersiedlung warteten auf den Knien, bis die Mönche wie große Schatten an ihnen vorbeigezogen waren. Erst dann erhoben sie sich und gingen langsam auf das Westportal zu, und hinter ihnen traten Liliwin und Rannilt unbemerkt aus dem Schatten und folgten ihnen schweigend, als gehörten sie zu ihnen.

Es war geradezu unglaublich einfach. Vor dem Torhaus, von wo aus sie sowohl das Tor als auch das Westportal der Kirche im Auge behalten konnten, hielten ständig zwei Männer des Sheriffs Wache. Sie hatten Fackeln angesteckt, allerdings eher zu ihrer eigenen Bequemlichkeit als um besser nach dem Gesuchten Ausschau halten zu können – schließlich mußten sie die Zeit, in der sie Wache halten mußten, irgendwie herumbringen, und im Dunkeln kann man weder würfeln noch Karten spielen. Mittlerweile glaubten sie nicht mehr daran, daß der Beschuldigte den Versuch machen würde, seine sichere Zuflucht zu verlassen, aber sie kannten ihre Pflicht und blieben auf ihrem Posten. Schweigend sahen sie zu, wie die Gläubigen

die Kirche verließen, aber da niemand ihnen befohlen hatte, die zu durchsuchen, die hineingingen, achteten sie nicht weiter darauf, wie viele herauskamen, und so fiel es ihnen nicht auf, daß sich die Zahl der Gottesdienstbesucher um zwei vermehrt hatte. Auch trugen die Männer, die zu sehen waren, nicht ausgewaschene, fadenscheinige Kleider wie der Jongleur, sondern gutes Tuch. Und da die Männer des Sheriffs nicht wußten, daß ein junges Mädchen ins Kloster gegangen war, um mit dem Spielmann zu sprechen, schöpften sie keinen Verdacht, als sie das junge Paar auf die Straße treten sahen. Was sollte schon dabei sein, wenn zwei junge Leute eine alte Frau zur Kirche begleiteten?

Sie waren draußen, sie waren an den Wachen vorbei, der Lichtschein der Fackeln hinter ihnen wurde schwächer, die kühle Dunkelheit hüllte sie ein, und ihre Herzen, die ihnen bis zum Hals geschlagen hatten wie kleine Vögel, die in einem winzigen Raum gefangen sind, beruhigten sich allmählich wieder. Glücklicherweise wohnten zwei der alten Frauen und der junge Mann, der die ältere der beiden stützte, als Rentenempfänger des Klosters in zwei der kleinen Häuser, die bei der Mühle standen, und wandten sich daher der Stadt zu. So waren Liliwin und Rannilt nicht die einzigen, die diesen Weg nahmen, und erregten keine Aufmerksamkeit. Als die Frauen in ihren Häusern verschwunden waren und die beiden zwischen dem Mühlteich zur Linken und dem Gebüsch oberhalb der Gaye zur Rechten auf die Brücke zingingen, deren Umrisse sich schwach in der Dunkelheit abzeichneten, blieb Rannilt plötzlich stehen, faßt Liliwin am Arm und sah ihm ernst ins Gesicht.

»Geh nicht in die Stadt! Bitte tu es nicht! Wenn du hier links abbiegst, wirst du auf einen Weg stoßen, der nach Süden führt. Dort werden sie nicht nach dir suchen. Geh nicht durch das Stadttor! Und kehr nicht ins Kloster zurück! Du bist draußen, und niemand sonst weiß es. Vor morgen früh werden sie nichts davon merken. Flieh, solange du kannst! Du bist frei, du kannst gehen, wenn du willst...« Flüsternd drängte sie ihn, sich zu retten, und in ihrer Stimme lag hoffnungsvolle Entschlossenheit, aber auch Verzweiflung über den Schmerz, den seine Freiheit

ihr bringen würde. Liliwin hörte das eine ebenso deutlich wie das andere, und für einen Augenblick war auch er hin und her gerissen.

Er zog sie tiefer in den Schatten der Bäume und schloß sie in seine Arme. »Nein! Ich werde mit dir kommen – allein bist du nicht sicher. Du weißt nicht, was nachts in einer dunklen Gasse passieren kann. Ich werde dich nach Hause bringen. Das muß ich, und das will ich!«

»Aber verstehst du denn nicht...?« Verzweifelt schlug sie mit ihrer kleinen Faust gegen seine Brust. »Du könntest jetzt fliehen und diese Stadt hinter dir lassen. Du hättest eine ganze Nacht Vorsprung. Eine zweite Gelegenheit wie diese wirst du nicht mehr haben.«

»Und soll ich dich etwa auch hinter mir lassen? Soll ich so tun, als wäre ich ein Räuber, wie sie sagen?« Er faßte ihr Kinn mit seiner zitternden Hand und zwang sie mit sanfter Gewalt, ihn anzusehen. »Willst du, daß ich gehe? Willst du mich nie mehr wiedersehen? Wenn es das ist, was du willst, dann sag es, und ich werde gehen. Aber sprich die Wahrheit. Lüg mich nicht an!«

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und schloß ihn leidenschaftlich in ihre Arme. »Nein! Nein!« flüsterte sie. »Ich will, daß du in Sicherheit bist... Und ich will dich!«

Sie weinte, und er hielt sie in seinen Armen und flüsterte ihr tröstende Worte ins Ohr. Dann setzten sie ihren Weg fort, denn diese Frage war geklärt und würde nicht ohne einen schwerwiegenden Grund noch einmal angeschnitten werden. Sie gingen über die Brücke auf das Stadttor zu. Das rötliche Licht der beiden Fackeln, die rechts und links davon in Halterungen steckten, wurde von der sanft gekräuselten Oberfläche des Severn reflektiert. Die Wachen hatten es sich bequem gemacht und griffen nur ein, wenn Raufbolde oder widerspenstige Betrunkene Streit suchten. Zwei sittsame, ordentliche junge Leute, die es eilig hatten, nach Hause zu kommen, wurden von ihnen nur mit einem kurzen Blick und einem freundlichen Gruß bedacht.

»Siehst du«, sagte Liliwin, als sie auf der gewundenen Hauptstraße bergauf stiegen, »es war gar nicht so schwer.«

»Nein«, antwortete sie sehr leise.

»Und genauso leicht werde ich auch wieder ins Kloster hineinkommen. Vielleicht kommen Reisende noch spät in der Nacht an, und ich kann so tun, als ob ich zu ihnen gehörte. Wenn keine kommen, werde ich heute nacht draußen schlafen, und in diesen Kleidern kann ich mich morgen früh hineinschmuggeln, wenn mehr Menschen unterwegs sind.«

»Du könntest jetzt immer noch fliehen«, sagte sie, »wenn du dich erst von mir verabschiedet hast.«

»Aber ich werde dich nicht verlassen. Wenn ich von hier aufbreche, wirst du mit mir kommen.«

Er wußte, daß es sein Trotz war, der ihn dazu brachte, dem Schicksal die Stirn zu bieten, und doch sprach er aus tiefstem Herzen. Es mochte sein, daß er ein schmachliches Ende nahm, es mochte sein, daß er wie ein Reiher dem Vogelsteller zum Opfer fiel – aber bis jetzt war sein Name, so niedrig und bescheiden der auch sein mochte, nie durch eine Anschuldigung wegen eines Diebstahls oder einer Gewalttat beschmutzt worden, und Liliwin war bereit, ein Wagnis auf sich zu nehmen, damit das so blieb; und nun stand für ihn sogar etwas noch Wertvolleres auf dem Spiel. Nein, er würde nicht versuchen zu fliehen. Er würde bleiben und entweder gewinnen oder alles verlieren.

An der Kreuzung wandten sie sich nach rechts. Diese Gasse war enger und dunkler als die Hauptstraße, und mindestens einmal wich eine finstere, heimliche Gestalt vor ihnen in eine Seitengasse, vielleicht abgeschreckt dadurch, daß sie zu zweit waren, denn selbst wenn einer mit dem ersten Schlag niedergestreckt wurde, konnte der zweite noch laut genug schreien, um die Anwohner zu wecken. Zwar gab es Nachtwächter in Shrewsbury, aber jeder, der nachts allein unterwegs war, mußte mit dem Überfall eines skrupellosen Räubers rechnen, denn die Wächter konnten nicht überall sein.

Rannilt bemerkte nichts. Ihre Angst um Liliwin war nicht auf eine unmittelbare Gefahr gegründet.

»Werden sie dich bestrafen, weil du zu spät gekommen bist?« fragte er sie besorgt, als sie sich Walter Aurifabers Laden und dem Durchgang, der auf den Hof führte, näherten.

»Sie hat gesagt, ich dürfe den ganzen Tag fortbleiben, wenn ich dadurch von meinem Kummer geheilt wäre.« Die Nacht verbarg ihr Lächeln. Sie war keineswegs geheilt, aber für alle Fragen gewappnet. »Sie hat Verständnis für mich. Ich habe keine Angst vor ihr – sie wird mich in Schutz nehmen.«

In der Dunkelheit eines Hauseingangs gegenüber dem Haus der Aurifabers zog er sie in seine Arme, und sie erwiderte die Umarmung. Beiden kam gleichzeitig der Gedanke, daß dies das letzte Mal sein könnte, daß sie einander im Arm hielten, aber sie klammerten sich aneinander, küßten sich und verbannten den Gedanken aus ihrem Bewußtsein.

»Nun geh, geh, schnell! Ich werde warten, bis du im Haus bist.« Von dort, wo sie standen, konnte er den Durchgang überblicken und den schwachen Lichtschimmer sehen, der durch eines der Fenster fiel. Er löste sich aus ihrer Umarmung, faßte sie an den Schultern und schob sie von sich. »Lauf!«

Sie war fort, war gehorsam über die Straße und durch den Durchgang geeilt und hatte dabei einen Augenblick lang den schwachen Lichtschimmer verdeckt. Dann war sie im Hof, und das Licht fiel auf sie, als sie an der Eingangstür vorbeikam. Einen Augenblick später war sie im Haus verschwunden.

Liliwin blieb lange reglos im Hauseingang stehen und sah ihr nach. Die Nacht war sehr still und friedlich. Die Sehnsucht hielt ihn fest – er wollte sich noch nicht auf den Weg zum Kloster machen. Selbst als der Lichtschein im Hof verschwand, blieb er stehen und starrte in die Richtung, in die sie verschwunden war.

Aber er hatte sich geirrt: Das Licht war nicht gelöscht, sondern von einem Mann verdeckt worden, der leise durch den Durchgang zur Straße schlich. Er war groß, kräftig und, nach seinem Schritt zu urteilen, jung, und außerdem schien er in Eile

zu sein und schändliche oder zumindest zwielichtige Absichten zu haben, denn er hielt den Kopf unter der weit ins Gesicht gezogenen Kapuze gesenkt, bewegte sich vorsichtig und hielt sich, wenn möglich, tief im Schatten der Häuser.

In Walter Aurifabers Haus wohnten nur zwei junge Männer, und einer, der erst kürzlich noch in ihrer Gesellschaft gesungen und Possen getrieben hatte, hatte keine Schwierigkeiten, die beiden auseinanderzuhalten. Obendrein verriet der schöne neue Mantel seinen Träger, mochte der auch noch so großen Wert darauf legen, unerkannt zu bleiben. Wohin wollte Daniel Aurifaber so eilig, drei Tage nach seiner Hochzeit und mitten in der Nacht?

Liliwin verließ seinen Posten schließlich und ging durch die enge Gasse zurück zur Hauptstraße. Die huschende Gestalt hatte er aus den Augen verloren. Irgendwo in diesem Gewirr aus Gassen und Seitengassen war Daniel verschwunden, und Liliwin hatte keine Ahnung, was er vorhatte. Er setzte seinen Weg fort, erreichte das Stadttor und war kaum erstaunt, als er von einem Wächter angehalten wurde, der nicht so schläfrig war wie seine Genossen.

»Nun, mein Junge? Das hat ja nicht lange gedauert. Um diese Zeit willst du wieder hinaus? Du läufst ja hin und her wie ein Hund auf dem Jahrmarkt.«

»Ich habe nur mein Mädchen nach Hause begleitet«, sagte Liliwin, der es am einfachsten fand, bei der Wahrheit zu bleiben. »Und jetzt muß ich zurück ins Kloster. Ich arbeite dort.« Auch das stimmte. Insgeheim gelobte er sich, morgen noch eifriger zu sein, als Sühne dafür, daß er Bruder Anselm heute im Stich gelassen hatte.

»Oh, du arbeitest für die Mönche?« Der Wächter lächelte gutmütig. »Paß nur auf, daß du keine voreiligen Gelübde ablegst, mein Junge, sonst kannst du dein Mädchen vergessen. Na gut – geh nur, und gute Nacht.«

Er ließ das von flackernden Fackeln beleuchtete Stadttor hinter sich und ging auf die Brücke zu, die von flüssigem Silber eingefast zu sein schien. Ein leichter Wolkenschleier, durch

den hier und da das Funkeln eines Sternes drang, lag über dem Himmel. Auf der anderen Seite des Flusses schlüpfte Liliwin wieder in das Gebüsch, das die Straße säumte. Es war beängstigend still. Je näher er dem Torhaus des Klosters kam, desto mehr fürchtete er, beim Überqueren der Straße die Aufmerksamkeit der Wachtposten auf sich zu ziehen. Das Westportal der Kirche und die offene Tür im großen Tor zum Kloster schienen gleichermaßen unerreichbar.

Er blieb im Gebüsch und beobachtete die Klostersiedlung, und plötzlich überkam ihn erneut die Versuchung, er könne, da er ja nun einmal schon unbemerkt außerhalb der schützenden Klostermauern war und die ganze Nacht vor ihm lag, so viel Entfernung wie möglich zwischen sich und Shrewsbury legen und sich unter Leuten verbergen, die ihn nicht kannten. Er war klein und schwach und verängstigt, und ein übermächtiger Hunger nach Leben erfüllte ihn. Die Versuchung, sich der Gefahr, die über seinem Haupt schwebte, durch Flucht zu entziehen, war groß. Dennoch wußte er die ganze Zeit, daß er diesen Weg nicht gehen würde. Daher mußte er den einzigen Ort erreichen, an dem er noch siebenunddreißig Tage lang sicher sein würde – hier, in der Nähe des Hauses, in dem Rannilt arbeitete, auf ihn wartete und für ihn betete.

Er hatte schließlich Glück und mußte nicht einmal lange darauf warten. Einer der Laien, die im Kloster arbeiteten, hatte heute seinen Sohn taufen lassen und dieses Ereignis zusammen mit Verwandten und Freunden in seinem Haus gefeiert. Die Diener des Klosters, die Schafhirten und Stallburschen, die seine Gäste gewesen waren, kamen gesättigt und fröhlich die Straße, die durch die Klostersiedlung führte, hinunter auf das Torhaus zu, um in ihre Quartiere, die in dem Wirtschaftshof lagen, zurückzukehren. Liliwin sah sie kommen, und als sie nahe genug waren und gemächlich den Weg zum Torhaus einschlugen, wo sie sich von denen verabschiedeten, die in der Stadt wohnten, schlüpfte er aus seinem Versteck und mischte sich unter sie. Einer mehr fiel im Dunkeln nicht weiter auf. So kam er, ohne Argwohn zu erregen,



ins Kloster und schlich sich drinnen zu seinem Lager im südlichen Vorbau der Kirche.

Die Gefahr war vorüber – er war in Sicherheit. Dankbar betrat er die leere Kirche – es war noch eine Stunde bis zur Frühmette – und holte seine Decken aus dem Versteck hinter dem Altar. Er war so müde, gleichzeitig aber so wach, daß der Gedanke an Schlaf ihm widersinnig erschien. Als er aber seine neuen Kleider zusammengefaltet, sein Lager auf der Steinbank bereitet, und sich, noch immer zitternd, darauf ausgestreckt hatte, überfiel ihn der Schlaf so plötzlich, daß er kaum merkte, wie er sanft in der Dunkelheit versank.

Bruder Cadfael stand eine halbe Stunde vor Beginn der Prim auf, um in seine Kräuterküche im Gartenhaus zu gehen, wo er am Abend zuvor Kräuterpastillen zum Trocknen ausgelegt hatte. Die Büsche und Kräuter in dem umfriedeten Kräutergarten glänzten noch von dem leichten Regen, der in der Nacht gefallen war, und funkelten im ersten Licht der aufgehenden Sonne. Wieder begann ein neuer, schöner Tag – ein guter Tag für die Aussaat, denn das Wetter war mild, und die Erde war feucht und durch die strengen Fröste des vergangenen Winters locker und krümelig. Das waren die besten Voraussetzungen für das Keimen und Wachstum von Pflanzen.

Er hörte die Glocke, die die Mönche zur Prim rief, und machte sich, nachdem er seine Pastillen in ein Gefäß gefüllt hatte, auf den Weg zur Kirche. Und dort, im Vorbau, war Liliwin, der seine Decken bereits ordentlich zusammengefaltet und seine geflickte Jacke mit einem neuen blauen Wams vertauscht hatte. Sein blondes Haar war naß und klebte an seinem Kopf, denn er hatte sich soeben gewaschen. Er hatte Cadfael noch nicht bemerkt, und dieser betrachtete ihm mit Wohlgefallen. Wo immer er sich auch gestern versteckt haben mochte – er war wieder hier, in Sicherheit, und legte obendrein eine Selbstachtung an den Tag, die, so kam es Cadfael jedenfalls vor, mit der Schuld, die man ihm anlastete, unvereinbar war.

Bruder Anselm, dem die Anwesenheit seines Schützlings in der Kirche erst auffiel, als er beim Choral seine hohe, etwas zögernde Stimme vernahm, war ebenfalls beruhigt. Auch Prior Robert hörte Liliwins Stimme, blickte sich in ungläubigem Mißfallen um und runzelte die Stirn über Bruder Jerome, der ihn derart falsch informiert hatte. Sie hatten sich zu früh gefreut – der Dorn war noch nicht aus ihrem Fleisch entfernt.

An diesem Tag pflanzten die Laienbrüder an der Gaye neue Setzlinge und säten ein neues Erbsenfeld ein, das Früchte tragen sollte, wenn das am Meole-Bach abgeerntet war. Cadfael ging nach dem Mittagessen hinaus, um die Arbeit zu begutachten. Nach dem leichten Regen, der während der Nacht gefallen war, war der Tag heiter und klar, aber die früheren Regenfälle hatten den Severn, der in den Bergen von Wales entsprang, anschwellen lassen, und das Wasser schwappte an den Stellen, wo die Wiese sich sanft zum Fluß hinabsenkte, über das Gras und unterhöhlte das Ufer an den steileren Stellen. Der Fluß stand eine Handlänge höher als vor zwei Tagen, aber im hellen Sonnenlicht schien es, als könne er badenden Kindern, geschweige denn erwachsenen Männern, nicht in mindesten gefährlich werden. Und dabei war der Severn nicht nur einer der schönsten, sondern auch einer der trügerischsten und tückischsten Flüsse im ganzen Land.

Es war ein Genuß, den Pfad entlangzugehen, der sich lediglich als ein heller Strich vom saftigen Gras abhob und dem Flußlauf folgte. Cadfael betrachtete die halb trüben, halb klaren Strudel, die es in Ufernähe gab. Diese Strömung war nicht zu unterschätzen. Auf der anderen Seite des stillen und doch so reißenden Flusses erhob sich über einem steilen, mit Weinreben und Obstbäumen bewachsenen Hang die Stadtmauer von Shrewsbury, die weiter flußabwärts auf die Burg stieß, welche den schmalen Zugang zur Stadt bewachte.

Cadfael war am Ende des Obstgartens des Klosters angelangt. Hier begann ein dichtes Gebüsch, das das letzte Weizenfeld des Klosters säumte und die alte, verfallene Mühle am Fluß fast verdeckte. Er schlängelte sich zwischen Bäumen

und Büschen hindurch und setzte seinen Weg noch ein kleines Stück fort, bis er an eine flache Bucht kam, in die das Wasser jetzt hinein- und hinausströmte. Selbst wenn der Severn weniger Wasser führte, wurde hier oft etwas angeschwemmt, das durch das dichte Gebüsch zu beiden Seiten der Bucht den Blicken entzogen blieb.

Heute nun stieß Cadfael an dieser Stelle auf etwas gänzlich Unvorhergesehenes: Mit dem Gesicht nach unten und ausgestreckten Armen und Beinen lag ein Leichnam im Wasser. Der Kopf ruhte auf dem Uferkies. Es war ein Mann von untersetzter, kräftiger Statur, gekleidet in einfaches, aber gutes Tuch. Er hatte einen runden Kopf mit graumelierten, braunen Haaren und einer kleinen kahlen Stelle auf dem Hinterkopf. Der schnell dahinfließende Fluß hatte ihn hierher getragen, und seine ausgestreckten Arme wurden von der leisen Strömung träge hin und her bewegt, so daß es schien, als tasteten seine Finger unschlüssig nach dem Kies, der das Ufer bedeckte. Der Mann hatte stämmige Beine, aber die ungestüme Strömung zerrte an seinen Füßen, als wolle sie ihn mitnehmen. Er war eindeutig tot, und doch bewegten sich seine Glieder, als wollten sie beweisen, daß er noch lebte.

Bruder Cadfael schürzte seine Kutte, stieg ins Wasser, packte den Leichnam an der sich hin und her wiegenden Kapuze und am Ledergürtel und hob ihn langsam aus dem Wasser, um die Stellung, in der er angespült worden war, so wenig wie möglich zu verändern und die Spuren an Kleidung, Haar und Schuhen, die der Fluß noch nicht davongespült hatte, nicht zu verwischen. Es war nicht nötig, nach Spuren von Leben zu suchen – der Mann war schon längere Zeit tot. Dennoch mochte er selbst im Tod noch etwas zu sagen haben.

Cadfael legte den tropfnassen Leichnam in derselben Stellung ins Gras, die er im Wasser gehabt hatte. Wo und wie mochte der Mann in den Fluß gefallen sein?

Was die Frage betraf, um wen es sich handelte, so war es nicht nötig, sich das verschmutzte Gesicht genauer anzusehen. Cadfael erkannte das rostrote Wams, die stämmige Statur, den runden Kopf mit der kahlen Stelle und dem dichten braunen

Haar, das sie umgab. Erst vorgestern hatte er mit diesem Mann gesprochen, und da war er noch recht verschmitzt und gesprächig gewesen und hatte ohne große Boshaftigkeit die Gelegenheit ergriffen, den Klatsch, von dem er wußte, vor Cadfael auszubreiten.

Baldwin Peché konnte nun nicht mehr über die Mißgeschicke lachen, die seinen Mitbürgern zustießen. Er hatte seinen letzten Kampf mit dem Fluß, auf dem er so oft gefischt hatte und der schließlich sein Tod gewesen war, verloren.

Cadfael hob ihn am Gürtel hoch, bemerkte, daß nur wenig Wasser aus seinem Mund floß, und ließ ihn wieder los, wobei er darauf achtete, die Stellung des Leichnams nicht zu verändern. Er war etwas erstaunt darüber, daß nur so wenig Wasser in den Lungen des Toten gewesen war, denn Ertrunkene geben, wenn sie rasch geborgen werden, fast alles Wasser wieder her, das sie geschluckt haben. Der Körper des Toten hatte einen kaum sichtbaren Eindruck auf dem Grund der seichten Bucht hinterlassen, die nur von einer leichten Strömung durchzogen wurde, und dieser Eindruck zeichnete die Umrisse des Leichnams genau so nach, wie er jetzt im Gras lag.

Wie kam es, daß Baldwin Peché hier angespült worden war? War er betrunken gewesen und nachts in den Fluß gestürzt? War er beim Angeln über Bord gefallen? War er in einer dunklen Gasse bewußtlos geschlagen, ausgeraubt und anschließend ins Wasser geworfen worden? So etwas geschah gelegentlich selbst in gut bewachten Städten, wenn die Nacht nur dunkel genug war, und hinter Pechés rechtem Ohr befand sich eine geschwollene, dunkle Stelle, als sei dort die Haut geplatzt. Kopfwunden bluten im allgemeinen recht stark, und selbst nach einigen Stunden im Wasser mochten sich noch Blutspuren finden. Peché war hier geboren und kannte den Fluß gut genug, um Respekt vor ihm zu haben – um so mehr, als er offen zugab, ein schlechter Schwimmer zu sein.

Cadfael trat zwischen den Büschen hindurch ans Ufer, um den Severn nach rechts und links übersehen zu können, und wurde durch den Anblick eines leichten Bootes belohnt, das sich gegen die Strömung vorarbeitete. Es schlug Haken, nutzte jeden Strudel aus, tanzte auf dem Wasser wie ein welkes Blatt, kam aber stetig voran. Es gab nur einen Mann, der den Fluß so gut kannte und das Paddel so behende zu handhaben verstand, und selbst auf diese Entfernung war die stämmige, dunkle Gestalt im Boot leicht zu erkennen. Madog, der Totensucher, stammte, wie Cadfael, aus Wales. Auf dem Severn gab es keinen Bootsmann, der so berühmt war wie er, und seinen Namen hatte er von der Ladung, die er oft zu transportieren hatte, denn wie kein zweiter kannte er die Stellen, wo Vermißte, von denen man annahm, daß sie infolge ihres Leichtsinns oder als Opfer eines Verbrechens ertrunken waren, angespült wurden. Diesmal hatte er keinen stummen Passagier an Bord – der wartete hier am Ufer auf ihn.

Cadfael kannte ihn gut und hatte das unbestimmte, nur durch Madogs allseits bekannten Umgang mit Ertrunkenen gerechtfertigte Gefühl, daß Peche derjenige war, den Madog suchte. Er rief ihn an und winkte, als das Boot näher kam und sich an einer Stelle, wo nur eine mäßige Strömung herrschte, über den Fluß arbeitete. Madog sah auf, erkannte den Mann, der ihm winkte, und brachte das Boot mit einigen Paddelstößen an einer trügerisch stillen, aber reißenden Untiefe vorbei ans Ufer. Cadfael watete ihm entgegen, packte das Boot und zog es ans Ufer, während Madog hinaussprang und ihm half.

»Ich wußte doch gleich, diese Tonsur kenne ich«, sagte er freundlich und hob seine Nußschale aus Weidengeflecht und Leder ans Ufer. »Warum habt Ihr mir gewinkt? Ich nehme an, Ihr hattet einen guten Grund dafür.«

»Allerdings«, antwortete Cadfael. »Ich glaube, ich habe den gefunden, nach dem Ihr sucht.« Er wies mit dem Kinn auf die Grasfläche weiter oben am Ufer und ging, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, voraus. Nachdenklich schweigend blieben sie neben Peches Leichnam stehen. Mit einem Blick hatte Madog erfaßt, wie Peche dalag, und sah hinüber zum Ufer, wo im

feinen Kies der kleinen, ruhigen Bucht, nur zwei Meter von der reißenden Strömung entfernt, der schattenhafte Umriß der Leiche noch zu erkennen war.

»Ich verstehe. Er ist weiter flußaufwärts ins Wasser gefallen. Vielleicht auch gar nicht so weit flußaufwärts. Am gegenüberliegenden Ufer gibt es eine starke Strömung, etwa unterhalb der Burg. Sie könnte ihn hierher mitgenommen und so, wie er da liegt, angeschwemmt haben – ein gutes, schweres Gewicht, das mit dem Kopf voran am Ufer gelandet ist. Und so ist er dann liegen geblieben.«

»Etwa so habe ich mir das auch vorgestellt«, sagte Cadfael. »Habt Ihr nach ihm gesucht?« Die Menschen am Fluß, die einen der ihren vermißten, wendeten sich gewöhnlich an Madog, bevor sie den Vorsteher oder den Unteroffizier des Sheriffs benachrichtigten.

»Sein Geselle hat heute morgen nach mir geschickt. Anscheinend hat sein Meister gestern vormittag die Werkstatt verlassen, aber niemand hat sich etwas dabei gedacht, denn das tat er häufiger, und man war daran gewöhnt. Aber heute morgen war er noch nicht zurück. Er läßt einen Jungen bei sich in der Werkstatt schlafen, und der machte sich Sorgen, und als Boneth heute morgen zur Arbeit kam und sein Meister nicht da war, schickte er den Jungen zu mir. Der Bursche hier lag gern im Bett, wenn er auch manchmal erst morgens hineinfand. Nie lange hungrig oder durstig, aber in den Wirtschaften, in denen er Stammgast war, ist er gestern auch nicht gewesen.«

»Und sein Boot?« fragte Cadfael. »Er ist immer gern fischen gegangen.«

»Ich weiß. Sein Boot war nicht da, wo er es aufbewahrt.«

»Ich nehme an, Ihr habt es gefunden«, bemerkte Cadfael.

»Eine halbe Meile flußabwärts – es hatte sich in den überhängenden Zweigen einer Weide verfangen. Sein Angelhaken übrigens auch. Die Angelrute trieb auf dem Fluß. Das Boot war gekentert. Es war ein leichtes Ding aus Weidenzweigen und Leder, genau wie meins. Ich habe es gelassen, wo es ist. Mit diesen Dingen ist nicht zu spaßen«,

sagte Madog gleichmütig, »besonders, wenn man einen kräftigen jungen Lachs an der Leine hat. Die Frühjahrswanderung hat jetzt angefangen. Aber er kannte sich ja aus.«

»Es gibt viele, die sich auskennen und trotzdem ein Wagnis eingehen, das sie das Leben kostet.«

»Wohin sollen wir ihn bringen?« fragte Madog, der auf seine Arbeit ebenso stolz war wie jeder Handwerksmeister. »Zum Kloster? Das liegt am nächsten. Und Hugh Beringar muß benachrichtigt werden. Die Stelle brauchen wir wohl nicht zumarkieren – wir beide kennen sie, und sein Abdruck wird noch lange genug zu sehen sein.«

Cadfael dachte nach und traf eine Entscheidung. »Das beste wird sein, Ihr nehmt ihn mit – das steht Euch ohnehin zu. Ich werde zu Fuß gehen und Euch unterhalb der Brücke erwarten. Wahrscheinlich werde ich nicht viel eher dort sein als Ihr. Legt ihn so hin, wie er jetzt da liegt, mit dem Gesicht nach unten, und achtet darauf, welche Spuren er im Boot hinterläßt.«

Mit Ertrunkenen kannte sich Madog mindestens ebenso gut aus wie Cadfael. Er sah den Mönch lange und nachdenklich an, behielt seine Gedanken jedoch für sich und bückte sich, um den Toten an den Schultern hochzuheben. Cadfael nahm die Knie. Gemeinsam legten sie ihn in das leichte Boot. Für jeden Leichnam, den Madog aus dem Fluß barg, erhielt er eine festgelegte Summe. Er hatte also wirklich ein Recht darauf, den Toten zu befördern. Diese Aufgabe war ihm schon vor langer Zeit zugefallen und nach und nach zu einer seiner Haupttätigkeiten geworden. Inzwischen verdiente er mit der Suche nach Ertrunkenen mehr als mit der Fischerei. Er fand, das sei eine anständige und nützliche Art, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und es gab viele Familien, die ihm dankbar dafür waren, daß er einen der Ihren gefunden und ihm zu einem christlichen Begräbnis verhelfen hatte.

Madog tauchte sein Paddel ein und arbeitete sich gegen die Strömung vor, wobei er jeden Vorteil, den der Fluß ihm bot, ausnutzte. Cadfael warf einen letzten Blick auf die kleine Bucht

und die Grasfläche, auf der der Leichnam eben noch gelegen hatte, prägte sich alles gut ein und machte sich auf den Weg, um Madog an der Brücke zu erwarten.

Der Fluß war reißend und unberechenbar, und Cadfael traf soviel früher als Madog am vereinbarten Treffpunkt ein, daß er noch Zeit hatte, drei oder vier Novizen und Laienbrüder zu holen, bevor Madog mit seinem Boot am Ufer der Gye landete. Sie hatten eine improvisierte Bahre gebaut, legten Baldwin Peche darauf und trugen ihn durch die Klostersiedlung und das Torhaus in das Kloster. Ein junger, flinker Novize war geschickt worden, dem Stellvertreter des Sheriffs von Bruder Cadfael auszurichten, er möge zum Kloster kommen.

Und dennoch – niemand wußte wie – hatte sich die Nachricht von Peches Tod bereits herumgesprochen. Als Madog das Ufer erreichte, standen ein Dutzend Schaulustige auf der Brücke und sahen zu. Als die Träger mit ihrer Last von der Hauptstraße zum Torhaus des Klosters abbogen, waren aus dem Dutzend bereits über fünfzig geworden, die bedrohlich schweigend auf das Tor zugen, und hinter ihnen kamen noch weitere aus dem Stadttor. Als man den Leichnam durch das Tor trug, das ja vor allen, die schweigend und friedlich Einlaß begehrten, nicht gut geschlossen werden konnte, folgten der Bahre bereits vierzig oder fünfzig Menschen. Cadfael spürte ihre selbstgerechten, anklagenden Blicke, als die Bahre auf dem großen Innenhof abgesetzt wurde. Als er sich umwandte, um den Feinden – denn Feinde waren sie zweifellos – ins Auge zu sehen, war das erste Gesicht, in das er blickte, die erste drohend gerunzelte Stirn, das erste rachsüchtige Auge, das ihn anfunkelte, das von Daniel Aurifaber.



*Dienstag – Nachmittag bis Nacht*

Sie drängten sich um die Bahre, um Bestätigung für das zu finden, was sie ohnehin schon wußten. Mit unheilverkündendem Murmeln gaben sie das, was sie sahen, an die weiter, die hinter ihnen standen, und innerhalb weniger Augenblicke waren die abenteuerlichsten Spekulationen zu hören. Cadfael packte den ersten Novizen, der neugierig hinzutrat, am Ärmel.

»Hol Prior Robert, und zwar schnell! Bis Hugh Beringar eintrifft, brauchen wir jemanden, vor dem diese Meute Respekt hat.« Und zu den Trägern sagte er: »Bringt ihn in den Kreuzgang, solange das noch möglich ist, und verwehrt allen den Weg, die Euch dorthin folgen wollen.«

Eilig machte sich der kleine Zug auf den Weg, und obwohl einige der jüngeren Burschen aus der Stadt ihm neugierig bis zum Tor des Kreuzgangs folgten, wagten sie nicht, ihn zu betreten, und kehrten zu ihren Freunden zurück. Um Madog und Cadfael hatte sich ein Ring von Menschen gebildet, die Einzelheiten erfahren wollten.

»Das war Baldwin Peche, der Schlosser«, sagte Daniel, und das war keine Frage, sondern eine Feststellung. »Er war unser Mieter. Gestern abend ist er nicht nach Hause gekommen. John Boneth hat überall nach ihm gesucht.«

»Ich ebenfalls«, sagte Madog, »und zwar auf Boneths Bitten. Und wir beide hier haben den Mann und sein Boot gefunden.«

»Tot.« Auch dies war keine Frage.

»Ja, tot.«

Inzwischen war Prior Robert gefunden worden und eilte, gefolgt von seinem ihm treu ergebenen Schreiber, herbei. Es schien, als wollten die Einbrüche in sein ruhiges, geordnetes Leben kein Ende nehmen. Beim Näherkommen hatte er etwas

von Mord gehört, und nun begehrte er mit deutlichem Mißfallen in der Stimme zu wissen, was diese erregte Menge auf dem großen Innenhof zu suchen hatte. Ein Dutzend Männer bot sich an, es ihm zu erklären, auch wenn sie selbst kaum wußten, was vorgefallen war.

»Wir haben gesehen, wie man unseren Mitbürger tot hierher brachte...«

»Seit gestern hat ihn keiner mehr gesehen...«

»Es ist mein Nachbar und Mieter, der Schlosser«, rief Daniel. »Erst wurde mein Vater niedergeschlagen und ausgeraubt, und jetzt wird Meister Peché tot aufgefunden!«

Der Prior runzelte die Stirn und gebot ihnen mit erhobener Hand zu schweigen. »Nur einer soll sprechen. Bruder Cadfael, könnt Ihr mir sagen, was das alles zu bedeuten hat?«

Cadfael begnügte sich mit den Tatsachen und hielt es für besser, die Spekulationen, die ihn beschäftigten, auszulassen. Er gab sich Mühe, so laut zu sprechen, daß alle ihn hören konnten, obwohl er bezweifelte, daß er, ganz gleich, wie vorsichtig er sich ausdrückte, ihren Vermutungen Grenzen würde setzen können. »Madog hat das gekenterte Boot des Mannes flußabwärts von der Burg gefunden«, schloß er seinen Bericht. »Wir haben einen Boten zum Stellvertreter des Sheriffs geschickt, und er wird diese Angelegenheit untersuchen. Er mußte jeden Augenblick hier eintreffen.«

Das war für die Ohren der Hitzköpfigsten unter ihnen bestimmt. Unter den empörten Bürgern befanden sich einige Burschen, die bei jeder Sensation dabeisein wollten und vielleicht den Kopf verlieren würden, wenn ihr Sündenbock ihnen unter die Augen kam. Denn die Beschuldigung hing, auch wenn sie noch nicht ausgesprochen war, bereits in der Luft. Walter Aurifaber war niedergeschlagen und beraubt worden, und nun war sein Nachbar und Mieter tot. Beides mußte derselbe Übeltäter auf dem Gewissen haben.

»Wenn dieser unglückliche Mann aus seinem Boot gefallen und im Fluß ertrunken ist«, sagte Robert mit Nachdruck, »dann

kann hier unmöglich Mord vorliegen. Das ist eitles, törichtes Geschwätz.«

Von verschiedenen Seiten wurde Widerspruch laut. »Aber Meister Peche war kein Dummkopf...« – »Er kannte den Severn von Kindesbeinen an...«

»Das gilt für viele«, erwiderte Robert barsch, »die ihm schließlich zum Opfer fallen – Männer, die nicht dümmer waren als er. Ihr dürft hinter jedem Unglück nicht gleich ein Verbrechen wittern.«

»Und wie kommt es dann, daß ein einziges Haus in so kurzer Zeit von so vielen Unglücksfällen betroffen wird?« wollte einer, der weiter hinten stand, wissen. »Baldwin war einer der Hochzeitsgäste in jener Nacht, in der Walter niedergeschlagen und sein Geldkasten ausgeraubt wurde.«

»Ja, er war sein Nachbar und steckte seine Nase in alles hinein. Vielleicht ist er auf etwas gestoßen, das dem Räuber, der sich hier versteckt und seine Unschuld beteuert, sehr ungelegen käme.«

Nun war es ausgesprochen, und alle griffen es auf. »So ist es gewesen! Baldwin hat etwas herausgefunden, das die Schuld dieses Burschen erweisen würde!«

»Und darum hat er den armen Mann dann getötet...«

»Er hat ihn bewußtlos geschlagen und in den Fluß geworfen...«

»Und dann war es nicht schwer, das Boot loszumachen und den Fluß hinunter treiben zu lassen...«

Cadfael war erleichtert, als er Hugh Beringar, gefolgt von einigen Offizieren, rasch durch das Tor auf den Hof reiten sah. Die Situation entwickelte sich nach einem festgelegten Schema. Wenn die Leute jemanden zum Bösewicht auserkoren haben, jemanden, der nicht zu ihnen gehört, keine Heimat und keine Angehörigen hat, dann meinen sie, kein Mitleid mit ihm haben zu müssen, denn in ihren Augen ist er kaum ein Mensch und hat kein Blut, das vergossen, kein Herz, das gebrochen werden könnte. Und alles, für das man einen Sündenbock

braucht, wird man, in der Überzeugung, das Rechte zu tun, ihm anlasten. Vernunftgründe spielen dabei keine Rolle. Dennoch erhob Cadfael seine Stimme, um sie niederzuschreien: »Selbst wenn dieser Mann einem Mord zum Opfer gefallen wäre, ist der Mann, den ihr beschuldigt, über jeden Verdacht erhaben. Er hat hier um Asyl gebeten und wagt es nicht, den Klosterbezirk zu verlassen. Und er hat ihn auch nicht verlassen. Wie ihr alle wißt, warten die Männer des Sheriffs draußen auf ihn. Schämt Euch, solche hirnlosen Beschuldigungen auszusprechen!«

Eher resigniert als verbittert sagte er später, es habe Liliwin ähnlich gesehen, in aller Unschuld ausgerechnet in jenem Moment aufzutauchen. Der Junge war erschrocken und entsetzt über den Anblick des Leichnams auf der Bahre, die man im Kreuzgang abgestellt hatte, und trat auf den Hof, um besorgt zu fragen, was es damit auf sich habe, kam jedoch nicht auf den Gedanken, man könnte ihn mit diesem Todesfall in Verbindung bringen. Er wurde sogleich von zwei oder drei der jungen Burschen bemerkt, die einen triumphierenden Schrei ausstießen. Es war, als habe Liliwin einen Schlag vor die Brust bekommen – er schrak zurück und sank in sich zusammen, und auf seinem Gesicht, das in den letzten zwei Tagen deutlich entspannter geworden war, zeichneten sich Angst und Entsetzen ab.

Mit wildem Geschrei stürzten die jungen Hitzköpfe auf ihn zu, aber Hugh Beringar war schneller. Gewandt lenkte er sein großes graues Pferd zwischen Liliwin und die aufgebrachte Menge, stieg ab und legte dem jungen Mann seine Hand auf die Schulter, was man sowohl als Festnahme wie auch als eine Geste deuten konnte, mit der der Stellvertreter des Sheriffs ihn seines Schutzes versicherte. Beringar wandte sein finsternes, strenges Gesicht den heranstürmenden Bürgern zu und sah sie unverwandt an. Die vordersten von ihnen erstarrten mitten in der Bewegung und wichen vor seinem drohenden Blick vorsichtig zurück.

Der junge Novize hatte seine Sache außerordentlich gut gemacht und bewiesen, daß er die Lage richtig eingeschätzt hatte, denn Beringar war in großen Zügen bereits im Bilde und

wußte, welche Gefahr hier drohte. Während der nun folgenden Vernehmung ließ er Liliwin nicht los – mochten sie das interpretieren, wie sie wollten-, und er lauschte Daniel Aurifabers Aussagen ebenso aufmerksam wie Bruder Cadfaels Bericht.

»Nun gut! Prior Robert, ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr selbst dem Ehrwürdigen Vater Abt hierüber Bericht erstatten würdet. Ich muß den Ertrunkenen untersuchen sowie die Stellen, an denen er und sein Boot angespült wurden. Dabei brauche ich die Hilfe derer, die ihn gefunden haben. Und was die anderen betrifft: Wer noch etwas zu sagen hat, möge es jetzt gleich tun.«

Und das taten sie, zaghaft zwar, aber dennoch verbittert, und entschlossen, ihrer Wut Luft zu machen. Denn daß Baldwin Peche im Fluß ertrunken war, konnte kein Zufall sein – davon waren sie fest überzeugt. Hier war ein Zeuge ermordet worden, einer, der als neugierig bekannt gewesen war und wahrscheinlich irgend etwas entdeckt hatte, das auf die Person des Täters schließen ließ. Er hatte einen Beweis für die Schuld des Jongleurs gefunden, die dieser so hartnäckig abstritt, und war in den Severn geworfen worden, bevor er seinen Mund aufmachen konnte. Hatten sie anfangs noch nur gemurmelt, so schrien sie es jetzt hinaus. Beringar ließ sie schreien. Er wußte, daß sie nicht die Ungeheuer waren, als die sie sich jetzt gebärdeten, aber er wußte auch, daß sie, zu ihrem eigenen Schaden und zu dem anderer Menschen, zu wilden Tieren werden könnten, vorausgesetzt, sie hatten einen Anlaß.

Schließlich gingen ihnen die Worte aus, und sie standen unschlüssig da wie kleine Kinder.

»Vor den Toren dieses Klosters halten meine Männer Wache«, sagte Beringar ruhig, »und sie haben den Mann, den ihr beschuldigt, die ganze Zeit nicht gesehen. Meines Wissens hat er keinen Schritt hinausgetan. Wie sollte er also etwas mit dem Tod dieses Mannes zu tun haben?«

Darauf wußten sie keine Antwort, aber sie tauschten Blicke und schüttelten den Kopf, als wüßten sie ohne jeden Zweifel,

daß es eine Antwort auf diese Frage gab – nur fiel sie ihnen gerade nicht ein. In diesem Augenblick aber ergriff Bruder Jerome, der wie üblich hinter Robert stand, das Wort und fragte unschuldig:

»Entschuldigt, Vater Prior, aber ist es denn sicher, daß der junge Mann die ganze Zeit hier gewesen ist? Bruder Anselm hat, wie Ihr Euch erinnert, gestern abend nach ihm gefragt. Er hatte ihn seit dem Mittag nicht mehr gesehen und außerdem bemerkt, daß er auch nicht wie sonst abends zum Essen in der Küche erschienen war. Und da ich mich für die Gäste unseres Hauses verantwortlich fühle, machte ich mich auf die Suche nach ihm. Das war, als die Abenddämmerung hereinbrach. Zu meinem Leidwesen konnte ich ihn jedoch nirgends finden.«

Die Menge griff diese Worte begierig auf, und Cadfael sah seufzend, daß Liliwin zitterte und hart schluckte. Er brachte kein Wort heraus, und auf seiner Oberlippe, über die er nervös mit der Zunge fuhr, glänzten Schweißtropfen.

»Sehr Ihr, der Bruder sagt es selbst! Er war nicht hier! Er war draußen und hat Baldwin umgebracht!«

»Sagen wir lieber«, wies Prior Robert sie milde zurecht, »daß er nicht aufzufinden war.« Die tiefe Zufriedenheit, die er empfand, war ihm jedoch deutlich anzusehen.

»Er hat sich also sein Abendessen entgehen lassen? Das würde dieser niederträchtige Hungerleider doch nur tun, wenn er anderswo etwas Dringendes zu erledigen hätte!« rief Daniel.

»Sehr dringend! Er hat dafür gesorgt, daß Baldwin nicht gegen ihn aussagen kann!«

»Rede!« sagte Hugh Beringar und schüttelte Liliwin an der Schulter. »Du hast doch auch einen Mund. Hast du den Klosterbezirk irgendwann verlassen?«

Liliwin schluckte, schwieg einen endlos scheinenden Augenblick lang und stieß dann mit einem verzweifelten Stöhnen hervor: »Nein!«

»Dann warst du gestern also hier, als man dich suchte und nirgends finden konnte?«

»Ich wollte nicht gefunden werden. Ich habe mich versteckt.« Seine Stimme klang jetzt fester, da er wenigstens zum Teil die Wahrheit sprach. Aber Beringar wollte es ganz genau wissen.

»Und du hast keinen Schritt außerhalb des Klosters getan, seit du hier um Asyl gebeten hast?«

»Nein, nie!« keuchte Liliwin und schnappte nach Luft, als sei er völlig erschöpft.

»Habt Ihr gehört?« rief Beringar und stellte sich vor Liliwin. »Da habt Ihr Eure Antwort. Ein Mann, der den ganzen Tag und Abend hier war, kann draußen keinen Mord verübt haben – wenn es sich hier überhaupt um einen Mord handelt, was noch keineswegs erwiesen ist. Geht nun wieder an Eure Arbeit, und überlaßt diese Sache den Vertretern des Gesetzes. Wenn Ihr an meiner Gründlichkeit zweifelt, versucht nur, mich daran zu hindern, meine Untersuchungen anzustellen.« Und an seine Offiziere gewandt, sagte er: »Macht den Hof von allen frei, die hier nichts zu suchen haben. Mit dem Vorsteher der Bürgerschaft werde ich später sprechen.«

Man hatte Baldwin Peché entkleidet und in der Einsegnungskapelle aufgebahrt. Bruder Cadfael, Hugh Beringar, Madog und Abt Radulfus standen an der Bahre und betrachteten den Leichnam. In den Winkeln von Pechés jetzt geschlossenen Augen waren Spuren von Schlamm, die getrocknet waren und aussahen wie die Tusche, mit der eitle Frauen versuchen, ihre Augen größer und leuchtender zu machen. Aus dem dichten graubraunen Haar des Schlossers hatte Cadfael einen abgebrochenen Erlenzweig mit einigen Blättern daran und zwei oder drei dünne Stängel Wasserhahnenfuß gezogen, deren zarte weiße Blüten jetzt verwelkten und von braunen Äderchen durchzogen waren. Beide Pflanzen waren in dieser Gegend nichts Außergewöhnliches. Erlen wuchsen vielerorts am Flußufer und an den Stellen, wo der Fluß seichter war und langsamer floß, trieben um diese Jahreszeit große Mengen Wasserhahnenfuß auf der Wasseroberfläche.

»An der Stelle, an der ich ihn gefunden habe«, sagte Cadfael, »ist der Fluß allerdings eher reißend, und darum findet man diese Blumen dort nicht. Am jenseitigen Ufer dürften sie häufiger sein. Das ergibt auch einen Sinn: Wenn Peche zum Fischen gehen wollte, ist er wahrscheinlich am anderen Ufer in sein Boot gestiegen. Und nun wollen wir sehen, was er uns sonst noch verraten kann.«

Er legte eine Hand unter die Wange des Toten, drehte sein Gesicht zum Licht und hob das Kinn an. Das Licht fiel in die Nasenlöcher, und man konnte sehen, daß sie von Flußschlamm verstopft waren. Cadfael fuhr mit dem Erlenzweig in ein Nasenloch und holte den Schlamm, der feinen Kies und einen winzigen Stengel Wasserhahnenfuß enthielt, heraus.

»Das dachte ich mir schon, als ich das Wasser aus ihm herauslaufen lassen wollte und er nur eine Handvoll hergab. Bei einem Ertrunkenen ist die Nase nicht mit Schlamm und Gras verstopft.« Mit den Fingern schob er die Lippen des Toten auseinander und sah, daß der Mund aufgerissen war, als habe Peche im Augenblick des Todes einen Schrei ausgestoßen. Vorsichtig öffnete er ihn noch weiter. Zwischen den großen, unregelmäßigen Zähnen hingen Hahnenfußstengel. Auch die anderen, die die Bahre umstanden, konnten sehen, daß der Rachen ganz von Flußschlamm verstopft war.

»Ich brauche eine Schale«, sagte Cadfael, ohne aufzusehen, und Beringar reagierte schneller als Madog und reichte Cadfael das nächste Gefäß, das zur Hand war: eine silberne Schale, die unter dem im Augenblick nicht brennenden Altarlicht stand. Abt Radulfus erhob keine Einwände. Cadfael fuhr mit dem Finger in den Mund des Toten und holte einen dicken Klumpen Schlamm heraus, in dem kleine Steinchen und Pflanzenteile klebten. »Da seine Kehle hiermit verstopft war, konnte er gar kein Wasser schlucken. Kein Wunder, daß ich nichts aus ihm herausbekam.« Vorsichtig tastete er in Peches Mund umher und zog noch einige kleine Stengelchen Wasserhahnenfuß, fein wie Haar, hervor. Dann stellte er die Schale beiseite.

»Wollt Ihr damit sagen«, fragte Beringar, der aufmerksam zugehört hatte, »daß dieser Mann nicht ertrunken ist?«



»Ja, er ist nicht ertrunken.«

»Aber er hat im Fluß den Tod gefunden, sonst hätte er ja nicht diese Wasserpflanzen in der Kehle gehabt.«

»Das stimmt. Er ist im Fluß gestorben. Wohlgemerkt – ich weiß ebensowenig wie Ihr, und wie Ihr muß ich aus den Hinweisen, die wir haben, meine Schlüsse ziehen.« Cadfael sah Madog an, der die Zeichen vermutlich besser zu deuten vermochte als irgendein anderer. »Könnt Ihr mir folgen?«

»Ich bin Euch schon voraus«, sagte Madog. »Aber fahrt nur fort. Für einen, der sich wie ein Blinder an die Wahrheit herantasten muß, seid Ihr schon recht weit gekommen.«

»Ehrwürdiger Vater, ich bitte Euch um Erlaubnis, den Toten auf den Bauch drehen zu dürfen, so wie ich ihn gefunden habe.«

Mit seinen schmalen, sehnigen Händen half Radulfus selbst, den Leichnam umzudrehen. Vorsichtig drehte er den Kopf zur Seite, so daß er auf der linken Wange ruhte.

Baldwin Pече war zwar ein Genießer gewesen, hatte aber dennoch einen starken, gesunden Körper, mit breiten Schultern und kräftigen, muskulösen Armen und Beinen. Der Körper zeigte bereits die ersten Leichenflecke, und diese waren seltsam genug. Die Platzwunde hinter seinem rechten Ohr war klar und deutlich zu sehen, aber alles andere gab Rätsel auf.

»Diese Kopfverletzung hat er nicht von einem Stück Treibholz oder einem Stein, an den er gestoßen ist«, sagte Madog mit Nachdruck. »Das ist in diesem Abschnitt des Flusses ganz unmöglich. Hier, weiter oberhalb, zwischen den Flußinseln, könnte er an einen Stein gestoßen sein, obwohl auch das nicht wahrscheinlich ist. Nein, das hier kommt von einem Schlag, den er von hinten bekommen hat, bevor er ins Wasser fiel.«

»Dann ist die Vermutung, daß es sich hier um Mord handelt, also berechtigt«, sagte Radulfus ernst.

»Ja«, sagte Cadfael, »irgend jemand hat ihn umgebracht.«

»Und dieser Mann war der Nachbar des Goldschmiedes, der ausgeraubt wurde, und könnte tatsächlich etwas herausgefunden haben, was – ob er es nun verstand oder nicht – zur Aufklärung dieses Verbrechens hätte beitragen können?«

»Das ist möglich. Er hatte ein reges Interesse an anderen Menschen«, antwortete Cadfael vorsichtig.

»Wenn der Täter das gewußt hat, wäre das also ein starkes Motiv«, sagte der Abt nachdenklich. »Und da dies nicht das Werk eines Mannes sein kann, der den Klosterbezirk die ganze Zeit nicht verlassen hat, entlastet dieser Mord den Gaukler von dem Vorwurf der ersten Tat. Das würde bedeuten, daß der wirkliche Mörder noch frei herumläuft.«

Wenn Beringar derselben Überzeugung war, so ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. Stirnrunzelnd stand er neben der Bahre und betrachtete den Toten nachdenklich. »Es sieht also so aus, als habe er einen Schlag auf den Kopf erhalten und sei in den Fluß geworfen worden. Und dennoch ist er nicht, ertrunken. Er hat – bei Bewußtsein oder in bewußtlosem Zustand – Schlamm, Kieselsteine und Wasserpflanzen geschluckt.«

»Es ist also erwiesen«, sagte Cadfael, »daß er erstickt wurde. Irgendwo an einer seichten Stelle hat man sein Gesicht in den Schlamm gedrückt und ihn danach in den Fluß geworfen, damit der Eindruck entstünde, er sei einer jener Unglücklichen, die im Severn ertrunken sind. Hier aber hat der Mörder einen Fehler begangen! Der Leichnam wurde angespült, bevor der Fluß die Spuren des Verbrechens tilgen konnte.«

Insgeheim bezweifelte Cadfael jedoch, daß diese Spuren, auch wenn der Fluß den Toten länger behalten hätte, jemals ganz getilgt worden wären. Die Wasserhahnenfußstengel hatten sich in Mund und Nase festgesetzt, und auch der feine Schlamm klebte hartnäckig an den Stellen, wo er eingedrungen war. Weit rätselhafter aber waren die Abschürfungen an Peches Rücken in Höhe der Schulterblätter und die zwei oder drei tiefen Eindrücke, die das geschwollene Gewebe dort

aufwies. Im tiefsten dieser Eindrücke war die Haut gesprungen – es handelte sich nur um eine kleine Verletzung, als habe jemand mit einem scharfen, spitzen Gegenstand auf ihn eingeschlagen. Cadfael wußte nicht, was er davon halten sollte. Verwundert betrachtete er Peches Rücken und prägte sich den Anblick ein.

Jetzt war noch der Inhalt der Silberschale zu untersuchen. Cadfael trug sie zum Brunnen auf dem Hof und wusch vorsichtig den feinen Schlamm weg, so daß nur die kleinen Pflanzenteile übrig blieben: einige dünne Hahnenfußstengelchen mit winzigen, abgeknickten Blüten und ein halbes Erlenblatt. Und plötzlich tauchte im graubraunen Schlamm etwas Bunt auf. Cadfael hob es auf und tauchte es ins Wasser, um den Schmutz, der daran klebte, abzuwaschen. Glitzernd lag es in seiner Hand: Es war nur ein kleines Stengelchen mit einer Blüte, an der nur noch zwei Blütenblätter waren. Sie war rotviolett, mit dunkleren Tupfen auf den Blütenblättern, und das beschädigte Blatt, das an dem Stengel hing, hatte einen kleinen schwarzen Fleck.

Die anderen waren ihm gefolgt und sahen ihm über die Schulter. »Fuchsstein nennt man diese Blume in dieser Gegend«, sagte Cadfael, »weil ihre Wurzel zwei Verdickungen hat, die wie Kieselsteine aussehen. Sie ist recht häufig und blüht früh im Jahr, aber am Fluß habe ich sie nur selten gesehen. Diese Blume ist, wie der Erlentrieb, in seinen Mund gekommen, als er ins Wasser gestoßen wurde. Wir müssen also am jenseitigen Ufer des Flusses eine Stelle finden, an der Wasserhahnenfuß, Erlen und Fuchssteine wachsen.«

In der kleinen Bucht, in der Baldwin Pech gefunden worden war, stießen sie auf keine weiteren Spuren mehr. Die Stelle, an der Madog das Boot des Toten geborgen hatte, war noch ein Stück weiter flußabwärts, und ein so leichtes, unbemanntes Fahrzeug konnte ohne weiteres eine Meile oder mehr dahingetrieben sein, bevor es in der ersten scharfen Biegung oder an einer Sandbank angetrieben worden war. Auch Madog war der Ansicht, daß man das Ufer, an dem die Stadt lag, flußabwärts der Schleuse würde absuchen müssen, um die

Stelle zu finden, wo Baldwin Peche überfallen und ermordet worden war. Eine Stelle, an der Wasserhahnenfuß im seichten Wasser unter überhängenden Erlen Zweigen wuchs und an der Fuchssteine dicht am Fluß blühten.

Wasserhahnenfuß und Erlen waren am Fluß sehr häufig zu finden, aber einen Ort, an dem alle drei Pflanzen wuchsen, gab es in weitem Umkreis gewiß nur einmal.

Madog erklärte sich bereit, das Ufer abzusuchen, und Beringar würde sowohl die Aurifabers und ihre Nachbarn als auch alle Wirte der Stadt befragen, um herauszubekommen, wo man Peche in den letzten Stunden seines Lebens gesehen, mit wem er gesprochen und was er gesagt hatte. Irgend jemand mußte ihm ja begegnet sein, nachdem er am Vormittag des gestrigen Tages seine Werkstatt verlassen und John Boneth ihn zum letzten Mal gesehen hatte.

Es gab einiges, was Cadfael zu erledigen hatte, und vieles, über das er nachdenken mußte. Er war zu spät vom Fluß zurückgekehrt, um am Vespertagesdienst teilnehmen zu können, aber früh genug, um noch vor dem Abendessen seiner Kräuterküche einen Besuch abzustatten und nachzusehen, ob alles in Ordnung war. Bruder Oswin, der die Arbeit im Augenblick ganz allein versah, hatte einiges Geschick entwickelt und war mit Recht stolz auf das, was er tat. Seit Wochen hatte er nichts mehr zerbrochen oder anbrennen lassen.

Nach dem Abendessen machte sich Cadfael auf die Suche nach Liliwin und fand ihn tief im Schatten im dunkelsten Winkel des Vorbaus, wo er mit hochgezogenen Knien auf dem Steinboden kauerte. Es war bereits zu dunkel, um die Reparatur seines Rebecs oder den Unterricht bei Bruder Anselm fortzusetzen, und es schien, als hätten die Aufregungen des Tages ihn wieder mit Verzweiflung und Argwohn erfüllt und bewirkt, daß er sich hier verkroch und die Welt mit mißtrauischen Augen betrachtete. Jedenfalls warf er Cadfael einen nervösen Blick von der Seite zu, als der seine Kutte schürzte und es sich neben ihm bequem machte.

»Nun, mein Sohn, hast du dir heute dein Abendessen geholt?« fragte Cadfael ihn freundlich.

Liliwin nickte. Sein Blick verriet, daß er auf der Hut war.

»Gestern hast du das anscheinend nicht getan, und Bruder Jerome hat uns berichtet, daß eine Magd dich nachmittags besucht und dir einen Korb mit Resten vom Tisch ihrer Herrin gebracht hat. Er sagte, er habe sich veranlaßt gesehen, euch zu tadeln.« Liliwin schwieg bedrückt und unbehaglich. »Nun hat Bruder Jerome gewiß eine außergewöhnliche Begabung dafür, Situationen zu begegnen, in denen er sich veranlaßt sieht, einen Tadel auszusprechen. Aber ich glaube, es gibt nur eine Magd, deren Anwesenheit ihm Zweifel an der Schicklichkeit deines Benehmens, ja sogar Sorgen um dein Seelenheil eingeben könnte.« Er hatte das mit freundlicher Stimme gesagt, aber ihm entging nicht, daß Liliwin ein leichter Schauer überlief und daß die Arme, die der Junge um seine Knie geschlungen hatte, sich verkrampften. Cadfael war immer mehr davon überzeugt, daß er, bis auf ein oder zwei verständliche Lügen, vollkommen unschuldig war. Warum aber zuckte er dann zusammen, wenn von seinem Seelenheil die Rede war.

»War es Rannilt?«

»Ja«, antwortete Liliwin kaum hörbar.

»Hatte sie Erlaubnis zu kommen? Oder hat sie gar nicht erst gefragt?«

So kurz wie möglich erzählte Liliwin ihm, woran Jerome Anstoß genommen hatte.

»So also ist das gewesen. Und Jerome sagte ihr, sie solle tun, was man sie geheißen habe, und dann gehen. Und er blieb solange in der Nähe, bis er überzeugt war, daß sie ihm gehorcht hatte. Und wenn ich es recht verstanden habe, hat man dich von diesem Augenblick an – nachdem Jerome gesehen hatte, daß du allein warst – nicht mehr gesehen, bis du zur Prim heute morgen wieder aufgetaucht bist. Aber du sagst, du hättest den Klosterbezirk nicht verlassen, und ich will nicht daran zweifeln. Hast du etwas gesagt?«

»Nein«, antwortete Liliwin unglücklich. Es klang weniger wie ein Wort, als vielmehr wie ein beschämter, sogleich unterdrückter Seufzer.

»Angesichts der Großherzigkeit dessen, was sie für dich getan hat, hast du sie einfach so gehen lassen?« fragte Cadfael vorwurfsvoll.

Friedrich senkte sich der Abend über das Kloster. Weit und breit war niemand, der sie hätte belauschen können, und Liliwin hatte einen Großteil des Tages damit zugebracht, sich, etwas verspätet, mit der Todsünde auseinanderzusetzen, die er begangen hatte. Die Angst vor den Menschen war schon schlimm genug, auch ohne diese plötzliche Angst vor der ewigen Verdammnis, ganz zu schweigen von dem schrecklichen Wissen, einen Menschen, den er liebte wie sich selbst, ebenfalls dieser Verdammnis ausgesetzt zu haben. Unvermittelt stand er auf, setzte sich auf die Steinbank neben Cadfael und packte ihn am Arm.

»Bruder Cadfael, ich muß Euch etwas sagen... Ich muß mit jemandem darüber sprechen! Ich habe etwas Schreckliches getan – *wir* haben es getan, aber es war mein Fehler! Ich wollte es nicht, aber sie mußte gehen, und ich wußte, daß ich sie vielleicht nie wiedersehen würde, und da ist es passiert. Es war eine Todsünde, und ich bin schuld, wenn Rannilt Gottes Strafe trifft!« Wie Blut aus einer frischen Wunde sprudelten die Worte hervor, aber es erleichterte ihn, daß er einen Anfang gemacht hatte. Er wurde ruhiger, und das Zittern wurde schwächer und hörte ganz auf. »Ich werde es Euch erzählen und dann alles tun, was Ihr mir als Strafe auferlegt. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie so bald schon wieder gehen mußte, vielleicht für immer. Wir gingen in die Kirche, und ich versteckte sie hinter dem Altar im Querschiff. Es gibt dort eine Nische – ich habe sie in der ersten Nacht, die ich in der Kirche verbrachte, gefunden, als ich Angst hatte, es könnte jemand kommen und mich hinausschleppen. Ich wußte, daß der Spalt groß genug war, daß ich hindurchschlüpfen konnte, und sie ist kleiner als ich. Und als der Bruder gegangen war, kehrte ich zu ihr zurück. Ich nahm meine Decken und die Kleider, die sie mir gebracht

hatte, mit, denn die Steine sind hart und kalt. Ich wollte nur so lange wie möglich mit ihr zusammen sein«, sagte Liliwin einfach. »Wir haben nicht einmal viel gesprochen. Aber dann vergaßen wir, wo wir waren und was sich schickt...«

Cadfael sagte nichts, um ihm zu helfen oder ihn zu trösten, sondern wartete schweigend ab.

»Die ganze Zeit dachte ich nur daran, daß sie von mir gehen würde und ich vielleicht nie mehr mit ihr zusammen sein könnte«, stieß Liliwin verzweifelt hervor, »und ich wußte, daß sie dasselbe dachte. Wir wollten nichts Böses tun, und trotzdem haben wir ein schreckliches Sakrileg begangen. Hier in der Kirche, hinter einem der heiligen Altäre... Wir konnten es nicht aushalten... Wir haben als Liebende beieinander gelegen!«

Es war heraus, er hatte es gebeichtet. Demütig und ergeben erwartete er den Schuldspruch. Er war sogar erleichtert, weil er die Last, die ihn bedrückt hatte, an einen anderen weitergegeben hatte. Aber er hörte keinen Schreckensschrei. Dieser Bruder ging nicht so verschwenderisch mit Tadel um wie jener andere, der Rannilt zurechtgewiesen hatte.

Cadfael dachte eine Weile nach. Dann fragte er Liliwin ruhig: »Liebst du dieses Mädchen?«

»Ja, ich liebe sie von ganzem Herzen! Ich will, daß sie meine Frau wird! Aber was bleibt ihr, wenn ich vor Gericht erscheinen muß und verurteilt werde? Und das wollen doch schließlich alle! Dir dürft niemandem sagen, was hier passiert ist. Sie ist nur ein armes Dienstmädchen ohne Familie, und ihre Aussichten, jemals zu heiraten, sind schon schlecht genug. Ich will nicht, daß sie noch schlechter werden. Vielleicht findet sie einen anständigen Mann, wenn ich...« Er ließ den Satz unvollendet. Der Gedanke hatte nichts Beruhigendes.

»Ich glaube«, sagte Cadfael, »sie hätte lieber den Mann, für den sie sich bereits entschieden hat. Ihr liebt euch von Herzen, und ich kann mir keinen Ort vorstellen, der zu heilig ist, diese Liebe zu beherbergen. Die Heilige Jungfrau, so heißt es, hat sogar Wunder vollbracht, um die zu schützen, die aus Liebe gesündigt haben. Du magst einige Gebete zu ihr sprechen –

das kann nicht schaden. Und mach dir nicht zu viele Sorgen über etwas, das aus einem so großen inneren Druck und ohne jede böse Absicht geschah. Und wie lange«, fragte Cadfael und sah den reuigen Sünder wohlwollend an, »seid ihr dort geblieben? Bruder Anselm hat sich Sorgen um dich gemacht.«

»Wir sind eingeschlafen.« Bei dem Gedanken daran überlief Liliwin erneut ein Schauer. »Als wir erwachten, war es schon dunkel, und es wurde die Komplet gesungen. Und Rannilt mußte im Dunkeln zurück in die Stadt!«

»Und du hast sie gehen lassen?« wollte Cadfael mit gespielter Entrüstung wissen.

»Nein, das habe ich nicht! Wofür haltet Ihr mich?« Liliwin war aufgefahren und ohne nachzudenken in die Falle getappt. Er hatte sich verraten. Mit einem tiefen Seufzer sank er in sich zusammen.

»Wofür ich dich halte?« Die hereinbrechende Dunkelheit verbarg Cadfaels Lächeln. »Du bist vielleicht ein Schelm, aber kein schlimmerer als die meisten. Ein Lügner, wenn es sein muß— aber wer ist das nicht? Du hast dich also hinausgeschlichen und sie nach Hause begleitet. Nun, meine Meinung von dir ist darum nur um so höher. Das muß dich einigen Angstschweiß gekostet haben.« Und deine Selbstachtung gehörig gestärkt haben, setzte er in Gedanken hinzu.

Mit leiser, trotziger Stimme fragte Liliwin: »Woher wißt Ihr das?«

»Ich sehe es an der Überwindung, die es dich gekostet hat, es abzustreiten. Aus dir wird nie ein wirklich *guter* Lügner werden, mein Sohn, und je weniger gern du lügst, desto weniger gut gelingt es dir. Ich habe den Eindruck, daß du in den letzten fünf Tagen eine starke Abneigung gegen das Lügen entwickelt hast. Wie hast du es geschafft, ungesehen aus dem Kloster und wieder hinein zu kommen?«

Liliwin faßte sich ein Herz und erzählte ihm, wie er in seinen neuen Kleidern und im Schutz der Gottesdienstbesucher an den Wachen vorbeigekommen war, wie er Rannilt bis zur



Haustür gebracht hatte und mit den Knechten, die im Kloster wohnten, wieder zurückgekehrt war. Was unterwegs zwischen ihm und Rannilt vorgefallen war, behielt er für sich und es fiel ihm auch nicht ein, ein Wort über irgend etwas zu verlieren, was ihm sonst noch aufgefallen war, bis Cadfael ihn direkt auf diesen Punkt ansprach.

»Etwa eine Stunde nach der Komplet warst du also vor der Werkstatt?« Wenn man sich eines Feindes entledigen will, so tut man das mit Vorliebe nachts, und dies war die Nacht nach jenem Tag gewesen, an dem man Baldwin Peche zum letzten Mal lebend gesehen hatte.

»Ja, ich blieb, bis sie im Haus verschwunden war. Wenn ich nur wüßte, wie sie dort empfangen wurde. Ihre Herrin hatte ihr gesagt, sie dürfe den ganzen Tag fortbleiben. Ich hoffe, daß sie keine Schwierigkeiten bekommen hat.«

»Nun..., da du dort warst, ist dir vielleicht irgend jemand oder irgend etwas aufgefallen?«

»Es kam jemand aus dem Haus«, erinnerte sich Liliwin. »Das war, nachdem Rannilt hineingegangen war. Ich stand auf der anderen Seite der Gasse in einem dunklen Hauseingang, und Daniel Aurifaber trat aus dem Durchgang und ging nach links die Gasse hinunter. Er muß bald abgebogen sein, denn als ich zur Kreuzung und weiter zum Stadttor ging, war er schon wieder verschwunden. Ich habe ihn nicht mehr gesehen.«

»Daniel? Bist du sicher, daß er es war?« Der Sohn des Goldschmieds war am Nachmittag zur Stelle gewesen, kaum daß die jungen Müßiggänger gesehen hatten, daß neben der Brücke ein Leichnam an Land gebracht wurde. Sehr schnell und sehr entschlossen hatte er sich zum Wortführer derer gemacht, die, ohne Vernunft oder Asylrecht gelten zu lassen, die Schuld an diesem wie auch am anderen Verbrechen einem Fremden in die Schuhe schoben.

»Ja, natürlich, er war es unverkennbar.« Liliwin war überrascht, daß das so bedeutsam zu sein schien. »Ist das wichtig?«

»Es könnte wichtig sein. Aber lassen wir das. Eines hast du mir noch nicht erklärt«, sagte Cadfael ernst, »und dabei bin ich sicher, daß du darüber nachgedacht hast: Da du ja unbemerkt aus dem Kloster geschlüpft warst und die ganze Nacht noch vor dir lag, hättest du doch fliehen und dich vor deinen Verfolgern in Sicherheit bringen können. Warst du nicht in Versuchung?«

»Dasselbe hat sie auch gesagt«, antwortete Liliwin und lächelte. »Sie redete mir zu, ich solle fliehen, solange ich Gelegenheit dazu hätte.«

»Und warum hast du das nicht getan?«

Weil sie nicht wirklich will, daß ich gehe, dachte Liliwin, *und* trotz all seiner Sorgen und Nöte wurde ihm ganz leicht ums Herz. Und weil sie, wenn sie je meine Frau wird, nicht einen Mann haben soll, der als Verbrecher gesucht wird, sondern einen, dessen Unschuld vor aller Welt erwiesen ist. Laut sprach er jedoch nur den Kern dessen aus, was er gedacht hatte: »Weil ich flicht ohne sie von hier fortgehen will. Wenn ich gehe – *wenn* ich gehe–, werde ich Rannilt mitnehmen.«

*Mittwoch*

Am nächsten Morgen, nach der Kapitelversammlung, suchte Hugh Beringar Bruder Cadfael in seinem Gartenhaus im Kräutergarten auf, um sich mit ihm zu beraten.

»Sie sind sich alle einig«, sagte Beringar und lehnte sich, einen Becher von Cadfaels Wein in der Hand, bequem zurück. Über ihm hingen an der Wand die getrockneten Kräuterbüschel, die im letzten Jahr geerntet worden waren. »Alle sind fest davon überzeugt, daß dieser Tod etwas mit den Vorfällen bei der Hochzeit des jungen Mannes zu tun haben muß. Aber da die ganze Aurifaber-Familie nur an Geld, an *ihr* Geld, denkt – mit Ausnahme der Tochter vielleicht, die ihren Mund sehr vielsagend verzieht, aber nichts gegen ihre Familie sagt-, kann keiner von ihnen an etwas anderes denken als an den Verlust, den sie erlitten haben. Und sie gehen ganz selbstverständlich davon aus, daß andere es ebenso auf Geld abgesehen haben wie sie. Aber es gibt rechtschaffenen und unrechtschaffenen Profit, und das Geschäft dieses Schlossers ging nicht schlecht. Jetzt ist kein Verwandter da, der es übernehmen könnte, und jedermann scheint zu wissen, daß der Mann die Absicht hatte, die Werkstatt seinem Gesellen zu übergeben. Dieser junge Boneth hat seit über zwei Jahren fast die ganze anfallende Arbeit erledigt und sich damit ein Anrecht auf das Geschäft verdient. Allem Anschein nach ist er so ehrlich und arbeitsam, wie man es sich nur wünschen kann, aber wer weiß, ob ihm die Zeit nicht ein wenig zu lang geworden ist? Und auch etwas anderes sollten wir nicht vergessen: Es war Baldwin Peche, der Schloß und Schlüssel für Aurifabers Geldkasten angefertigt hat.«

»Da ist ein Junge, den er Botengänge machen und in der Werkstatt schlafen ließ«, sagte Cadfael. »Habt Ihr von ihm irgend etwas erfahren?«

»Ihr meint den schwarzhaarigen Jungen, den Einfaltspinsel? Ich würde sagen, sein Gedächtnis reicht nicht weiter zurück als einen Tag oder so, aber er ist ganz sicher, daß er seinen Meister nicht mehr gesehen hat, seit der an dem Tag, bevor man ihn aus dem Severn fischte, morgens kurz in der Werkstatt war. Man war daran gewöhnt, daß er oft den ganzen Tag über fort war, aber als Peche gegen Abend noch immer nicht wieder aufgetaucht war, begann der Junge, sich Sorgen zu machen. Er konnte nicht schlafen und sagt, die Nacht sei ruhig gewesen und es sei niemand um das Haus gestrichen. Aber damit wissen wir noch immer nicht, wann der Mann ermordet worden ist, obwohl er wahrscheinlich, ebenso wie sein Boot, nachts in den Fluß geworfen wurde. An keinem der beiden Tage hat jemand etwas von einem gekenterten Boot auf dem Severn bemerkt.«

»Ich nehme an, Ihr werdet noch einmal dorthin gehen«, sagte Cadfael. Am Vortag war nur sehr wenig Zeit gewesen, alle Nachbarn zu befragen. »Morgen werde ich noch einmal nach der alten Dame sehen, aber heute habe ich dort nichts zu erledigen. Tut mir den Gefallen und schaut einmal nach dem Mädchen aus Wales. Ich wüßte gerne, wie es ihr geht und ob sie gut behandelt wird.«

Beringar sah ihn mit einem verschmitzten Lächeln an. »Sie ist aus Eurer Heimat, stimmt's? Nach dem zu urteilen, wie ich sie gestern abend in der Küche habe singen hören, geht es ihr recht gut.«

»Gesungen hat sie?« Der verschreckte kleine Sperling, der in den Käfig dieses Klosters gesperrt war, würde sich freuen, das zu hören. Offenbar war Rannilt für ihr langes Ausbleiben nicht bestraft worden. »Gut, das war eigentlich alles, was ich wissen wollte. Aber wenn Ihr einen Wink von mir annehmen wollt, ohne mich danach zu fragen, wie ich darauf gekommen bin, dann fragt die Nachbarn, ob einer von ihnen Daniel Aurifaber eine Stunde nach der Komplet, als er mit seiner jungen Frau im Bett hätte liegen sollen, aus dem Haus hat schleichen sehen.«

Mit einem Ruck fuhr Beringar herum und sah seinen Freund mit einem langen, fragenden Blick an. »In *jener* Nacht?«

»In jener Nacht.«

»Drei Tage verheiratet!« Hugh verzog das Gesicht und lachte. »Nun ja, er soll ja ein ziemlicher Weiberheld sein. Aber ich habe Euch schon verstanden. Er könnte ja auch andere Gründe gehabt haben, die Nacht nicht bei seiner jungen Frau zu verbringen.«

»Als ich mit ihm sprach«, sagte Cadfael, »machte er kein Hehl daraus, daß er den Schlosser nicht ausstehen konnte. Ich vermute allerdings, daß er das nicht so freimütig zugegeben hätte, wenn seine Abneigung wirklich so tief gewesen und so weit gegangen wäre, daß sie tödlichen Haß gebar.«

»Ich werde es nicht vergessen. Sagt mir, Cadfael«, fragte Beringar und sah den Mönch scharf an, »wie sicher seid Ihr, daß Eure Information richtig ist? Angenommen, ich finde keinen Zeugen – oder sollte ich sagen: keinen *zweiten* Zeugen –, kann ich mich dann auf die Zuverlässigkeit Eures Mannes verlassen?«

»Ich an Eurer Stelle hätte keine Bedenken«, antwortete Cadfael treuherzig.

»Ihr scheint Euren Zeugen ja sehr schnell und ohne den Klosterbezirk zu verlassen gefunden zu haben«, bemerkte Beringar trocken. »Also habt Ihr die Wahrheit aus ihm herausgeholt – was immer es auch war, das ihn an einer einfachen Lüge würgen ließ.« Er stand grinsend auf und stellte seinen Becher ab. »Eure Beichte werde ich später hören. Jetzt werde ich gehen und sehen, was ich von der frischgebackenen Ehefrau erfahren kann.« Im Vorbeigehen klopfte er Cadfael freundlich auf die Schulter. An der Tür drehte er sich noch einmal um. »Um den Burschen braucht Ihr Euch keine Sorgen mehr zu machen – ich bin immer mehr Eurer Meinung. Wahrscheinlich hat er in seinem ganzen Leben nichts Schlimmeres getan, als ein paar Äpfel zu stehlen.«

Iestyn, der Geselle des Goldschmieds, war allein in der Werkstatt und reparierte den beschädigten Verschuß eines Armbands, als Beringar zum Haus der Aurifabers kam. Es war

das erste Mal, daß Hugh Gelegenheit hatte, allein mit dem Mann zu sprechen. In Gesellschaft anderer war Iestyn wortkarg und hielt sich abseits. Entweder, dachte Beringar, war er von Natur aus nicht sehr gesprächig, oder aber die Familie hatte ihm klargemacht, daß seine Stellung nicht der ihren entsprach und daß sie eine Überschreitung der Grenze, die ihn von ihr trennte, nicht dulden würde.

Auf Beringars Frage schüttelte er lächelnd den Kopf und zuckte gleichgültig mit den Schultern.

»Wie sollte ich sehen, was nachts auf der Straße geschieht und wer noch unterwegs ist, wenn anständige Leute schon längst im Bett liegen? Ich schlafe im hinteren Teil des Kelleranbaus an der Rückseite der Halle, Mylord. Wenn Ihr die Stufen außen am Haus hinuntergeht, kommt Ihr zu meiner Kammer, und die ist weiter von der Straße entfernt als jede andere. Von dem, was auf der Straße vor sich geht, kann ich dort nichts sehen oder hören.«

Beringar hatte die Treppe an der Rückseite des Hauses bereits bemerkt. Die Stufen waren flach, da der Boden von der Straße abfiel und der Keller, der an der Straße ganz unterirdisch war, an der Rückseite des Hauses zur Hälfte über der Erde lag. Kein Zweifel: Dort war man von der Welt und allem, was dort geschah, abgeschnitten.

»Und wann seid Ihr vorgestern abend in Eure Kammer gegangen?«

Iestyn runzelte seine buschigen schwarzen Augenbrauen und dachte nach. »Ich gehe immer früh zu Bett, weil ich früh aufstehen muß. Ich glaube, vorgestern habe ich mich um acht Uhr, gleich nach dem Abendessen, schlafen gelegt.«

»Hattet Ihr noch irgend etwas zu erledigen? Seid Ihr noch einmal aus dem Haus gegangen?«

»Nein, Mylord.«

Beringar hatte eine plötzliche Eingebung. »Noch eine letzte Frage: Seid Ihr zufrieden mit Eurer Arbeit hier? Mit Meister Walter und seiner Familie? Behandelt man Euch ordentlich? Ist das Verhältnis zwischen Euch gut?«

»Ich bin ganz zufrieden«, antwortete Iestyn vorsichtig. »Große Ansprüche habe ich nicht. Nein, ich kann mich nicht beklagen. Mit der Zeit werde ich das bekommen, was mir zusteht – aber erst muß ich es mir verdienen.«

Susanna erwartete Beringar an der Eingangstür und bat ihn mit derselben distanzierten Höflichkeit herein, mit der sie jedem anderen begegnet wäre. Auf seine Frage zuckte sie die Schultern und schüttelte den Kopf.

»Meine Kammer ist hier, Mylord, zwischen der Halle und dem Vorratsraum, an der Rückseite des Hauses. Baldwins Junge ist nicht zu uns gekommen, obwohl er das hätte tun können. Wenigstens hätte er die Nacht nicht allein zubringen müssen. Aber er ist nicht gekommen, und so wußten wir nicht, daß sein Meister noch nicht zurückgekehrt war. Das erfuhren wir erst am nächsten Morgen, als John kam und es uns erzählte. Es tat mir leid, daß der arme Griffin die ganze Nacht solche Angst gehabt hatte.«

»Und tagsüber habt Ihr Meister Peché nicht gesehen?«

»Nicht seit dem Morgen, als wir auf dem Hof und am Brunnen zu tun hatten. Mittags ging ich hinüber in seine Werkstatt, denn wir hatten Fleischbrühe übrig, und ich wollte ihm eine Schüssel bringen. John sagte mir, sein Meister sei am Morgen ausgegangen und habe irgend etwas von Fischen gesagt. Weiter weiß ich nichts.«

»Das hat Boneth mir auch erzählt. Und seitdem wurde Peché nicht mehr gesehen. In einer Stadt, in der jeder jeden kennt, ist das sehr seltsam. Er tritt aus dem Haus und ist verschwunden...« Beringar warf einen Blick auf die breite, geländerlose Treppe, die zur Galerie und den Räumen im ersten Stock führte. »Wie liegen diese Zimmer? Wer wohnt in dem, das über der Werkstatt liegt und auf die Straße geht?«

»Mein Vater. Aber er hat einen tiefen Schlaf. Ihr könnt ihn ja fragen – vielleicht hat er etwas gehört oder gesehen. Das andere Zimmer gehört meinem Bruder und seiner Frau. Daniel ist heute nach Frankwell gegangen, aber Margery werdet Ihr im

Garten bei meinem Vater finden. Das hinterste Zimmer ist das meiner Großmutter. Sie ist heute im Bett geblieben, denn sie ist alt und hat einen schweren Anfall hinter sich. In ihrem Alter darf man das nicht zu leicht nehmen. Aber sie wird sich über Euren Besuch freuen«, sagte Susanna mit einem kleinen Lächeln. »Sie wird ihrer Familie langsam überdrüssig; sie kennt uns alle viel zu gut – wir bieten ihr keine Abwechslung mehr. Ich bezweifle, daß sie Euch irgendwie helfen kann, Mylord, aber Euer Besuch wird ihr wahrscheinlich sehr gut tun.«

Sie hatte große Augen, die leuchtend und abweisend zugleich waren, und ihre langen Wimpern waren rotbraun wie ihr volles, lockiges Haar. Zu schade nur, daß bereits graue Strähnen darin waren und sie an den Winkeln ihrer grauen Augen und um ihren Mund feine Falten hatte, die vom Lachen, vielleicht aber auch von einem geheimen Kummer stammen mochten. Beringar schätzte, daß sie mindestens sechs oder sieben Jahre älter war als er, und fand, daß sie noch älter wirkte. Sie war eine schöne Frau, die ihre Bestimmung nicht erreicht hatte. Beringar war das einzige Kind seiner Eltern gewesen, aber er konnte sich nicht vorstellen, daß seine Schwester, hätte er eine gehabt, so ausgenutzt und so schlecht ausgestattet worden wäre, nur damit ihr Bruder eine gute Partie machen konnte.

»Ich werde Frau Juliana gern aufsuchen«, sagte er, »sobald ich mit Meister Walter und Frau Margery gesprochen habe.«

»Das wäre sehr freundlich«, sagte sie. »Dann könnte ich Euch Wein bringen, und das wäre eine gute Gelegenheit, ihr die Medizin zu geben, die sie sonst nicht nehmen würde, obwohl doch Bruder Cadfael morgen kommt und sie mehr auf ihn hört als auf irgendeinen von uns. Hier entlang, bitte, Mylord. Ich werde auf Euch warten.«

Der Goldschmied hatte entweder nichts zu sagen oder konnte sich nicht überwinden, es in Worte zu kleiden. Das einzige, was ihn Tag und Nacht nicht losließ, war sein verlorener Schatz, von dem er Stück für Stück, ja fast Münze für



Münze und mit großer, schmerzlicher Liebe zum Detail ein Inventar angefertigt hatte. Insbesondere die Münzen waren von Bedeutung: Er hatte Silbermünzen aus der Zeit, als König William noch Herzog William gewesen war – erstklassige Stücke, die mit den heute geprägten gar nicht zu vergleichen waren. Sein Vater und sein Großvater, und vielleicht sogar noch dessen Vater, mußten ebenso gedacht haben wie er und hatten wie er nur für ihren Reichtum gelebt. Walters äußere Wunden mochten geheilt sein, aber seiner Seele mußte dieser Verlust unerhörte Wunden geschlagen haben.

Geduldig stand Beringar unter Apfel- und Birnbäumen und stellte dem Goldschmied seine Fragen zum Verschwinden von Baldwin Peche. Er hatte fast den Eindruck, als sage Walter der Name gar nichts, als müsse er scharf nachdenken, um sich des Namens oder des Gesichtes seines toten Mieters zu entsinnen. Das Grübeln über seinen leeren Geldkasten nahm ihn so in Anspruch, daß das Schicksal seines Nachbarn für ihn in weite Ferne gerückt war.

Nur eines war gewiß: Wenn er irgend etwas wußte, das ihm sein Geld wiederbringen konnte, dann würde er es dem Stellvertreter des Sheriffs eiligst sagen. Im Vergleich dazu bedeutete ihm der Tod eines anderen Mannes wenig. Es hatte auch nicht den Anschein, als habe er die Möglichkeit gesehen, die Beringar beschäftigte. Wenn es tatsächlich eine Verbindung zwischen dem Raub und diesem Mord gab, mußte es dann jene sein, die die Bürger der Stadt so schnell hergestellt hatten? Räuber konnten ihrerseits ausgeraubt werden, und so mancher hatte dabei schon den Tod gefunden. Baldwin Peche war unter den Hochzeitsgästen gewesen, er hatte Schloß und Schlüssel für den Geldkasten angefertigt, und wer kannte das Haus und die Werkstatt besser als er?

Unterdessen hatte Margery die Hühner gefüttert, die in einem kleinen Gehege am Ende des Gartens, gleich an der Stadtmauer, gehalten wurden. Bis vor einem Jahr hatten Walters zwei Pferde hier gestanden, aber vor kurzem hatte er jenseits des Flusses, westlich von Frankwell, eine Weide und einen alten Stall gekauft, und er schickte Iestyn regelmäßig

dorthin, damit der sich um die Tiere kümmerte und ihnen Bewegung verschaffte, sollte es ihnen daran mangeln. Margery kam mit einem Korb voller Eier auf Beringar zu. Die mächtige Mauer, die hinter ihr aufragte, lag im Schatten, und die kleine Tür war verschlossen. Daniels Frau war klein, mollig und unscheinbar. Ihr großer, blonder Haarschopf wirkte unordentlich. Sie machte einen Knicks und sah Beringar mit großen, unbewegten Augen an.

»Es tut mir leid, Sir – mein Mann ist gerade nicht da. Er wird aber in ungefähr einer halben Stunde zurück sein.«

»Das macht nichts«, sagte Hugh. »Ich kann später mit ihm sprechen. Vielleicht könnt Ihr meine Fragen auch für ihn beantworten und ihm und mir damit Zeit sparen. Ihr wißt, warum ich hier bin. Es deutet einiges darauf hin, daß Meister Peche nicht durch einen Unfall ums Leben gekommen ist, und obwohl er bereits den größten Teil des Tages abwesend war, ist doch die Nacht die Zeit, in der so gräßliche Verbrechen wie Mord gewöhnlich verübt werden. Wir müssen von jedermann wissen, was er in der Nacht von vorgestern auf gestern getan hat und ob er etwas gesehen oder gehört hat, das uns helfen kann, den Schuldigen festzunehmen. Soviel ich weiß, ist Eure Kammer die mittlere. Sie geht zwar nicht auf die Straße, aber vielleicht habt Ihr einmal hinausgesehen und jemanden im Durchgang zwischen den Häusern bemerkt oder ein Geräusch gehört, ohne ihm große Bedeutung beizumessen. Ist Euch irgend etwas aufgefallen?«

Sie antwortete, ohne zu zögern: »Nein. Es war eine ruhige Nacht, wie jede andere auch.«

»Und auch Euer Mann erwähnte nichts Außergewöhnliches? Hat er jemanden bemerkt, der um diese Zeit, wo rechtschaffene Bürger in ihren Betten liegen, noch unterwegs war? Hatte er vielleicht noch in der Werkstatt zu tun oder irgend etwas außerhalb des Hauses zu erledigen?«

Ihr rosiges Gesicht färbte sich langsam dunkel, aber ihre Augen verrieten keine Unsicherheit, und für ihr Erröten fand sie eine gute Entschuldigung. »Nein, wir sind zeitig zu Bett

gegangen. Ihr werdet das sicher verstehen – wir sind erst seit ein paar Tagen verheiratet.«

»Oh, ich verstehe sehr gut!« sagte Beringar gutmütig. »Dann ist es wohl auch überflüssig, Euch zu fragen, ob Euer Mann Euch in jener Nacht alleingelassen hat.«

»Nicht einen Augenblick lang«, sagte sie, und weder ihre Stimme noch ihr Erröten verriet, ob sie die Wahrheit sprach oder nicht.

»Ich wäre auch nicht auf den Gedanken gekommen, Euch diese Frage zu stellen«, versicherte Beringar ihr höflich, »wenn nicht ein Zeuge ausgesagt hätte, er habe Euren Mann etwa eine Stunde nach der Komplet aus dem Haus schleichen und eilig davongehen sehen. Aber natürlich – und das macht meine Arbeit um so schwieriger – sagen nicht alle Zeugen die Wahrheit.«

Er verbeugte sich, drehte sich um und ging gemächlich den schmalen Pfad entlang auf das Haus zu. Margery starrte ihm nach. Sie biß sich auf die Unterlippe und schien den Korb mit den Eiern, den sie in der Hand hielt, vollkommen vergessen zu haben.

Sie hatte auf Daniel gewartet, und als er aus Frankwell zurückkehrte, zog sie ihn in einen Winkel des Hofes, wo man sie nicht belauschen konnte. Im ersten Augenblick wollte er sich empört und unvorsichtig laut darüber beklagen, daß sie ihm so aufgelauert hatte, aber als er ihre gerunzelte Stirn und ihr energisch vorgerecktes Kinn sah, besann er sich eines Besseren. Offensichtlich war etwas Ernstes vorgefallen. Unsicher fragte er sie: »Was gibt es? Was ist los mit dir?«

»Der Stellvertreter des Sheriffs war hier und hat uns allen Fragen gestellt!«

»Nun, das ist seine Pflicht – was ist daran Besonderes? Und was kann er dich schon gefragt haben?« Sein verächtlicher Unterton entging ihr nicht. Aber das würde sich bald, sehr bald schon, ändern.

»Er hat mich gefragt«, stieß sie leise und verbittert hervor, »wo du Montag nacht gewesen bist. Aber hätte ich ihm das

sagen können? Weiß ich es denn? In jener Nacht glaubte ich zu wissen, wohin du gegangen bist, aber wer weiß, ob du nicht woanders warst? Einer, der in jener Nacht nicht in seinem eigenen Bett war, muß ja nicht unbedingt in dem einer anderen Frau gelegen haben – er *könnte* immerhin Baldwin Peché niedergeschlagen und in den Fluß geworfen haben! Das jedenfalls werden *sie* denken. Und nun sag mir: Was soll *ich* glauben? Schlimm genug, daß du mich alleingelassen hast, um zu dieser Frau zu gehen, während ihr Mann nicht da ist – o ja, ich war dabei, als sie dir mit ihren Andeutungen und ihrem Blinzeln verraten hat, ihr Mann werde einige Tage auf Reisen sein! Diese schamlose Dirne! Aber woher soll ich wissen, daß du wirklich bei ihr warst?«

Bleich vor Entsetzen starrte Daniel sie an. Er hatte ihre Hand gepackt, als sei sie sein einziger Halt. »Um Gottes willen, so etwas können sie doch nicht denken! Du glaubst das doch nicht etwa? Du kennst mich doch...«

»Ich dich kennen? Was weiß ich denn von dir? Du vernachlässigst mich, du bist ein Fremder für mich, du stiehst dich in der Nacht davon und laßt mich weinend zurück, und es scheint dir nicht einmal etwas auszumachen.«

»O Gott!« flüsterte Daniel verzweifelt. »Was soll ich nur tun? Hast du es ihm gesagt? Hast du ihm gesagt, daß ich die ganze Nacht fort war?«

»Nein, das habe ich nicht. Ich bin deine Frau und halte zu dir, auch wenn du kein guter Ehemann bist. Ich habe ihm gesagt, daß du bei mir warst, die ganze Nacht.«

Daniel stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, sah sie mit großen Augen an und begann zu lächeln und sich überschwenglich bei ihr zu bedanken, während er ihre Hand knetete, aber Margery paßte wie ein Fechter den richtigen Augenblick ab, um das Lächeln auf seinem Gesicht gnadenlos auszulöschen.

»Aber er weiß, daß es gelogen war.«

»Was?« Wieder spiegelte sein Gesicht Entsetzen wider. »Aber wie kann er das wissen? Wenn du ihm doch gesagt hast, daß ich bei dir war...«

»Das habe ich gesagt. Für dich habe ich gelogen, aber es war ganz zwecklos. Ich habe mich bloßgestellt, obwohl ich dir, weiß Gott, nichts schulde. Ich habe mein Seelenheil aufs Spiel gesetzt, um dir Unannehmlichkeiten zu ersparen! Und dann sagte er mir, daß es einen Zeugen gibt, der dich gesehen hat, als du aus dem Haus geschlichen bist – und die Zeit stimmt, also glaub nur nicht, daß es eine Falle war. Es *gibt* einen solchen Zeugen. Jemand hat dich gesehen in der Nacht, in der ein Mann ermordet worden ist.«

»Aber ich habe doch nichts damit zu tun«, stöhnte er leise. »Ich habe dir die Wahrheit gesagt...«

»Du hast mir gesagt, du hättest etwas zu erledigen, das mich nichts angeht. Und jeder weiß, daß du den Schlosser nicht leiden konntest.«

»O Gott!« flüsterte Daniel und biß in seine Finger. »Warum habe ich mich nur mit dieser Frau eingelassen? Ich muß verrückt gewesen sein! Aber ich schwöre dir, Margery, es ist wirklich wahr: Ich bin bei Cecily gewesen..., aber ich werde nie, nie wieder zu ihr gehen! Bitte hilf mir...! Was soll ich nur tun?«

»Dir bleibt nur ein Ausweg«, sagte sie mit Nachdruck. »Wenn du wirklich bei ihr gewesen bist, mußt du zu ihr gehen und sie dazu bringen, daß sie es dem Stellvertreter des Sheriffs sagt, wie es ja ihre Pflicht ist. Um dich zu schützen, wird sie gewiß die Wahrheit sagen, und dann werden die Männer des Sheriffs dich in Ruhe lassen. Und ich werde zu ihm gehen und ihm sagen, daß ich gelogen habe. Ich werde sagen, daß ich es getan habe, weil ich mich geschämt habe, so betrogen zu werden – obwohl es in Wahrheit aus Liebe zu dir geschah, auch wenn du sie eigentlich nicht verdient hast.«

»Ja, ich werde tun, was du sagst!« flüsterte Daniel. In ihm vermischten sich Furcht, Hoffnung und Dankbarkeit, und er streichelte ihre Hand mit einer Zärtlichkeit, die er bis dahin noch nie für sie empfunden hatte. »Ich werde zu ihr gehen und sie

bitten, dem stellvertretenden Sheriff die Wahrheit zu sagen. Und das wird das letzte Mal sein, das verspreche ich dir. Ich schwöre es dir, Margery.«

»Geh nach dem Mittagessen«, sagte Margery, die jetzt die Zügel fest in der Hand hielt. »Du darfst beim Essen nicht fehlen und dir nichts anmerken lassen. Das kannst du – das mußt du! Niemand sonst weiß davon, niemand außer mir, und ich werde zu dir halten, komme, was da wolle.«

Cecily Corde war keineswegs erfreut, als ihr Liebhaber am frühen Nachmittag durch die Hintertür hereingeschlichen kam. Sie machte ein so finsternes Gesicht, wie eine so schöne Frau es nur machen konnte, schob ihn eilig in eine Kammer, wo ihre Magd ihn nicht sehen konnte, und fragte ihn, bevor er wieder zu Atem gekommen war, was er sich eigentlich dabei denke, am hellichten Tag zu ihr zu kommen – wo ihn doch nicht nur die üblichen Herumlungerer und Klatschweiber, sondern auch die Männer des Sheriffs sehen könnten. Hastig erzählte Daniel ihr, warum er gekommen war und was er brauchte, was er unbedingt von ihr haben mußte: ihre Aussage, daß er Montag nacht von neun Uhr bis eine halbe Stunde vor Morgengrauen bei ihr gewesen war. Sein Seelenfrieden, seine Sicherheit, vielleicht sogar sein Leben hing von ihr ab. Nach allem, was er ihr geschenkt hatte, was sie miteinander geteilt hatten, was sie für einander bedeuteten, konnte sie ihm das doch nicht abschlagen.

Sobald sie begriffen hatte, was er von ihr verlangte, löste sich Cecily abrupt aus der Umarmung, die sie ihm gestattet hatte, kaum daß er die Tür hinter sich geschlossen hatte, und stieß ihn empört von sich.

»Bist du verrückt? Ich soll meinen guten Namen opfern, um deine Haut zu retten? Ich denke ja nicht daran – schon allein der Gedanke, mit so etwas zu mir zu kommen, ist eine Frechheit! Du solltest dich schämen! Morgen oder übermorgen wird mein Mann heimkommen, das weißt du sehr gut. Wenn dir irgend etwas an mir liegen würde, wärest du jetzt nicht zu mir

gekommen. Am hellichten Tag, und die Straße voller Leute! Geh, und zwar schnell!«

Daniel sah sie fassungslos an. Er konnte nicht glauben, daß sie ihn zurückwies. »Cecily, mein Leben kann davon abhängen! Ich *muß* ihnen sagen...«

»Wenn du es wagst, das zu tun«, zischte sie und wich erneut zurück, weil er wieder versuchte, sie in seine Arme zu nehmen, »werde ich alles abstreiten. Ich werde schwören, daß du lügst, daß du mich belästigt hast und ich dich nie ermutigt habe. Ich meine es ernst! Wage es nicht, meinen Namen zu nennen, oder ich werde dich als Lügner bezeichnen und genug Zeugen bringen, die das bestätigen! Und jetzt geh, geh! Ich will dich nie mehr wieder sehen!«

Daniel floh zurück zu Margery. Da sie sich schon gedacht hatte, wie seine Geliebte reagieren würde, war sie klug genug gewesen, nach ihm Ausschau zu halten, und zog ihren verstörten Mann nun eilig in ihr Schlafzimmer, wo sie, wenn sie leise sprachen, nicht belauscht werden konnten. Frau Juliana im Zimmer nebenan pflegte nachmittags zu schlafen, und sie schlief tief und fest. Daniel und Margerys Privatangelegenheiten waren vor ihr sicher.

In erregtem Flüstern erzählte er ihr von seinem Scheitern. Genau so hatte sie es sich vorgestellt. Sie hielt es für an der Zeit, ihm etwas mehr Entgegenkommen zu zeigen, ohne dabei aber ihre Überlegenheit aufzugeben. Seine männliche Überheblichkeit war schwer erschüttert, und sie hatte Mitleid mit ihm, ja empfand sogar Zärtlichkeit für ihn, aber das war ein Luxus, den sie sich noch nicht leisten konnte.

»Hör zu: Wir werden gemeinsam zu Lord Beringar gehen, denn schließlich haben wir beide ihm etwas zu beichten. Wir werden nicht warten, bis er zu uns kommt. Ich werde ihm sagen, daß ich ihn angelogen habe, daß du in jener Nacht aus dem Haus gegangen bist und ich wußte, daß du bei deiner Geliebten warst. Du wirst ihm dasselbe sagen. Ich werde sagen, daß ich ihren Namen nicht weiß, und du wirst dich weigern, ihn preiszugeben. Du mußt sagen, daß sie eine

verheiratete Frau ist und daß es ihr Ende wäre, wenn diese Sache ans Licht käme. Das wird er verstehen und es dabei bewenden lassen. Und wir werden jetzt noch einmal von vorne anfangen.«

Sie hatte ihn in der Hand. Er würde alles tun, was sie sagte. Sie würden noch einmal von vorn anfangen – aber diesmal würde sie es sein, die die Zügel in der Hand hielt.

Abends im Bett hielt sie einen dankbaren, ihr treu ergebenden Mann in den Armen, der sie gar nicht genug bewundern konnte. Ob Hugh Beringar ihnen Glauben schenkte oder nicht – er hatte ihren Aussagen ernst zugehört und sie streng ermahnt. Mit dem Gefühl, eine schwere Prüfung bestanden zu haben, hatten sie ihn verlassen. Und Daniel, von dem die Angst genommen war, daß das Auge des Gesetzesunheildrohend auf ihm ruhte, würde nichts mehr tun, was seine Frau nicht guthieß.

»Wir haben es überstanden«, beruhigte ihn Margery. Sie lag in seinen Armen und war dort alles in allem sehr zufrieden. »Ich bin sicher, daß du dir keine Sorgen mehr zu machen brauchst. Niemand glaubt, daß du dem Mann etwas getan hast. Ich werde zu dir halten, und wir werden nichts zu befürchten haben.«

»Ach, Margery, was würde ich ohne dich anfangen?« Nach der schrecklichen Angst, die er ausgestanden hatte, und der ebenso großen Lust, die er eben erfahren hatte, überkam ihn nun der Schlaf. Noch nie zuvor hatte er bei sich eine solche Hingabe erlebt, noch nicht einmal in den Nächten mit seiner Geliebten. Dies war seine eigentliche Hochzeitsnacht. »Du bist eine gute Frau, so treu und ehrlich...«

»Ich bin deine Frau, und ich liebe dich«, sagte sie, und zu ihrer eigenen Verwunderung glaubte sie es fast. »Ich werde treu zu dir stehen, wann immer du mich brauchst. *Ich* werde dich nicht enttäuschen. Aber auch du mußt zu mir halten, denn als deine Frau habe ich gewisse Rechte.« Es war gut, daß er so willfährig war, aber einschlafen durfte er noch nicht. Sie



wußte, wo sie ihn streicheln mußte, damit er ihr seine Aufmerksamkeit schenkte; in dieser einen Woche hatte sie bereits eine Menge gelernt. Während er genießerisch die Augen schloß, fuhr sie leise und einschmeichelnd fort: »Ich bin jetzt deine Frau – die Frau des Erben, und dazu gehört eine gewisse Position. Wie kann ich in diesem Haus leben ohne die Rechte und Pflichten, die mir zustehen?«

»Aber du hast doch, was dir zusteht«, widersprach er ihr sanft. »Du bist die Herrin des Hauses. Was willst du außerdem noch? Wir alle müssen uns meiner Großmutter fügen – sie ist alt und ändert sich nicht mehr, aber sie mischt sich nicht in die Führung des Haushalts ein.«

»Über sie beklage ich mich ja auch gar nicht. Natürlich müssen wir die Alten ehren. Aber als deine Frau habe ich nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Wenn deine Mutter noch lebte, wäre es etwas anderes, aber deine Großmutter hat die Führung des Haushalts deiner Schwester übergeben. Ich weiß, daß sie diese Aufgabe all diese Jahre untadelig erfüllt hat, aber...«

Daniel drückte sie an sich. Seine Locken strichen über ihre Stirn. »Ja, das hat sie, und du kannst die Arbeit ihr überlassen und die Herrin des Hauses sein. Warum auch nicht?«

»Aber das ist nicht das, was ich will«, sagte Margery mit Nachdruck und starrte ins Dunkel. »Du bist ein Mann, du verstehst das nicht. Susanna arbeitet hart, und niemand könnte sich über sie beklagen. Sie kocht gut, ohne etwas zu verschwenden, und Wäsche, Hausrat und Vorräte sind in bester Ordnung, das weiß ich. Ich habe die größte Hochachtung vor ihr. Aber das alles ist die Aufgabe der *Ehefrau*, Daniel. Deine Mutter lebt nicht mehr, und jetzt bin ich es, der die Führung des Haushaltes zukommt.«

»Warum teilt ihr euch dann nicht die Arbeit, Liebes? Ich will nicht, daß meine Frau sich die Hände wund arbeitet«, murmelte er in ihr Haar. Zweifellos hielt er sich für sehr geschickt, denn wie allen Männern war ihm Frieden wichtiger als Gerechtigkeit

oder die Einhaltung der Sitten; Margery aber war entschlossen, nicht locker zu lassen.

»Aber sie wird mir nichts von ihren Aufgaben abtreten. Sie ist schon so lange die Herrin im Haus und lehnt jedes Angebot, ihr eine Arbeit abzunehmen, ab. Montag erst habe ich sie gefragt, ob ich die Wäsche für sie vom Trockenplatz holen soll, und sie hat mir kurz angebunden gesagt, *das* würde sie schon selbst tun. Glaub mir – es kann keine zwei Herrinnen im Haus geben, *das* würde nie gutgehen. An *ihrem* Gürtel hängen die Schlüssel, *sie* sorgt dafür, daß die Vorräte ergänzt werden und daß die Wäsche sauber ist und immer ordentlich ausgebessert wird, *sie* gibt der Magd ihre Anweisungen, *sie* sucht das Fleisch aus und sorgt dafür, daß es gekocht wird, wie *sie* es wünscht. Wenn Besuch kommt, tritt *sie* als Gastgeberin auf. Das alles sind *meine* Rechte und Pflichten, Daniel – *mir* stehen sie zu. Es ist nicht recht, daß deine Ehefrau so übergangen wird. Was sollen denn die Nachbarn von uns denken?«

»Du sollst bekommen, was du willst«, sagte er mit schläfriger Stimme. »Ich sehe ein, daß meine Schwester dies alles von sich aus dir hätte übergeben sollen. Aber sie hat diesen Haushalt schon so lange geführt, daß sie wahrscheinlich gar nicht daran gedacht hat, daß ich jetzt verheiratet bin. Susanna ist eine vernünftige Frau – sie wird das einsehen.«

»Es ist nicht leicht für eine Frau, ihre Stellung aufzugeben«, gab Margery ihm zu bedenken. »Ich werde deine Unterstützung brauchen, denn deine Position wird ebenso in Frage gestellt wie meine. Versprich mir, daß du mir helfen wirst, mein Recht zu bekommen.«

Er versprach es ihr bereitwillig – in diesem Augenblick hätte er ihr alles versprochen. Aus den Krisen, die der Tag gebracht hatte, war sie gewiß eher als Gewinner hervorgegangen als er. Das wußte sie, und sie überlegte bereits, wie sie diesen Sieg weiter nutzen konnte.

*Donnerstag – vom Morgen bis zum späten Abend*

Früh am nächsten Morgen ging Frau Juliana mit unsicheren Schritten die breite Treppe in die Halle hinunter. Sie war entschlossen, Bruder Cadfael, der nach dem Frühstück kommen wollte, mit der Sicherheit und Rüstigkeit einer alten Dame zu begrüßen, die ihren Haushalt nach wie vor in der Hand hat, auch wenn sie dazu ihren Platz im Voraus mit Kissen auskleiden und ihren Gehstock zur Hand haben mußte. Er wußte, daß sie ihm etwas vorspielte, und sie wußte, daß er es wußte. Sie stand mit einem Bein im Grab, und manchmal fühlte sie, wie nahe sie dem Tod war. Aber dies war die letzte Komödie, die sie spielten – in Achtung und Bewunderung, wenn nicht in Liebe, ja sogar Zuneigung füreinander.

Walter war mit seinem Sohn in der Werkstatt. Juliana saß, gestützt von Kissen, in ihrem Winkel bei der Treppe, von wo aus sie alles übersehen konnte. Sie ertrug ihre Familie – zufrieden aber mit ihr war sie nicht. Ihr Leben, ihr grausam langes Leben zog sie hinter sich her wie ein junges Mädchen die schwere Hochzeitsschleppe, die es behindert und belastet und jeden Schritt zur Mühsal werden läßt.

Sobald Rannilt die Teller abgewaschen und den Brotteig durchgeknetet hatte, nahm sie sich einige Näharbeiten vor und setzte sich auf einen Hocker in der Halle, wo das Licht am besten war. Als erstes machte sie sich daran, ein schlichtes, braunes Gewand auszubessern, das über dem Saum einen Riß hatte. Das Mädchen konnte gut nähen. Rannilts Augen waren jung, Julianas Augen waren sehr alt, sahen aber immer noch so scharf wie eh und je. Sie konnte die winzigen, ordentlichen Stiche sehen, die das Mädchen machte.

»Ist das Susannas Gewand?« fragte sie scharf. »Wie ist dieser Riß hineingekommen? Und ausgewaschen ist der Saum auch! Zu meiner Zeit haben wir unsere Kleider aufgehoben, bis

sie so dünn wie Spinnweben waren, und dann erst haben wir daran gedacht, sie wegzuerwerfen. Aber heute gibt es ja keine Sparsamkeit mehr! Sobald etwas einen Riß hat, gibt man es den Bettlern! Verschwender!«

Offenbar hatte die alte Frau heute an allem etwas auszusetzen und war entschlossen, sich und allen anderen zu beweisen, daß ihre Stimme noch Gewicht hatte. An solchen Tagen war es besser, nichts zu sagen oder, wenn Antworten erwartet wurden, diese so kurz und ergeben wie möglich ausfallen zu lassen.

Rannilt war froh, als Bruder Cadfael eintrat. In seinem Beutel hatte er die Arzneien für das Geschwür, das am Knöchel der alten Dame aufzubrechen drohte. Die dünne, spröde Haut entzündete sich bei der kleinsten Verletzung. Seine Patientin saß reglos und aufrecht in ihrem Winkel und erwartete ihn. Sie schien diesmal schweigsam und in Gedanken versunken zu sein, aber als er eintrat, nahm sie ihre Kraft zusammen, um, zumindest in Gegenwart dieses freundlichen Feindes, ihren Ruf zu verteidigen, sie sei eine grimmige, bissige, eigensinnige Frau, die, wie ihre Familie, immer den entgegengesetzten Weg einschlug. Wenn jemand schwarz vorschlug, entschied Juliana sich für weiß.

»Ihr solltet diesen Fuß hochlegen«, sagte Cadfael, während er die kleine, aber häßliche Wunde säuberte und einen neuen Verband anlegte. »Das wißt Ihr nur zu gut, und ich habe es Euch schon oft genug geraten. Vielleicht sollte ich Euch lieber sagen, daß Ihr den ganzen Tag herumlaufen sollt – wahrscheinlich würdet Ihr dann das Gegenteil tun, und dann könnte diese Wunde heilen.«

»Ich bin gestern in meinem Zimmer geblieben«, antwortete sie kurz, »und bin es von Herzen leid, im Bett zu liegen. Was weiß ich, was sie hinter meinem Rücken alles aushecken, während ich in meinem Zimmer bin? Hier kann ich wenigstens sehen, was geschieht, und meinen Mund aufmachen, wenn ich meine, Grund dazu zu haben – und das werde ich bis zum Ende meiner Tage tun.«

»Ohne Zweifel!« nickte Cadfael, während er den Verband sauber verknotete. »Ich habe es noch nie erlebt, daß Ihr etwas anderes tut, als das, was Ihr wollt, und es sollte mich wundern, wenn Ihr Euch auf Eure alten Tage ändern solltet. Und wie geht es Euch sonst? Keine Schmerzen in der Brust? Kein Schwindelgefühl?«

Sie hätte das Gefühl gehabt, zu kurz gekommen zu sein, wenn er ihr nicht Gelegenheit gegeben hätte, sich über einen stechenden Schmerz hier oder einen Krampf da zu beklagen, und sie nahm es ihm nicht übel, daß er auf diese Beschwerden nicht weiter einging. Das alles diente ja nur dazu, die endlosen Stunden des Tages zu überlisten, die, kaum daß sie vorüber waren, für immer verschwunden zu sein schienen wie Wasser, das einem durch die Finger rinnt.

Rannilt hatte ihre Näharbeit beendet und brachte das Gewand in Susannas Kammer, um es in die Kleiderpresse zu legen; im selben Augenblick trat Susanna aus der Küche und blieb stehen, um Cadfael höflich zu begrüßen und ihn zu fragen, was er vom Gesundheitszustand der alten Dame hielt und ob sie die Arzneien, die er ihr nach ihrem Anfall verschrieben hatte, weiterhin nehmen solle.

So unterhielten sie sich, als Daniel und Margery zusammen eintraten. Ihr Erscheinen, und insbesondere ihr Schweigen, hatte etwas Feierliches an sich – man hatte den Eindruck, daß sie eben noch, auf der Schwelle, leise und eindringlich miteinander gesprochen hatten. Sie begrüßten Cadfael nur beiläufig, allerdings nicht aus Unhöflichkeit, sondern eher, weil ihre Gedanken auf etwas anderes fixiert waren und ihre Konzentration nicht einen Augenblick lang nachlassen durfte. Cadfael spürte die Spannung, und auch Juliana, so schien es ihm, erging es nicht anders. Nur Susanna bemerkte anscheinend nichts Außergewöhnliches – zumindest verriet ihre Haltung nichts dergleichen.

Die Anwesenheit einer Person, die nicht zur Familie gehörte, war vielleicht störend, aber Margery hatte nicht vor, sich von dem, was sie sich in den Kopf gesetzt hatte, abhalten zu lassen.

»Daniel und ich haben über einiges gesprochen«, begann sie, und für jemanden, der so sanft und nachgiebig wirkte, war ihre Stimme bemerkenswert fest und entschlossen. »Du wirst verstehen, Susanna, daß sich nach Daniels Heirat hier einiges verändern muß. Du hast die Bürde dieses Haushalts all die Jahre untadelig getragen...« Diese Formulierung war vielleicht unklug; es waren all diese Jahre gewesen, die etwas, das einst fast als Schönheit hätte gelten können, hatten austrocknen und welken lassen, und ihre Spuren hatten sich nur zu deutlich in Susannas Gesicht eingegraben. »Jetzt aber kannst du diese Last niederlegen und deine Zeit genießen. Niemand wird dich dafür tadeln, es ist dein wohlverdientes Recht. Langsam finde ich mich im Haus zurecht, ich werde bald den Tagesablauf kennen, und ich bin bereit, meine Pflichten als Daniels Frau zu erfüllen. Ich finde – und er findet das auch –, daß ich nun die Schlüssel an mich nehmen sollte.«

Susanna war im Innersten getroffen. Vielleicht hatte Margery gewußt, was ihre Worte bewirken würden. Alle Farbe war aus Susannas Gesicht gewichen, so daß es flächig und bleich wirkte, als sei es aus Ton, aber dann kehrte das Blut in ihre Wangen zurück und ließ sie rot leuchten. Ihre großen grauen Augen blickten hart wie Stahl. Lange Zeit sagte sie nichts; Cadfael hatte das Gefühl, daß sie keinen Ton herausbrachte. Er wäre diskret gegangen und hätte sie ihre Auseinandersetzung allein austragen lassen, wenn er nicht befürchtet hätte, daß Frau Juliana davon zu sehr mitgenommen wurde. Sie saß zwar still und stumm da, aber auf ihren Wangen waren zwei kleine, hellrote Flecken erschienen, und ihre Augen waren ungewöhnlich glänzend. Vielleicht wäre er aber auch auf jeden Fall geblieben und hätte sich unauffällig in einen dunklen Winkel zurückgezogen, denn schließlich war er ein äußerst neugieriger Mensch.

Mittlerweile hatte sich Susanna gefangen und ihre Sprache wiedergefunden. Das Leuchten in ihren Augen erinnerte an das Licht der untergehenden Sonne, das durch eine Hornscheibe fällt.

»Das ist sehr freundlich von dir, Schwägerin, aber es eilt mir nicht, mich meiner Aufgaben zu entledigen. Ich habe nichts getan, für daß ich von meinen Pflichten entbunden werden müßte, und ich habe nicht vor, meinen Platz zu räumen. Bin ich denn eine Sklavin, die man so lange arbeiten läßt, wie man sie braucht, und dann hinauswirft? Mit nichts? *Nichts!* Dieses Haus ist mein Heim, *ich* habe es in Ordnung gehalten, und *ich werde* es auch weiterhin in Ordnung halten; meine Vorräte, meine Küche, meine Wäsche – das alles gehört mir. Du bist willkommen als die Frau meines Bruders«, sagte sie herablassend, »aber du bist neu in *meinem* Haushalt, zu dem ich die Schlüssel besitze.«

Auseinandersetzungen zwischen Frauen sind meist bitter, leidenschaftlich und gnadenlos, besonders wenn sie um den Rang geführt werden. Dennoch war Cadfael überrascht, daß Susannas einschüchternde Gelassenheit so erschüttert zu sein schien. Vielleicht war diese Herausforderung früher gekommen, als sie erwartet hatte. Gleichwohl mußte sie sie vorausgesehen haben und hätte nicht so sprachlos und wie vor den Kopf geschlagen sein dürfen. Aber jetzt war sie kampfbereit wie eine Wildkatze, die ihre Krallen entblößt, und ihre Augen blitzten wie Dolche.

»Ich verstehe deinen Widerwillen sehr gut«, sagte Margery so freundlich, wie Susanna verbittert war. »Glaub nicht, daß ich dir einen geheimen Vorwurf machen will – o nein, ich werde es schwer haben, es dir gleichzutun. Aber eine Ehefrau ohne eine Aufgabe ist ein eitles Ding, während eine Tochter, die ihren Teil der Last bereits getragen hat, sie absetzen und in jüngere Hände legen kann, ohne daß man deswegen ihre Ehre in Frage stellt. Ich bin es gewöhnt zu arbeiten und kann nicht untätig herumsitzen. Daniel und ich haben das besprochen, und er stimmt mir zu: Es ist mein Recht!« Ihre Worte hatten dieselbe Wirkung, als hätte sie ihm einen Rippenstoß gegeben.

»Ja, wir haben darüber gesprochen, und ich bin derselben Meinung wie Margery«, sagte er mit fester Stimme. »Sie ist meine Frau, und es ist ihr Recht, den Haushalt zu führen, der eines Tages ihr und mir gehören wird. Ich bin der Erbe meines

Vaters, die Werkstatt und das Geschäft werden in meine Hände übergehen, so wie dieser Haushalt in Margerys Hände übergehen wird, und je früher sie ihn übernimmt, desto besser ist es für uns alle. Du lieber Himmel, Susanna – das mußt du doch gewußt haben! Warum wehrst du dich jetzt dagegen?»

»Warum ich mich dagegen wehre? Warum ich mich dagegen wehre, von einem Augenblick auf den anderen hinausgeworfen zu werden wie ein Diener, den man beim Stehlen ertappt hat? Ich, die für euch alle gesorgt hat, die euch satt gemacht, eure Kleider geflickt, sparsam gewirtschaftet und das Haus in Ordnung gehalten hat, wenn ihr es nur sehen wolltet oder den Anstand hättet, es zuzugeben. Und wie wird es mir gedankt? Ich werde beiseite geschoben und soll die Hände in den Schoß legen. Oder erwartet man vielleicht, daß ich auf Geheiß einer Neuen Handlangerdienste verrichten und schrubben und scheuern und putzen soll? Nein, niemals! Soll deine Frau doch deine Bücher führen, wie sie es angeblich für ihren Vater getan hat – die Vorräte, die Küche, die Schlüssel gehören mir! Diese Familie hat mir jeden Sinn, den das Leben für mich bereit hielt, geraubt. Glaubst du vielleicht, ich werde das einzige, was mir geblieben ist, kampfflos aufgeben?«

Wenn Walter diesen Streit vorausgeahnt hatte, so war es klug von ihm gewesen, sich in seine Werkstatt zurückzuziehen. Aber wahrscheinlicher war, daß er nichts geahnt hatte und auch nicht befragt worden war, und seine Anwesenheit war auch gar nicht erforderlich.

»Aber du wußtest doch«, rief Daniel und wischte ungeduldig den Kummer beiseite, der das Leben seiner Schwester bestimmte und den sie selten, vielleicht nie, so klar ausgesprochen hatte, »du wußtest doch von meinen Heiratsplänen, und darum mußt du auch wissen, daß meine Frau fordern würde, was ihr zusteht. *Du* hast gehabt, was *dir* zusteht, und hast kein Recht, dich zu beklagen. Natürlich genießt meine Frau Vorrechte und kann verlangen, daß du ihr die Schlüssel übergibst. Ich bestehe darauf, daß du es tust!«

Susanna wandte sich von ihm ab und sah mit funkelnden Augen ihre Großmutter an, die schweigend dabei gesessen



hatte, der aber kein Wort und kein Blick entgangen war. Ihr Gesicht war grimmig und beherrscht wie immer, aber ihr Atem ging flach und schnell, und Cadfael hatte seine Finger besorgt an ihren Puls gelegt, der jedoch kräftig und stetig schlug. Sie verzog ihre dünnen, blassen Lippen zu einem bitteren Lächeln.

»Bitte, Großmutter – sagt Ihr etwas! Mein Wort gilt hier anscheinend nicht mehr so viel wie das Eure. Bin ich Euch so wenig von Nutzen gewesen, daß auch Ihr mich loswerden wollt? Habe ich mich all die Zeit nicht gut um Euch gekümmert?«

»Niemand findet etwas an dir auszusetzen«, antwortete Juliana kurz. »Darum geht es hier nicht. Ich bezweifle, daß das junge Ding, das Daniel geheiratet hat, den Haushalt auch nur halb so gut rühren wird wie du, aber ich nehme an, daß seine Frau den Willen und die Ausdauer besitzt, es zu lernen – und sei es durch ihre Fehler. Ich muß aber zugeben, daß sie das Recht auf ihrer Seite hat. Die Führung des Haushalts steht ihr zu, und sie wird sie bekommen. So ist es nun einmal – ob es dir und mir nun gefällt oder nicht. Das beste wird sein, du trennst dich kurz und schmerzlos von deinen Rechten und Pflichten, denn was sein muß, muß sein.« Und um ihr Urteil zu bekräftigen, stieß sie mit ihrem Stock einmal fest auf den Boden.

Susanna biß sich auf die Lippen und sah den dreien, die sich gegen sie vereint hatten, nacheinander ins Gesicht. Sie war jetzt ganz ruhig; der Zorn, der sie erfüllt hatte, war bitterer Verachtung gewichen.

Schließlich gab sie sich einen Ruck. »Nun gut, ich werde das tun, wozu Ihr mich zwingt. Aber nicht heute. Jahrelang bin ich die Herrin im Haus gewesen, und ich werde meine Stellung nicht mitten unter meinem Tagwerk aufgeben, ohne Zeit zu haben, Rechenschaft abzulegen. Sie soll nicht sagen können: Dies war noch nicht fertig, oder: Sie hat mir nichts davon gesagt, daß ein neuer Topf gebraucht wird, oder: Dieses Laken muß geflickt werden. Nein! Morgen werde ich ihr alles übergeben, mit einer genauen Aufstellung der Vorräte und des Hausrats. Sie soll eine Liste bekommen, auf der noch der letzte

Stockfisch im letzten Faß aufgeführt ist. Es sollen klare Verhältnisse herrschen, wenn sie diesen Haushalt übernimmt. Ich habe meinen Stolz, auch wenn ihr das anscheinend nicht sehen wollt.« Sie wandte sich wieder Margery zu, deren rundes, rosiges Gesicht einen Ausdruck hatte, der zwischen Befriedigung und Unbehagen zu schwanken schien, als könne sie sich im Augenblick noch nicht entscheiden, ob sie über ihren Sieg froh oder bekümmert sein sollte. »Morgen früh werde ich dir die Schlüssel übergeben. Da man die Vorratskammer nur durch mein Zimmer betreten kann, wirst du wahrscheinlich wollen, daß ich es für dich räume. Auch das wird geschehen. Von morgen an werde ich dir nicht mehr im Weg stehen.«

Sie wandte sich um und ging zur Tür hinaus und in die Küche. Der Schlüsselbund an ihrem Gürtel klingelte wie ein letztes, trotziges Aufbegehren. Als sie hinaus war, herrschte ein gespanntes Schweigen. Juliana war die erste, die es brach.

»So, Kinder – seid ihr nun zufrieden?« sagte sie und sah ihren Enkel und seine Frau spöttisch an. »Ihr habt erreicht, was ihr wolltet – jetzt macht das Beste daraus. Einen Haushalt zu führen, verlangt harte Arbeit und viel Überlegung.«

Margery beeilte sich, sich bei ihr zu bedanken und ihr zu versprechen, sie werde ihr Bestes tun. Die alte Frau hörte ihr geduldig zu, aber auf ihren Lippen lag noch immer jenes kühle, irritierende Lächeln, das auch Susanna hatte. »Es ist gut. Nun geh, und auch Daniel soll sich wieder an seine Arbeit machen. Bruder Cadfael ist, wie ich sehe, ganz und gar nicht glücklich darüber, daß ich mich schon wieder so aufgereggt habe. Wenn er mir gleich noch ein Beruhigungsmittel gibt, habe ich das nur euch dreien und eurem Streit zu verdanken.«

Sie waren froh, entlassen zu sein, denn sie hatten noch vieles miteinander zu besprechen. Cadfael sah, wie sich graue Schatten um Julianas Mund ausbreiteten, sobald ihre störrische Selbstbeherrschung nachließ und sie sich in die Kissen sinken ließ. Er füllte einen Becher mit Wasser und schüttete etwas Pulver aus der Rinde von Eichenmistelzweigen hinein. Sie sah ihn über den Becher hinweg an und lächelte säuerlich.

»Nur zu, sprecht es nur aus! Sagt nur, daß wir meiner Enkelin übel mitgespielt haben.«

»Das brauche ich nicht«, sagte Cadfael, der einen Schritt zurückgetreten war, um sie besser ansehen zu können, und feststellte, daß ihre Hände ruhig, ihr Atem gleichmäßig und ihr Gesichtsausdruck so hart wie immer waren, »denn schließlich wißt Ihr es ja selbst.«

»Ja, und es ist zu spät, um daran etwas zu ändern. Aber immerhin habe ich ihr den einen Tag zugestanden, den sie wollte. Selbst den hätte ich ihr verweigern können. Glaubt Ihr, die Schlüssel, die ich ihr vor Jahren gab, wären die einzigen gewesen, die es gibt? Ich lasse mich doch nicht einfach abschieben! Nein, ich kann immer noch überall herumschnüffeln, wenn ich will. Und manchmal tue ich das auch.«

Cadfael war dabei, seine Arzneien wieder in seinen Beutel zu stecken. Er sah auf. »Und wollt Ihr auch Euren Schlüsselbund Daniels Frau übergeben? Wenn Ihr vorgehabt hättet, Zwietracht zu säen, hättet Ihr Eure Schlüssel ja jetzt gleich, vor den Augen Eurer Enkelin, aushändigen können.«

»Die Zeiten, da ich so etwas getan hätte, sind längst vorbei«, sagte Juliana mit plötzlich trauriger Stimme. »Bald wird man mir alle Schlüssel abnehmen, wenn ich sie nicht freiwillig herausgebe. Aber diese werde ich noch ein paar Tage behalten. Ich habe immer noch Verwendung dafür.«

Dies war ihr Haus, ihre Familie. Was immer sich hier zusammenbraute und sich zu entladen drohte – sie war diejenige, die damit fertigwerden mußte. Kein Außenstehender brauchte davon zu wissen.

Gegen Mitte des Morgens, als Susanna und Rannilt beide in der Küche waren und dort gewiß für einige Zeit beschäftigt sein würden und die Männer in der Werkstatt arbeiteten, schickte Juliana Margery, die einzige, die noch im Haus war, zu einem Weinhändler am anderen Ende der Stadt, um einen starken Wein zu holen, den sie mit Vorliebe gewürzt trank. Als sie allein

im Haus war, stand sie, schwer auf ihren Stock gestützt, auf und tastete unter ihren Röcken nach dem kleinen Beutel, in dem sie ihre Schlüssel verwahrte.

Die Tür zu Susannas Zimmer war offen. Von dort führte eine zweite, kleinere Tür auf den Teil des Hofes, der die Küche vom Haus trennte. Juliana konnte undeutlich die Stimmen der beiden Frauen vernehmen. Sie konnte die Worte, die gewechselt wurden, nicht verstehen, aber dem Tonfall konnte sie entnehmen, daß Susanna kühl und kurz angebunden wie immer war, während das Mädchen besorgt und ängstlich klang. Juliana wußte nur zu gut, daß Rannilt vorgestern erst lange nach Einbruch der Dunkelheit und in großer Eile heimgekommen war. Niemand hatte ihr das gesagt, und dennoch wußte sie es. Ihren Augen und Ohren entging nichts, aber sie ersparten ihr auch nichts. Man hatte Susanna übel mitgespielt, und nun war es zu spät, es wiedergutzumachen! Das Mädchen hatte den Streit in der Halle entsetzt belauscht und stand auf der Seite seiner Herrin, die freundlich zu ihm gewesen war. Junge Leute waren immer schnell mit Empörung und Sympathie bei der Hand – den Alten war diese Gnade nicht mehr gegeben.

Die Vorratskammer, in denen die Büschel getrockneter Kräuter, die schweren irdenen Krüge mit Öl, Mehl, Hafergrütze, Trockenobst und Schmalz standen, war nur durch Susannas Zimmer zu betreten. Diese Tür war verschlossen. Juliana steckte den Schlüssel, den Baldwin Peche für sie angefertigt hatte, bevor sie das Original ihrer Enkelin gegeben hatte, in das Schloß, öffnete die Tür und betrat die Kammer, die von tausenderlei Gerüchen erfüllt war.

Sie brauchte kaum länger als zehn Minuten. Als Margery mit dem Wein, der, mit bestimmten Gewürzen versehen, der bevorzugte Schlaftrunk der alten Frau war, zurückkehrte, hatte Juliana die Tür wieder verschlossen und saß zwischen den Kissen in ihrem Winkel bei der Treppe.

»Ich habe diesem Jungen gesagt«, sagte Bruder Anselm, während er mit einer Zärtlichkeit und Sorgfalt, mit der er auch einen verletzten lieben Menschen gepflegt hätte, die Bruchstücke von Liliwins Rebec zusammenfügte, »daß, sollte er die Absicht haben, das Novizengelübde abzulegen, seiner Aufnahme in den Orden nichts entgegenstehen würde. Ein Leben, das der Musik als Gottesdienst gewidmet ist – so begabt, wie er ist, könnte er sich doch gar nichts Besseres wünschen. Und die Welt da draußen würde das Interesse an ihm verlieren und ihn endlich in Frieden lassen.«

Liliwin beugte sich über den kleinen Mörser, in dem er eifrig die Rosinen zerrieb, die der Vorsänger zur Herstellung von Leim brauchte. Er sagte nichts, aber die Röte stieg ihm ins Gesicht. Was man ihm anbot, mochte ein Leben in Sicherheit und Frieden sein, aber es war nicht das Leben, das er wollte. Was auch immer in diesem empfindsamen, verängstigten Kopf vor sich ging – es fand sich dort nicht der Hauch einer Berufung zum klösterlichen Leben. Selbst wenn er der gegenwärtigen Gefahr entging, selbst wenn er Rannilt gewann und sie mit sich nahm, würde er nach einigen weiteren Wechselfällen des Schicksals als kleiner Gauner enden. Und was würde sie dann sein? Seine Komplizin? Oder gar eine gewiegte Taschendiebin, die auf Jahrmärkten ihr Unwesen trieb, um sie beide zu ernähren? Oder, schlimmer noch, seine Ernährerin in einem noch zweifelhafteren Gewerbe? Es geht hier um mehr, dachte Cadfael, der den beiden schweigend bei der Arbeit zusah, als um eine Anklage wegen eines Raubüberfalls. Wenn Liliwin uns schließlich verläßt, muß er besser für das Leben gerüstet sein.

»Er lernt schnell«, sagte Anselm anerkennend, »und ist sehr willig.«

»Daran zweifle ich nicht – vorausgesetzt, es handelt sich um etwas, bei dem er mit dem Herzen dabei ist«, erwiderte Cadfael und grinste, als er den kurzen Seitenblick bemerkte, den Liliwin ihm zuwarf, bevor er sich wieder über seine Arbeit beugte. »Ich fürchte nur, er wird weniger eifrig sein, wenn du versuchst, ihm statt der Neumen Lesen und Schreiben beizubringen.«

»Nein, du irrst dich. Er ist auf beides ganz versessen. Wenn er sich entschließen könnte, ein Jahr bei uns zu bleiben, könnte ich ihm die Grundbegriffe der lateinischen Sprache beibringen.«

Liliwin hielt seinen Kopf gesenkt und schwieg. Er freute sich aus tiefstem Herzen über dieses Lob, denn er war entschlossen, den großzügig angebotenen Unterricht zu nutzen. Er war gerührt über die schlichte Freundlichkeit, die ihm entgegengebracht wurde, und gab sich Mühe, seinen Lehrer nach Möglichkeit nicht zu enttäuschen. Jetzt, da man begann, seinen Beteuerungen Glauben zu schenken, auch wenn seine Unschuld noch lange nicht erwiesen war, fingen diese guten Menschen an. Pläne für seine Zukunft zu schmieden. Aber sein Platz war nicht hier, sondern an der Seite seiner Liebsten, wohin ihre gemeinsame Reise durch diese Welt sie auch führen mochte. Aber vielleicht würde auch das nie Wirklichkeit werden – es bestand immer noch die Möglichkeit, daß die Frist von vierzig Tagen verstrich, ohne daß seine Unschuld bewiesen werden konnte...

Als es zu dunkel geworden war, um die Restaurierung des Instruments fortzusetzen, bat ihn Bruder Anselm, auf dem Harmonium zu spielen und ein Lied zu singen, um Cadfael sein Können vorzuführen. Und als Liliwin vergaß, wo er war, und ein Liebeslied anstimmte, das zwar recht unschuldig war, aber innerhalb dieser Mauern doch etwas unangebracht zu sein schien, da verzog Anselm keine Miene, sondern pries die Melodie und die Verse, vor allem aber die Melodie, die er schnell niederschrieb, um daraus einen Choral zur größeren Ehre Gottes zu machen.

Die Vesperglocke beendete die Musikstunde. Liliwin stellte das Harmonium schnell und vorsichtig an seinen Platz und hielt Cadfael am Ärmel fest.

»Habt Ihr sie gesehen? Hat sie durch meine Schuld Schwierigkeiten bekommen?«

»Ja, ich habe sie gesehen, heute morgen. Sie hat ein Kleid ausgebessert, und ich hatte den Eindruck, es geht ihr sehr gut.

Ich glaube nicht, daß man sie gescholten hat. Gestern, habe ich gehört, hat sie bei der Arbeit gesungen.«

Mit einem Seufzer der Erleichterung und einem geflüsterten Dank für diese gute Nachricht ließ Liliwin ihn los. Cadfael begab sich zum Vespergottesdienst, wohl wissend, daß er ihm nur die angenehmere Hälfte der Wahrheit gesagt hatte. Er fragte sich, ob Rannilt heute abend nach Singen zumute sein mochte. Sie hatte ja den Streit mitangehört, bei dem Susanna unterlegen war, der sie heimatlos gemacht hatte und sie des einzigen Bereichs beraubt hatte, den ihre geizige Großmutter und ihr Bruder ihr gelassen hatten. Und Susanna war die Herrin, die Rannilt zwar nie viel Wärme gegeben hatte, die sie aber immerhin vor Hunger, Kälte und Schlägen bewahrt und sie vor allem zu jener seltsamen Hochzeit geschickt hatte, die so ketzerischgesegnet worden war und deren Zeugen allein die Heiligen gewesen waren, deren Reliquien nur eine Armlänge vom Brautlager entfernt bewahrt wurden. Morgen würde Susanna die Schlüssel zu ihrem Reich ihrer jüngeren Rivalin übergeben müssen. Das Mädchen aus Wales war ihr treu ergeben und neigte von Natur aus mehr zum Kummer als zur Freude. Nein, bevor der morgige Tag vorüber war, würde Rannilt wohl keine große Lust zum Singen verspüren.

Rannilt saß auf ihrem Strohlager in der Küche, bis alle Lichter im Haus gelöscht waren außer dem einen, dem ihre Aufmerksamkeit galt. In einem sparsamen Haushalt geht man früh zu Bett, um Lampenöl und Feuerholz zu sparen: In der Halle glüht nur noch die Asche des Herdfeuers, und alle Kerzen und Lampen werden gelöscht. Es war kaum dunkel, gerade erst hatte es zur Komplet geläutet, aber die beiden jungen Eheleute, die jetzt unentwegt miteinander turtelten, hatten es recht eilig gehabt, sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen, und die anderen gingen aus Gewohnheit schlafen, wenn es dunkel wurde und standen auf, sobald die Sonne aufging. Nur im Vorratsraum, der ein kleines Fenster zur Küche hatte, brannte noch eine Kerze.

Rannilt hatte sich noch nicht ausgekleidet. Sie hatte die Arme um die Knie geschlagen, um sich zu wärmen, und ließ das Fensterchen der Vorratskammer nicht aus den Augen. Als sie sicher war, daß alle anderen schliefen, erhob sie sich, schlich die wenigen Meter von der Küche zum Wohnhaus über den hartgestampften Lehm Boden des Hofes und legte das Ohr an die schmale Tür, die in Susannas Zimmer führte.

Ihre Herrin war noch wach. Stolz und ohne Unterlaß ging sie zwischen ihrem Zimmer und der Vorratskammer auf und ab. Wie sie es geschworen hatte, legte sie ein Verzeichnis der Vorräte an, entschlossen, über jeden Topf Honig, jedes Gramm Mehl, jeden Tropfen öl Rechenschaft abzulegen. Es schnitt Rannilt tief ins Herz, aber sie hatte zu viel Ehrfurcht vor Susanna und wagte es nicht, einzutreten und ihrem Kummer und ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen.

Die Schritte dort drinnen waren leise, rasch und zielstrebig. Das waren Susannas Bewegungen immer – sie tat alles schnell, aber nicht hastig –, aber jetzt kam es der besorgt lauschenden Rannilt so vor, als komme in der Art und Weise, auf der ihre Herrin hin und her ging und ihre letzten hausfraulichen Pflichten in diesem Haus erfüllte, eine stille Verzweiflung zum Ausdruck. Die Erniedrigung hatte sie tief verletzt, und das mit Recht.

Der schwache Lichtschein, der durch das Fenster der Vorratskammer zu sehen gewesen war, verschwand und tauchte in einem Spalt in dem Fensterladen von Susannas Zimmer wieder auf. Rannilt hörte, wie die Tür zur Vorratskammer geschlossen und der Schlüssel umgedreht wurde. Selbst in dieser letzten Nacht würde Susanna nicht schlafen gehen, ohne zuvor alles ordentlich verschlossen zu haben. Gewiß würde sie nun zu Bett gehen und versuchen zu schlafen.

Das Licht wurde gelöscht. Rannilt lauschte weiter, und einige Augenblicke später hörte sie, wie die Tür zur Halle geöffnet wurde.



Im selben Moment ertönte ein kurzes, scharfes Geräusch, ein unterdrückter Schrei, der kaum hörbar war, in dem aber so viel Wut und Bestürzung mitschwang, daß Rannilt eine Hand auf die Klinke der Tür legte, an die sie sich geschmiegt hatte, halb in dem Wunsch, sich an etwas Festem, Vertrautem festzuhalten, halb aus dem Drang heraus, hineinzugehen und nachzusehen, was der Grund für diesen Schrei der Verzweiflung und des Ärgers gewesen sein mochte. Die Tür gab nach. Undeutlich vernahm sie eine Stimme; sie konnte nicht hören, was sie sagte, aber der barsche Tonfall war unverkennbar der von Frau Juliana. Susanna antwortete ihr mit leiser, verbitterter Stimme. Es war ein leises Murmeln, haßgefüllt, aber so intim wie die Geheimnisse, die Mann und Frau in ihrem Ehebett austauschen.

Zitternd öffnete Rannilt die Tür und tastete sich auf allen vieren auf die Tür zu, die in die Halle führte. Von irgendwo hoch oben in der Halle, wahrscheinlich vom Kopf der Treppe, kam ein schwacher Lichtschimmer. In diesem Haus geschah nichts, ohne daß die alte Frau ihre Nase hineinsteckte und Grund zum Tadel fand. Als sei es noch nicht schlimm genug, daß sie gegen ihre Enkelin Partei ergriffen und sich auf die Seite der Neuen geschlagen hatte!

Susanna hatte die Tür ihres Zimmers hinter sich halb geschlossen und drei oder vier Schritte in die Halle getan, so daß Rannilt nur undeutlich den Umriß ihrer linken Körperhälfte sehen konnte. Immerhin aber konnte sie jetzt verstehen, was gesagt wurde.

»Still, sprich leise!« zischte die alte Frau in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Kein Grund, die anderen zu wecken. Es reicht, daß wir beide noch wach sind.«

Sie stand wahrscheinlich oben an der Treppe, dachte Rannilt, in einer Hand ihre Bettlampe, deren Lichtschein sie mit der anderen abschirmte. Sie wollte die anderen Familienmitglieder nicht wecken.

»Eine von uns beiden ist hier überflüssig!«

»Du arbeitest noch so spät in der Nacht, und ich soll dir nicht helfen? Wie gewissenhaft und sparsam du gewesen bist, wie peinlich genau du Buch geführt hast über deine Vorräte!«

»Werder sie noch Ihr, Großmutter, sollt sagen können, daß ich auch nur über ein Maß Mehl, einen Tropfen Honig keine Rechenschaft abgelegt habe«, erwiderte Susanna mit beißender Verachtung.

»Ich hoffe, du hast die Hafergrütze nicht vergessen!« Von der Treppe her erklang ein leises, fast ein verstohlenes Lachen. »Was für eine bemerkenswerte Haushaltung, mein Kind! Der Topf ist noch mehr als halb voll, und dabei ist es schon nach Ostern! Du hast gut vorgesorgt, das muß man dir lassen.«

»Ich habe es von Euch gelernt, Großmutter.« Susanna hatte einen Schritt auf die Treppe zu gemacht, und Rannilt glaubte erkennen zu können, daß sie jetzt ganz still stand, die alte Frau ansah und ihre bittere Verachtung mit leisen Worten direkt in das alte Gesicht spie, das im flackernden Zwielflicht des Öllämpchens auf sie hinabblickte. Susannas langer Schatten fiel über den Boden und legte sich wie eine Sperre über die Tür zu ihrem Zimmer. Nach seiner Form zu urteilen, hatte Susanna ihren Umhang um sich gerafft, und das war verständlich, denn die Nacht war kühl. »Auf Eure Anweisung, Großmutter«, sagte sie leise und deutlich, »gebe ich die Führung dieses Haushalts auf. Was wollt Ihr nun mit mir anfangen? Habt Ihr schon einen Plan? Wollt Ihr mich vielleicht in ein Kloster stecken?«

Der Schatten bewegte sich plötzlich und wurde größer, als habe sie die Arme ausgebreitet und ihren Umhang weit geöffnet.

Nach dem leisen Wortwechsel war der Schrei, der die Stille zerriß, so schrecklich, daß Rannilt vergaß, wer sie war und was sie getan hatte, und aufsprang, die Tür aufriß und in die Halle stürzte. Frau Juliana stand zusammengekrümmt am Kopf der Treppe. Sie hatte ihre Lampe, aus der Öl tropfte, sinken lassen und griff sich mit ihrer rechten Hand an die Brust. Der Mund, der gerade noch jenen schrecklichen Schrei ausgestoßen hatte, war, ebenso wie die eine Wange, verzerrt. Dies erfaßte Rannilt

mit einem kurzen Blick, bevor Juliana in sich zusammensank, kopfüber die Treppe hinunterstürzte und reglos liegenblieb. Aus der Lampe, die sie fallengelassen hatte, spritzte brennendes Öl auf die Dielen vor Susannas Füßen.

*Donnerstag nacht bis Freitag morgen*

Rannilt sprang hinzu, um die kleine feurige Schlange, die etwas Brennbares erfaßt hatte und ein kleines Flämmchen hatte entstehen lassen, zu ersticken. Ihre tastenden Hände stießen an die harte Kante eines in Stoff eingewickelten Bündels, das an der Wand auf dem Boden stand, und sie löschte einen Funken, der sich im ausgefranstem Ende der Schnur, mit der es umwickelt war, festgesetzt hatte. Einige weitere Funken flogen durch die Luft. Sie erstickte sie mit dem Saum ihres Rockes. Dann war es ganz dunkel. Inzwischen mußten alle im Haus wach geworden sein, und gleich würden sie mit Kerzen und Lampen herbeikommen, aber für einige Augenblicke herrschte absolute Finsternis. Auf allen vieren tastete Rannilt umher und versuchte, die alte Frau zu finden, die irgendwo hier liegen mußte.

»Bleib, wo du bist«, sagte Susanna hinter ihr. »Ich werde Licht machen.«

Schnell und entschlossen wie immer ging sie in ihr Zimmer, wo Feuerstein und Zunder griffbereit neben ihrem Bett lagen. Sie kehrte mit einer Kerze zurück und entzündete die Öllampe, die an einer Halterung an der Wand hing. Rannilt stand auf und eilte zu Juliana, die mit dem Gesicht nach unten am Fuß der Treppe lag. Aber Susanna war schneller da als sie: sie kniete neben ihrer Großmutter und tastete sie ab, um festzustellen, ob irgendwelche Knochen gebrochen waren, bevor sie sie aufhob. Alte Menschen haben spröde Knochen, aber Juliana war nicht schwer gestürzt, sondern eher von Stufe zu Stufe die Treppe hinabgerollt.

Dann waren plötzlich die anderen da und umringten sie. Sie hatten Kerzen in der Hand und riefen Fragen. Daniel und Margery hatten sich eilig einen Umhang umgeworfen, Walter war verschlafen und stieß klagende Laute aus, Iestyn eilte aus

dem Keller die Außentreppe hinauf und stürzte durch die Hintertür in Susannas Zimmer, die Rannilt offen gelassen hatte, hinein. Ein Licht nach dem anderen wurde entzündet – die eiserne Regel, zu sparen wo es nur ging, galt nicht mehr.

Erschreckt und bestürzt redeten sie wirr durcheinander. Die rußenden Kerzen erfüllten die Halle mit Schatten, die um die beiden auf dem Boden knienden Gestalten tanzten. Was war geschehen? Warum der Lärm? Warum lag die alte Frau nicht in ihrem Bett? Woher kam der Brandgeruch? Wie war das gekommen?

Susanna schob einen Arm unter ihre Großmutter, stützte mit der anderen Hand ihren Kopf und drehte sie auf den Rücken. Sie sah auf und warf ihrer klagenden Familie einen kalten Blick zu, und nur Rannilt bemerkte die Verachtung für ihre Verwandten, die darin lag und von der nur die alte Frau ausgenommen war, die Susanna jetzt in ihrem Arm hielt.

»Seid still und macht Euch nützlich. Könnt Ihr nicht sehen? Sie kam mit ihrer Bettlampe, um zu sehen, wie ich zurechtkam, und dann hatte sie einen Anfall wie kürzlich erst und stürzte die Treppe hinunter. Rannilt kann das bestätigen – sie hat es gesehen.«

»Das stimmt«, sagte Rannilt zitternd. »Sie ließ die Lampe sinken, griff sich an die Brust und fiel die Treppe hinunter. Das Öl spritzte umher und fing Feuer. Ich habe es gelöscht...« Sie dachte an die brennende Schnur und richtete ihren Blick auf die Stelle, an der das Bündel, was auch immer darin gewesen war, gelegen hatte, aber es war verschwunden. »Sie ist nicht tot... Seht nur, sie atmet... Hört doch!«

Tatsächlich – Juliana lebte. Als das Stimmengewirr erstarb, konnte man ihre flachen, rasselnden Atemzüge hören. Die eine Seite ihres Gesichtes war angespannt, ihr Mund grotesk verzerrt, und die Augen waren halb geöffnet, so daß man das Weiße sehen konnte. Ihr Körper war auf dieser Seite steif wie ein Brett, und ihre Hand hatte sich verkrampft.

Susanna sah von einem zum anderen und gab ihre Anweisungen. Niemand widersprach ihr. »Vater und Daniel, ihr

tragt sie in ihr Bett. Sie hat sich nichts gebrochen und hat keine Schmerzen. Wir können ihr nichts von ihrer Arznei geben – sie könnte sie gar nicht schlucken. Margery, mach Feuer in dem kleinen Ofen in ihrem Zimmer. Ich werde Wein warm machen, den kann sie trinken, wenn es ihr wieder besser geht – wenn es ihr jemals wieder besser geht.«

Sie sah Iestyn an, der hinter Rannilt im Schatten stand und nicht wußte, was er tun sollte. Ihr Gesicht war so kalt und ausdruckslos, als sei es aus Marmor gehauen, aber ihre Augen blickten entschlossen. »Lauf zum Kloster«, sagte sie. »Bruder Cadfael soll sofort kommen. Manchmal, wenn er Arzneien herstellt, arbeitet er noch um diese Zeit. Aber selbst wenn er schon in seiner Zelle ist, wird der Pförtner ihn holen lassen. Er hat gesagt, er würde kommen, wenn er gebraucht wird. Jetzt wird er gebraucht.«

Schweigend sah Iestyn sie an, wandte sich so leise, wie er gekommen war, um und lief zum Kloster.

Es war noch nicht sehr spät. Gut die Hälfte der Mönche im Dormitorium war noch wach. Die Erinnerung an die Ereignisse der vergangenen Tage war noch so frisch, daß sie Schwierigkeiten hatten, Schlaf zu finden, und sich unruhig auf ihrem Lager hin und her warfen. Bruder Cadfael, der lange aufgeblieben war und in seiner Kräuterküche getrocknete Blüten zerrieben hatte für einen Absud, den er morgen herstellen wollte, war in das Gebet versunken, das er vor dem Schlafengehen sprach, als der Bruder Pförtner in seine Zelle trat. Er stand sogleich auf und ging leise die Nachttreppe hinunter und durch die Kirche, um mit dem Boten, der am Torhaus wartete, zu sprechen.

»Die alte Dame hat wieder einen Anfall gehabt?« Er brauchte nichts aus seiner Küche mitzunehmen – die wirksamsten Arzneien hatte er bereits ins Haus der Aurifabers gebracht, und Susanna kannte ihre Anwendung. Es war nur die Frage, ob sie in diesem Fall überhaupt noch etwas nützen würden. »Wenn es so schlimm um sie steht, sollten wir keine Zeit verlieren.«

Während sie eilig durch die Klostersiedlung und über die Brücke gingen, stellte er Iestyn einige Fragen.

»Warum ist sie um diese Uhrzeit noch aufgewesen? Und wie ist es zu diesem Anfall gekommen?«

Iestyn hielt mit ihm Schritt und antwortete kurz und einsilbig. Er war noch nie einer gewesen, der viele Worte machte. »Frau Susanna war noch auf, um eine Aufstellung der Vorräte zu machen, denn sie muß den Haushalt an Frau Margery übergeben. Wahrscheinlich ist Frau Juliana aufgestanden, um zu sehen, wie sie zurechtkam. Als sie den Anfall hatte, stand sie am Kopf der Treppe und stürzte hinunter.«

»Also hatte sie zuerst den Anfall, und dann fiel sie hinunter?«

»So haben es die Frauen erzählt.«

»Die Frauen?«

»Die Magd war dabei und hat es gesehen.«

»Und wie geht es der alten Dame jetzt? Hat sie sich etwas gebrochen? Kann sie sich bewegen?«

»Frau Susanna sagt, es ist nichts gebrochen, aber die eine Körperhälfte ist ganz steif, und ihr Gesicht ist verzerrt.«

Die Wache am Stadttor ließ sie ein, ohne Fragen zu stellen. Cadfael hatte gelegentlich noch viel später in der Stadt zu tun gehabt, und man kannte ihn. Schweigend gingen sie die steile Hauptstraße hinauf. Die Steigung ließ sie außer Atem geraten.

»Ich habe sie gewarnt«, sagte Cadfael, als sie den Berg hinter sich hatten. »Ihr nächster Anfall würde ihr letzter sein, wenn sie ihren Ärger nicht im Zaum halten würde, habe ich ihr gesagt. Heute morgen schien sie sich und alle anderen gut in der Gewalt zu haben, obwohl erbittert gestritten wurde, aber ich hatte meine Zweifel... Worüber hat sie sich wohl heute nacht so aufgeregt?«

Aber wenn Iestyn auf diese Frage eine Antwort wußte, so behielt er sie für sich. Er war ein schweigsamer Mann, der seine Arbeit tat und sich in nichts einmischte.

Walter wartete ungeduldig, eine Hornlaterne in der Hand, am Durchgang, der auf den Hof führte. Daniel saß in der Halle; er

hatte seinen Umhang um sich geschlagen und schien die verschwenderisch brennenden Kerzen nicht zu bemerken. Erst Walter wurde sich, als er die Ankömmlinge ins Haus begleitet hatte, dieser Verschwendung bewußt und blies zwei oder drei Lichter aus. Der Geruch ihrer glimmenden Dochte erfüllte den Raum.

»Wir haben sie in ihr Bett gelegt«, sagte Daniel. Er war unglücklich und bedrückt über diesen Schicksalsschlag, der ausgerechnet jetzt, da sein Glück vollkommen zu sein schien, über die Familie hereingebrochen war. »Die Frauen sind bei ihr. Geht nur hinauf, Ihr werdet sehnlichst erwartet.« Er folgte Cadfael, denn es zog ihn zu seiner kranken Großmutter, und er würde keine Ruhe finden, bevor diese Krise nicht bewältigt war. An der Tür zum Krankenzimmer aber verharnte er und wagte nicht einzutreten. Iestyn war am Fuß der Treppe stehengeblieben. In all den Jahren, in denen er hier arbeitete, war er wahrscheinlich nie im ersten Stock des Hauses gewesen.

In einem kleinen Holzkohleofen, der auf einem großen Stein stand, brannte ein Feuer, und eine kleine Lampe auf einem Bord an der Wand verbreitete Licht. Die oberen Räume hatten keine Decke – man sah direkt in den Dachstuhl hinein, der, wie auch die Wände, aus dunklem Holz bestand. Margery stand stumm und bleich auf der einen Seite des schmalen Bettes und zog sich eilig in den Schatten zurück, um Platz für Bruder Cadfael zu machen. Auf der anderen Seite stand Susanna aufrecht und reglos. Sie hatte nur kurz den Kopf gewendet, um zu sehen, wer eingetreten war.

Cadfael kniete neben dem Bett nieder. Juliana lebte, und wenn sie auch einen ihrer fünf Sinne verloren hatte, so waren ihr die anderen, wenigstens noch für kurze Zeit, geblieben. Die alten Augen in dem verzerrten Gesicht blickten lebendig, wach und resigniert. Sie sah Cadfael und erkannte ihn. Die Grimasse auf ihrem Gesicht erinnerte entfernt an ihr altes, säuerliches Lächeln. »Schickt Daniel nach einem Priester«, sagte Cadfael nach einem kurzen Blick auf Juliana. Hier war nichts zu beschönigen. »Er wird jetzt dringender gebraucht als ich.« Frau



Juliana würde damit einverstanden sein. Sie wußte, daß sie im Sterben lag.

Er blickte auf und sah Susanna an. Sie war eindeutig diejenige, die die Sache in die Hand genommen hatte; auch wenn sie sich noch so sehr zerfleischten – sie war es, die mit Juliana nicht nur verwandt, sondern ihr auch ebenbürtig war. »Hat sie etwas gesagt?«

»Nein. Kein Wort.« Ja, Susanna sah sogar so aus, wie Juliana vor fünfzig Jahren ausgesehen haben mußte: Eine hübsche, resolute, tatkräftige Frau, die mit einem Mann verheiratet war, der ihr nicht das Wasser reichen konnte. Susannas Stimme war leise, fest und kühl. Sie hatte für ihre sterbende Großmutter getan, was sie konnte, und nun wartete sie darauf, daß diese gelähmten Lippen noch etwas sagten. Sie beugte sich sogar hinunter und wischte den Speichel ab, der aus dem Winkel des verzerrten Mundes lief.

»Ich bin nur ein Mönch – Ihr solltet einen Priester holen. Daß die Klosterbrüder für ihre Seele beten werden, weiß sie.« Das hatte er für Juliana gesagt, um sich davon zu überzeugen, daß in diesem scheinbar toten Körper noch Leben war, und um ihr zu versichern, daß die Spenden an das Kloster, die sie mit so sparsamer Hand gegeben hatte, nicht umsonst gewesen waren. Ihre Augen blitzten auf, sie hatte verstanden. Wo immer sie auch war – sie verstand, was gesagt wurde und was mit ihr geschehen war. Aber sie sagte nichts, sie versuchte nicht einmal zu sprechen.

Margery war dankbar hinausgegangen, um ihren Mann nachdem Priester zu schicken, und kam nicht wieder zurück. Walter war unten, blies Kerzen aus und ärgerte sich darüber, daß einige brennen bleiben mußten. Nur Cadfael und Susanna waren bei Juliana geblieben, um sie im Sterben nicht allein zu lassen.

Die lebendigen Augen in dem toten Gesicht der alten Frau sahen Bruder Cadfael an, ohne ihm aber, so schien es ihm, mehr zu verraten als ihren trotzigen Willen, sich auch weiterhin auf ihre eigene Kraft zu verlassen. War sie nicht immer die

Herrin im Haus gewesen? Und dies war immer noch ihre Familie, in deren Angelegenheiten sich kein Außenstehender einmischen sollte. Wer nicht dazugehörte, sollte sich auch kein Urteil anmaßen. Dieser Mönch, den sie mit der Zeit, trotz aller Unterschiede in ihren Anschauungen, respektieren und schätzen gelernt hatte, hatte Zutritt zu ihr, wenn auch nur so weit, daß er ihr Besitzrecht sehen und anerkennen konnte. Ihre Lippen bewegten sich plötzlich, stießen einen hörbaren Laut aus und sahen aus wie Lippen, die denkwürdige Dinge aussprechen würden. Cadfael brachte sein Ohr dicht an ihren Mund.

Er hörte ein mühsames, unverständliches Gemurmel, und dann: »Ich habe sie erzogen...« Wieder versuchte sie, ihre Gedanken in Worte zu fassen, gab es aber mit einem rasselnden Seufzer auf. Ein Zittern überlief ihren steifen Körper. Die folgenden Worte waren deutlich zu verstehen: »Und trotzdem... hätte ich so gern noch... meinen Urenkel gesehen...«

Cadfael hatte kaum seinen Kopf gehoben, als sie die Augen schloß. Es war deutlich, daß sie sie willentlich, nicht aus Schwäche geschlossen hatte. Bis auf den Priester hatte sie alles hinter sich gebracht.

Selbst als der Priester neben ihrem Bett kniete, sprach sie nicht mehr. Sie folgte seinen Gebeten und bemühte sich, mit Bewegungen ihrer Augenlider zu antworten, als er sie über ihre Sünden und die Festigkeit ihres Glaubens befragte. Wenige Augenblicke, nachdem er ihr die Absolution erteilt hatte, starb sie.

Susanna blieb, ohne ein Wort zu sagen, bis zum Ende bei ihr. Als es vorüber war, beugte sie sich hinunter und küßte die eingefallenen Wangen und die erkaltende Stirn inniger, als es der Brauch verlangte, aber auch dabei blieb ihr Gesicht völlig unbewegt. Danach begleitete sie Bruder Cadfael höflich bis vor die Tür und bedankte sich bei ihm, daß er so rasch gekommen war.

»Ich weiß, daß sie Euch mehr in Anspruch genommen hat, als ihre Spenden gerechtfertigt hätten«, sagte sie mit leiser Ironie und mit einem leichten, bitteren Lächeln.

»Das sagt *Ihr* mir?« erwiderte er und sah, daß sich die Grübchen in ihren Mundwinkeln vertieften. »Ich empfand eine gewisse Hochachtung für sie, fast könnte man es Zuneigung nennen. Nicht daß sie das je von mir gefordert hätte... Und *Ihr*?«

Susanna trat die letzte Stufe hinunter. Neben der Treppe kauerte Rannilt, die fürchtete, im Weg zu sein, aber jederzeit schnell zur Hand sein wollte, an der Mauer. Seit Susanna mit einer Kerze aus ihrem Zimmer gekommen war, wo sie, da sie alle Hände voll zu tun hatte, ihren Umhang abgelegt hatte, war Rannilt in ihrer Nähe geblieben, um ihr helfen zu können.

»Ich bezweifle«, sagte Bruder Cadfael nachdenklich, »daß es in diesem Haus jemanden gibt, der sie auch nur halb so sehr geliebt hat wie *Ihr*.«

»Oder halb so sehr gehaßt«, sagte Susanna und hob ihren Kopf. In ihren grauen Augen blitzte es.

»Liebe und Haß sind oft unzertrennlich«, gab er gelassen zurück. »*Ihr* braucht Euch deswegen nicht zu schämen.«

»Das tue ich auch nicht. Ich muß jetzt wieder zu *ihr*. Das ist meine Aufgabe, und ich werde mich *ihr* nicht entziehen.« Sie sah sich um und sagte sanft: »Rannilt, nimm Meister Walters Laterne und begleite Bruder Cadfael bis zur Straße. Danach kannst du zu Bett gehen – für dich gibt es jetzt hier nichts mehr zu tun.«

»Ich würde lieber aufbleiben und mit Euch die Totenwache halten«, sagte Rannilt schüchtern. »*Ihr* werdet heißes Wasser und Tücher brauchen und jemanden, der Euch hilft, sie aufzurichten, und der Botengänge für Euch macht.« Als ob nicht schon genug auf waren – der Sohn, der Enkel und die Frau des Enkels. Wie sehr mochten sie wohl trauern? Frau Juliana hatte ihre Zeit um einige Jahre überlebt, und nun war ein Mund weniger zu füttern; ganz zu schweigen davon, daß die

Familie nun von ihrer spitzen Zunge und ihren scharfen Augen, denen nichts entging, erlöst war.

»Nun gut«, sagte Susanna und ließ ihren Blick lange auf der kleinen, kindlichen Gestalt ruhen, die im Schatten stand und sie mit großen Augen ansah. Walter hatte alle Kerzen bis auf eine gelöscht, aber unabsichtlich seine Laterne brennen lassen. »Du kannst morgen tagsüber schlafen – bis dahin wirst du dich beruhigt haben und todmüde sein. Komm hinauf, sobald du Bruder Cadfael bis zur Straße gebracht hast. Du und ich, wir werden uns um sie kümmern.«

»Warst du dabei?« fragte Bruder Cadfael leise, während er dem Mädchen durch den dunklen Durchgang folgte. »Hast du gesehen, wie es geschah?«

»Ja, ich konnte nicht schlafen. Ihr wart ja heute morgen dabei, als sich alle gegen sie wandten und selbst die alte Frau sagte, daß sie den Haushalt nicht weiterführen soll... Ihr wißt...«

»Ich weiß, ja. Und sie tat dir leid.«

»Sie... ist nie unfreundlich zu mir gewesen...« Hätte sie sagen können, Susanna sei gütig zu ihr gewesen, wo ihre Kühle dieses Wort doch gar nicht zuließ? »Es war nicht recht von den anderen, sie so hinauszudrängen.«

»Und du hast sie beobachtet und belauscht, weil sie dir leid tat. Dann bist du hineingegangen. Wann war das?«

Sie erzählte es ihm so klar und plastisch, als erlebte sie es noch einmal. Sie erzählte ihm, so gut sie sich erinnern konnte, und das hieß: Wort für Wort, was zwischen Großmutter und Enkelin gesagt worden war, und wie sie den Schrei gehört hatte, der den Anfall der alten Frau angekündigt hatte, in die Halle gestürzt war und gesehen hatte, wie sie keuchte und schwankte und sich ans Herz faßte, die Lampe sinken ließ und schließlich kopfüber die Treppe hinunterstürzte.

»Und es war niemand in ihrer Nähe? Niemand, der sie hätte stoßen oder festhalten können, da oben an der Treppe?«

»Nein, niemand. Und bei ihrem Sturz hat sie die Lampe fallengelassen.« Der kleine, feurige Wurm, der das Ende des Seils erfaßt hatte, schien Rannilt unbedeutend zu sein und mit dem, was geschehen war, nichts zu tun zu haben. »Und dann war es dunkel, und Frau Susanna sagte, ich solle mich nicht vom Fleck rühren, und holte eine Kerze.«

Dann war es also ganz sicher, daß sie gestürzt war. Es hatte sie niemand gestoßen – die einzigen Zeugen hatten unten in der Halle gestanden. Und wenn sie Juliana nicht sofort geholfen und nach ihm geschickt hätten, wäre er niemals rechtzeitig da gewesen, um die alte Dame sterben zu sehen, geschweige denn ihre letzten Worte zu hören. Aber was ließ sich aus ihnen schon schließen! »Ich habe sie erzogen... Und trotzdem hätte ich so gern noch meinen Urenkel gesehen...«

Nun ja, ihr Enkel, der einzige, so hieß es, der ihrer Zuneigung sicher sein konnte, war nun ein verheirateter Mann. Ihr stolzer, unbeugsamer Geist mochte wohl daran gedacht haben, noch eine weitere Generation in ihren Armen zu halten.

»Nein, komm nicht mit auf die Straße, mein Kind. Du wirst im Haus erwartet, und ich kenne den Weg.«

Schüchtern, verwirrt und schweigend ging sie zurück. In Gedanken versunken machte sich Cadfael auf den Rückweg zum Kloster und überlegte, welchen Trost, welche Einsicht er aus den Ereignissen der letzten Stunden gewinnen konnte. Seine Bemühungen brachten nicht viel zutage. Juliana war gestürzt, und niemand war in ihrer Nähe gewesen. Sie hatte zweifellos einen Anfall gehabt, wie schon zweimal zuvor. Außerdem waren heute die Streitigkeiten in der Familie auf eine Art und Weise ausgebrochen, die das Herz der aufbrausenden alten Frau wohl sehr belastet haben mußte. Es war ein Wunder, daß es nicht schon früher zu diesem Anfall gekommen war. Und dennoch wollte es Cadfael nicht in den Kopf, daß dieser Tod nichts mit dem ersten und beide nichts mit dem Verbrechen zu tun haben sollten, dessen Liliwin angeklagt war. Es gab eine Verbindung, es mußte sie geben. Es konnte kein blinder Zufall sein, daß eine wohlhabende Bürgerfamilie so plötzlich einen tragischen Verlust nach dem anderen erlitt. Eine

menschliche Hand hatte die Ereignisse in Gang gesetzt; eine Tat zog andere nach sich, und die Überlegung, wann ihre Energie sich endlich erschöpft haben und diese Ereigniskette ihr Ende erreicht haben würde, raubte Cadfael die halbe Nacht den Schlaf.

Am Kopfende des Totenbettes in Julianas Zimmer leuchtete eine einzige Kerze wie ein feuriges Auge. Mitternacht war bereits vorüber, und die Nacht hing dunkel und still über der Stadt. Zur einen Seite des Bettes saß Susanna, die Hände über ihrem Schoß gefaltet, auf einem Schemel. Sie war jetzt ganz ruhig. Rannilt kauerte am Fußende des Bettes. Sie war sehr müde, wollte sich aber nicht auf ihr ärmliches Lager legen, denn sie war sicher, daß sie nicht würde schlafen können. Die Balken des Dachstuhls über ihnen verloren sich in der Finsternis. Die drei Frauen – die beiden lebenden und die tote – waren in einer engen, stummen Gemeinschaft vereint. Die Welt rückte für einige Stunden von ihnen ab.

Juliana lag ausgestreckt auf dem Rücken. Ihr graues Haar war sorgsam gekämmt, ihr Gesicht nicht verhüllt, und das Laken war unter ihrem Kinn gefaltet. Ihr Gesicht begann sich zu entspannen und nahm einen friedlichen Ausdruck an.

Keine der beiden Frauen, die die Totenwache hielten, hatte etwas gesagt, nachdem sie mit ihrer Arbeit fertig gewesen waren. Susanna hatte Margerys zögerndes Angebot, ihr zu helfen, rundweg ausgeschlagen und keine Schwierigkeiten gehabt, die drei Mitglieder ihrer Familie loszuwerden. Sie waren erleichtert gewesen, sich wieder in ihre Betten legen und alles ihr überlassen zu können. Die Herrin und die Magd hielten allein Wache.

»Ihr friert ja«, sagte Rannilt sehr leise, als sie sah, daß Susanna ein Schauer überlief. »Soll ich Euch Euren Umhang holen? Ihr hattet ihn doch schon im Vorratsraum an, als Ihr auf und ab gegangen seid, und nun sitzen wir hier, und es ist kühler als vorhin. Ich werde hinuntergehen und ihn holen.«

»Nein«, sagte Susanna geistesabwesend. »Es war nur ein Schauer. Mir ist nicht kalt.« Sie wandte den Kopf und sah Rannilt mit einem langen, düsteren Blick an. »Hattest du so viel Mitleid mit mir, daß du meintest, du müßtest mit mir die Nacht durchwachen? Ich hatte das Gefühl, daß du sehr schnell da warst. Hast du alles mitangehört und -gesehen?«

Rannilt erschauerte bei dem Gedanken, daß sie sich um etwas gekümmert hatte, das sie nichts anging, aber Susannas Stimme war gelassen und ihr Gesicht war ruhig. »Nein, ich habe nicht gelauscht, aber manches mußte ich einfach hören. Sie hat Eure Sparsamkeit gelobt. Vielleicht tat es ihr leid... Ich fand es seltsam, daß sie so über Euch dachte und gleichzeitig stolz darauf war, daß der Topf mit Hafergrütze noch halb voll war... Das habe ich gehört. Bestimmt hat es ihr schließlich leid getan, daß man Euch so schlecht behandelt hat. Sie hielt mehr von Euch als von jedem anderen.«

»Sie war im Geist wieder in jener Zeit, wo dieser Haushalt ihr unterstand«, sagte Susanna, »und sie, wie ich bis heute, die ganze Last auf ihren Schultern trug. Die Alten durchleben kurz vor ihrem Tod noch einmal ihre Vergangenheit.« Ihre großen, durchdringenden Augen funkelten im schwachen Licht der Kerze. »Du hast deine Hand verbrannt«, sagte sie. »Das tut mir leid.«

»Es macht nichts«, sagte Rannilt und versteckte ihre Hände rasch in ihrem Schoß. »Ich war ungeschickt. Das Seil hatte Feuer gefangen. Es tut nicht weh.«

»Das Seil...?«

»Mit dem das Bündel verschnürt war, das da lag. Es war an einem Ende ausgefranst und hatte Feuer gefangen.«

»Wie schade!« sagte Susanna und betrachtete einige Augenblicke lang schweigend das Gesicht ihrer toten Großmutter. Das Zucken um ihre Mundwinkel war zu schwach, als daß man es hätte ein Lächeln nennen können. »Du hast also ein Bündel gesehen. Und ich trug meinen Umhang... ja! Dir ist nicht viel entgangen, wenn man bedenkt, wieviel Angst wir dir eingejagt haben müssen.«

Während der langen Stille, die folgte, betrachtete Rannilt ehrfürchtig das Gesicht ihrer Herrin. Sie war gegangen, wo zu gehen sie kein Recht gehabt hatte, und nun fühlte sie sich bei einer Übertretung ertappt, die sie nie beabsichtigt hatte.

»Und jetzt fragst du dich natürlich, was in dem Bündel gewesen und wohin es verschwunden ist, bevor wir die Lichter angezündet haben. Das Bündel und mein Umhang!« Streng und zugleich halb lächelnd blickte Susanna in Rannilts erschrockenes Gesicht. »Es ist ganz natürlich, daß du dich wunderst.«

»Seid Ihr zornig auf mich?« flüsterte Rannilt.

»Nein. Warum sollte ich zornig sein? Ich glaube, du hast manchmal für mich empfunden, wie eine Frau für eine Frau empfindet. Ist es nicht so, Rannilt?«

»Heute morgen...«, begann Rannilt und fürchtete, schon wieder zu weit zu gehen, »da tatet Ihr mir einfach leid...«

»Ich weiß. Du hast selbst gesehen, wie wenig man mich hier achtet.« Vorsichtig tastete sie sich vor, wie eine Frau, die mit einem Kind spricht, aber mit einem Kind, an dessen Zuneigung ihr liegt. »Man hat mich immer schon geringgeschätzt. Meine Mutter ist gestorben, meine Großmutter ist alt geworden, und ich war so lange von Nutzen, bis mein Bruder sich eine Frau nahm. Ja, nicht einen Tag länger. All die Jahre, in denen ich für sie geschuftet habe, waren umsonst, und da stehe ich nun – ohne Mann, ohne Kinder und ohne eine Aufgabe.«

Wieder trat eine Stille ein, denn obgleich Rannilt vor Empörung über diese Ungerechtigkeit zitterte, brachte sie keinen Ton heraus. Ein leichter Luftzug, der durch die Dachbalken des hohen Zimmers fuhr, ließ die Kerze flackern.

»Rannilt«, sagte Susanna ernst, »kannst du ein Geheimnis bewahren?«

»Wenn Ihr es mir anvertraut, werde ich schweigen«, flüsterte Rannilt.

»Wenn du schwörst, keinem etwas davon zu sagen, werde ich dir etwas erzählen, das niemand sonst weiß.«



Gehorsam schwor Rannilt, Schweigen zu bewahren. Sie fühlte sich geschmeichelt, daß ihre Herrin so viel Vertrauen zu ihr hatte.

»Und wirst du mir bei dem, was ich vorhabe, helfen? Deine Hilfe wäre mir willkommen... Ich brauche deine Hilfe!«

»Ich werde für Euch tun, was ich nur kann.« Niemand hatte je Treue von ihr erwartet oder erbeten, niemand hatte je auch nur in Erwägung gezogen, sie könnte vielleicht mehr sein als ein einfaches, dummes, schwaches Ding – kein Wunder, daß sie von ganzem Herzen bereit war, auf Susannas Bitte einzugehen.

»Ich glaube und vertraue dir.« Susanna beugte sich vor, so daß das Licht auf ihr Gesicht fiel. »Mein Bündel und meinen Umhang habe ich in meiner Kammer versteckt, bevor ich mit der Kerze zurückkam. Wenn diese Totenwache nicht wäre, Rannilt, hätte ich heute nacht dieses Haus verlassen, in dem mir jahrelang Unrecht zugefügt wurde. Ich hätte dieser Stadt den Rücken gekehrt, in der ich nicht als ehrenwerte Frau angesehen werde. Heute nacht hat Gott es verhindert. Aber morgen nacht... morgen nacht werde ich gehen! Wenn du mir hilfst, kann ich mehr von meinen Habseligkeiten mitnehmen, als ich allein das erste kurze Stück des Weges tragen kann. Komm näher, mein Kind, und ich werde dir etwas verraten.« Ganz leise flüsterte sie in Rannilts Ohr: »Jenseits des Flusses, beim Stall meines Vaters hinter Frankwell, wartet jemand auf mich, der meinen wahren Wert kennt...«

*Freitag – vom Morgen bis zum späten Abend*

Die Familie saß bedrückt am Frühstückstisch, als Susanna, die Schlüssel an ihrem Gürtel, eintrat. Sie löste die dünne Kette, die den Bund hielt, und legte ihn vor Margery auf den Tisch.

»Diese Schlüssel gehören jetzt dir, Schwägerin, wie du es gewollt hast. Von heute an wirst du diesen Haushalt rühren, und ich werde mich nicht einmischen.«

Sie war blaß und hatte Augenringe von der durchwachten Nacht, aber auch die anderen sahen nicht viel besser aus. Sie alle würden froh sein, wenn sie sich, sobald die Abenddämmerung kam, zu Bett legen konnten, um den versäumten Schlaf aufzuholen.

»Ich werde nachher mit dir in die Küche und die Vorratskammer gehen und dir alles zeigen. Für die Wäsche und den Hausrat trägst du jetzt die Verantwortung. Ich wünsche dir alles Gute«, sagte sie.

Margery war beinahe sprachlos angesichts dieser Großzügigkeit und gab sich, während sie durch ihr neues Reich geführt wurde, große Mühe, sich versöhnlich zu zeigen.

»Und jetzt«, sagte Susanna, nachdem sie sich dieser Pflicht entledigt hatte, »werde ich bei Martin Bellecote einen Sarg für sie in Auftrag geben, und Vater muß mit dem Priester von St. Maria sprechen. Aber danach würde ich, wenn Ihr mich entschuldigt, gern noch etwas schlafen, und das gilt auch für das Mädchen hier, denn keine von uns hat heute nacht ein Auge zugemacht.«

»Ich werde schon allein zurechtkommen«, sagte Margery, »und versuchen, dich heute nicht zu stören. Wenn ich das, was ich für das Mittagessen brauche, jetzt aus der Vorratskammer hole, muß ich später nicht mehr durch dein

Zimmer gehen.« Sie war hin und her gerissen zwischen Triumph und Bescheidenheit. Ein Todesfall im Haus war nichts Schönes, aber die erste tiefe Trauer würde nur einige Tage währen, und dann stand der Verwirklichung ihrer Pläne nichts mehr im Wege. Die alte Frau mit ihren wachsamem Augen, die ihre besten Bemühungen noch immer nicht gut genug gefunden hätte, war tot, diese alternde Jungfer würde ihr gewiß nicht mehr hineinreden, und sie, Margery, würde von nun an die Herrin des Hauses und eines Mannes sein, der nach ihrer Pfeife tanzte.

Bruder Cadfael verbrachte den frühen Nachmittag im Kräutergarten und ging, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, zur Gaye, um zu sehen, welche Fortschritte die Arbeit dort machte. Das Wetter war noch immer sonnig und warm, und die Kinder aus der Stadt und aus der Klostersiedlung, die am Fluß aufwuchsen und fast früher schwimmen als laufen konnten, tummelten sich an den seichten Uferstellen. Die kühneren und kräftigeren unter ihnen trauten sich sogar, bis zur Mitte des Flusses zu schwimmen, wo die Strömung recht stark war. Die Frühlingsflut war vorüber, und der Fluß machte einen ungefährlichen Eindruck, aber die Kinder kannten ihn zu gut, um ihm allzusehr zu vertrauen.

Cadfaels Gedanken beschäftigten sich noch immer mit dem Tod von Frau Juliana. Er ging durch den blühenden Obstgarten und dann weiter flußabwärts, bis er ungefähr gegenüber den Garten jener Bürgerhäuser stand, die an der Straße zur Burg lagen. Die Stadtmauer zog sich auf halber Höhe des Hügels hin. Die Mauerkrone war seit der Belagerung der Stadt vor zwei Jahren an einigen Stellen beschädigt und noch immer nicht ausgebessert. Cadfael konnte zwei kleine, bogenförmige, in unruhigen Zeiten leicht zu verbarrikadierende Türen in der Mauer sehen. Durch eine von ihnen mußte man auf das Grundstück der Aurifabers kommen, aber er wußte nicht, welche es war. Der Abhang unterhalb der Mauer leuchtete in frischem Grün, und die Bäume trugen junge Blätter und weiße Blüten. Die Erlen mit ihren rosigen Blütenkätzchen neigten sich

schlank über das Wasser. Weidenzweige wiegten sich sanft im Wind. Diese Idylle konnte einen vergessen machen, daß ein armer Teufel vom Tod durch Erhängen bedroht und eine einzige Familie innerhalb weniger Tage von mehreren Schicksalsschlägen heimgesucht worden war.

Die Jungen der Klostersiedlung und die aus der Stadt waren seit altersher Rivalen und nahmen den Stolz ihrer Eltern auf ihre Heimat zum Vorwand für kleinere Raufereien. Ihre Wasserspiele uferten manchmal aus, waren aber selten gefährlich, und wenn einer der Jungen zu weit ging, war gewöhnlich ein älterer und besonnenerer zur Stelle, der ihn zurückhielt und das Opfer aus dem Wasser zog. Am gegenüberliegenden Ufer war gerade eine solche Rauferei im Gange. Ein Junge aus der Klostersiedlung war hinübergeschwommen, hatte sich unbemerkt einer Gruppe von Stadtkindern genähert und einen von ihnen untergetaucht. Empört verfolgte ihn die ganze Bande ein Stück weit den Fluß hinunter, bis er sich, auf allen vieren kriechend, auf das grasbewachsene Ufer rettete. Er hatte gewiß kein Recht, dieses Stück Land zu betreten, aber da stand er nun, an einer strategisch günstigen Stelle, und den anderen blieb nichts weiter übrig, als schließlich abzuziehen.

Er schien etwas im seichten Wasser unter den überhängenden Büschen gefunden zu haben, denn er setzte sich und rieb neugierig irgend etwas zwischen seinen Händen. Er war immer noch damit beschäftigt, als ein unbekleideter Junge, der kaum älter war als er, zwischen den Obstbäumen weiter oben am Hang hervorkam, sein Hemd ins Gras fallen ließ und auf den Fluß zuing. Als er den Eindringling sah, blieb er stehen.

Die Entfernung war nicht so groß, daß Cadfael ihn nicht erkannte. Nun wußte er auch, wem dieses Stück Land gehörte. Der Junge war dreizehn Jahre alt, kräftig und gut gebaut – das konnte nur Griffin sein, Baldwin Peches einfältiger Botenjunge, dem man eine Stunde freigegeben hatte, damit er durch die Tür in der Mauer zum Fluß gehen und, wie die anderen Jungen, schwimmen konnte.

Griffin hatte, besser als Cadfael vom anderen Ufer des Flusses aus, gesehen, was für einen Fund der dreiste Eindringling aus der Klostersiedlung gemacht hatte. Er stieß einen empörten Schrei aus, lief auf den fremden Jungen zu und wollte ihm das, was er in der Hand hielt, entreißen. Etwas fiel glitzernd ins Gras, und Griffin stürzte sich darauf wie ein Falke auf seine Beute. Der andere Junge sprang erschrocken auf und wollte es wiederhaben, besann sich aber angesichts der Größe seines Gegners eines Besseren. Es schien ihm nicht viel auszumachen, daß er sein neues Spielzeug verloren hatte. Es gab einen kurzen Wortwechsel, bei dem der Junge aus der Klostersiedlung eine wegwerfende Geste machte, während Griffin langsam und ernst sprach. Der Klang der jungen Stimme war über das Wasser gut zu hören. Der Junge aus der Klostersiedlung rief zum Abschied irgend etwas Beleidigendes, ging rückwärts auf den Fluß zu, sprang hinein und strebte gewandt wie eine Forelle dem heimatischen Ufer zu.

Cadfael ging zu der Stelle, wo der Junge an Land kommen mußte, ließ jedoch das andere Ufer nicht aus den Augen und sah, wie Griffin, anstatt seinen in die Flucht geschlagenen Gegner zu verfolgen, zurückging und seine Trophäe sorgfältig in den Falten des Hemdes barg, das er unter den Büschen abgelegt hatte. Dann ging er zum Ufer, watete ins Wasser und schwamm so gewandt hinaus, daß man sehen konnte, wie vertraut er mit dem Fluß war. Er schwamm noch immer, als der andere Junge sich an Cadfaels Ufer ins Gras fallen ließ, das Wasser aus seinen Haaren schüttelte und die Arme um den Körper schlug. Erwachsene würden frühestens in einem Monat ins Wasser gehen, aber die Jungen hatten so viel Energie, daß ihnen nicht kalt wurde – und man sagt ja ganz richtig: Wo Begeisterung ist, nimmt man Nachteile in Kauf.

»Na, mein kleiner Biber«, sagte Cadfael, der den Jungen sogleich erkannte, »was hast du denn da drüben im Schlamm gefunden? Ich habe dich gesehen, wie du ans Ufer gekrochen bist. Da bist du ihnen mit knapper Not entkommen. Du hast dir die falsche Stelle zum Spielen ausgesucht.«

Der Junge war auf die Stelle zugegangen, an der er seine Kleider abgelegt hatte. Er streifte sich sein Hemd über und grinste. »Vor diesen Aufschneidern aus der Stadt habe ich keine Angst. Und vor diesem großen Dummkopf, der beim Schlosser arbeitet, schon gar nicht. Aber von mir aus kann er das Ding behalten. Gehört seinem Meister, sagt er! Ist ja bloß ein kleines, rundes Stückchen Blech, mit einem Mann darauf, der einen Bart hat und eine spitze Mütze trägt. Nichts, wofür es sich lohnt zu kämpfen.«

»Und außerdem ist Griffin stärker als du«, sagte Cadfael unschuldig.

Der Junge machte ein verächtliches Gesicht, streifte die Wassertropfen von seinen Beinen und zog seine Hose an. »Aber er ist langsam und nicht ganz richtig im Kopf. Und was kann das schon gewesen sein, wenn es da zwischen den Kieselsteinen im Wasser lag? Meinetwegen soll er es behalten!«

Damit rannte er zu seinen Freunden. Tief in Gedanken versunken blieb Cadfael zurück. Ein Junge, der sich auf allen vieren vor seinen Verfolgern an Land rettete, hatte an einer seichten Stelle des Flusses eine Münze gefunden. Daran war eigentlich nichts Besonderes. Im Severn konnte man alle möglichen Dinge finden, Seltsameres als eine verlorene Münze. Das Bemerkenswerte war nur, daß dieses Geldstück ausgerechnet an dieser Stelle aufgetaucht war. Im Haus der Aurifabers hatten sich so viele merkwürdige Vorfälle ereignet, daß man einen solchen Fund nicht als normal oder zufällig abtun konnte. Welche Schlüsse man aber aus diesen Ereignissen, die scheinbar nichts miteinander zu tun hatten, ziehen sollte, wußte Cadfael bis jetzt auch nicht.

Er begab sich wieder zu seinen Setzlingen – wenigstens sie umgab kein Geheimnis – und arbeitete den Rest des Nachmittags, bis es Zeit wurde, zum Vespergottesdienst ins Kloster zurückzukehren. Bis dahin war es jedoch noch eine gute halbe Stunde, als er vom Fluß her seinen Namen rufen hörte, sich umwandte und sah, daß Madog gegen die Strömung ruderte und auf das Ufer zukam, an dem Cadfael stand. Er

hatte sein kleines Bötchen mit einem Ruderboot vertauscht, das sich, wie Cadfael plötzlich einfiel, hervorragend dazu eignete, einen neugierigen Klosterbruder über den Fluß zu bringen, damit er die Stelle, wo der Junge die so leichtfertig verschmähte Münze gefunden hatte, selbst in Augenschein nehmen konnte.

Madog legte am Ufer an und hielt das Boot mit einem Ruder, das er in den weichen Schlamm gebohrt hatte. »Nun, Bruder Cadfael, die alte Dame ist gestorben, wie ich höre. Diese Familie scheint Schicksalsschläge ja geradezu anzuziehen. Man sagt, Ihr wärt bei ihr gewesen, als sie starb.«

Cadfael bestätigte das. »Wenn jemand mit über achtzig Jahren stirbt, würde ich das allerdings kaum als einen Schicksalsschlag bezeichnen. Aber es stimmt: Sie ist tot. Kurz vor Mitternacht ist sie gestorben.« Ob sie es mit einem Segen oder mit einem Fluch oder in dem grimmigen Bewußtsein getan hatte, daß sie ihre Familie, ob sie sie nun liebte oder nicht, bis zum letzten Atemzug beherrscht und verteidigt hatte, wußte er selbst nicht. Denn sie hätte sprechen können, hatte aber nur das gesagt, was sie für ratsam hielt, und das war nichts gewesen, was zur Klärung beigetragen hatte. Auf den Streit zwischen Margery und Susanna, der doch gewiß bedeutsam gewesen war, war sie jedenfalls mit keinem Wort eingegangen. Über wen ein Urteil gesprochen werden mußte und wer Grund zur Reue hatte, das war allein ihre Sache und ging einen Außenstehenden nichts an. Und doch hatte sie mit voller Absicht jene wenigen, geheimnisvollen Worte gesprochen, und zwar zu ihm, ihrem Gegner, Arzt und Freund – oder war Freund ein zu starkes Wort? Dem Priester hatte sie nur mit Bewegungen ihrer Augen geantwortet, die ja und nein sagten, hatte ihre Sünden bekannt, ihre Reue erklärt und um Absolution gebeten. Aber dabei hatte sie kein Wort gesprochen.

»Sie hat Zwietracht zwischen ihnen gesät«, sagte Madog und machte ein wissendes Gesicht. Auf seinem wettergegerbten Gesicht breitete sich ein schiefes Lächeln aus. »Wann wären sie sich je einmal einig gewesen? Geiz ist eine zerstörerische

Sache, Cadfael, und sie hat sie alle nach ihrem eigenen Bild geformt. Sie alle wollen nur nehmen, aber nicht geben.«

»Ich habe sie alle erzogen«, hatte sie gesagt, als wollte sie damit eine Schuld zugeben, die ihre Augen dem Priester nicht enthüllt hatte.

»Madog«, sagte Cadfael, »rudert mich hinüber zu ihrem Garten an der anderen Seite des Flusses. Ich werde Euch unterwegs erzählen warum. Der Obstgarten dort drüben, unterhalb der Stadtmauer, gehört ihnen. Ich würde mich dort gern ein wenig umsehen.«

»Aber gern!« Madog stieß das Boot noch näher ans Ufer heran. »Ich habe nämlich den ganzen Fluß unterhalb der Schleuse, wo Peche sein Boot aufbewahrte, abgesucht und versucht, jemanden zu finden, der ihn nach Montag morgen noch gesehen hat – ohne Erfolg. Und ich bezweifle, daß Hugh Beringar bei den Leuten, die Peche kannten, und in den Wirtschaften, in denen er Stammgast war, mehr Glück gehabt hat. Also, steigt ein und haltet Euch gut fest! Mit zwei Leuten an Bord wird es etwas ungemütlich werden.«

Cadfael kletterte die Uferböschung hinunter, stieg gewandt in das Boot und setzte sich. Madog stieß ab und lenkte den Bug auf das andere Ufer zu. »Nun? Was interessiert Euch da drüben so?«

Cadfael sagte ihm, was er gesehen hatte, und beim Erzählen fiel ihm auf, daß der Vorfall auch recht unbedeutend gewesen sein könnte. Madog hörte jedoch aufmerksam zu und behielt gleichzeitig den Fluß im Auge, der scheinbar ruhig und ungefährlich dahinfloß. Vor seinem geistigen Auge aber schien er die ganze Familie Aurifaber, von der alten Matriarchin bis zu Daniels junger Frau, heraufzubeschwören.

»Also das war es, was Euch auffiel! Na, was immer es zu bedeuten hat – hier ist die Stelle. Der Bursche aus der Klostersiedlung hat seine Spuren hinterlassen. Der Boden ist ganz feucht, man sieht gut, wo er ans Ufer gekrochen ist.«

Es war ein stiller, fast ein abgeschiedener Ort. Das kleine Ruderboot lag in einer engen, seichten Bucht, wo das Wasser



so ruhig war, daß man die Hand- und Fußabdrücke des Jungen auf dem Grund sehen konnte. Unter seiner rechten Hand, erinnerte Cadfael sich, hatte die Münze gelegen, mit der er aufs Trockene gekrochen war, um sie in aller Ruhe zu untersuchen. Dicht am Wasser wuchsen zu beiden Seiten der Grasfläche, die sich den Hang hinaufzog, Erlen und Weiden. Der Abhang war steil genug, um nach einem Regen schnell zu trocknen, und das Gras wuchs so dicht, daß es ein luftiges Kissen für die trocknende Wäsche bildete. Nur von der anderen Seite des Flusses konnte man diese Stelle einsehen, denn zu ihren beiden Seiten wuchs dichtes Gebüsch. Saubere, weiße Kieselsteine, manche von beachtlicher Größe, die ein Stück vom Ufer entfernt zusammengetragen worden waren, dienten dazu, die Wäschestücke zu beschweren, die hier an schönen Tagen zum Trocknen ausgelegt wurden. Cadfael betrachtete sie und bemerkte einen größeren Stein, der gewiß zur Stadtmauer gehört hatte und nicht vom Wasser poliert war, sondern scharfe Ecken und Kanten besaß. Wahrscheinlich war er aus der Mauerkrone gefallen und diente zum Festmachen von Booten.

»Fällt Euch irgend etwas Besonderes auf?« fragte Madog und stützte sich auf sein Ruder. Griffin war schon längst nicht mehr im Wasser. Er hatte sich abgetrocknet, angezogen und die Münze in die Werkstatt gebracht, die jetzt John Boneth gehörte. Seit langem schon war John der Stellvertreter seines Meisters gewesen, und jetzt hatte er dessen Platz eingenommen.

»Ja, eine ganze Menge!« antwortete Cadfael.

Da waren die Spuren, die die Hände und Füße des Jungen am Ufer hinterlassen hatten. Hier unten hatte er die Münze gefunden, und dort hatte er gesessen, sie abgewischt und betrachtet, bevor Griffin sie ihm abgenommen hatte. Griffin, der sie als die seines Meisters wiedererkannt hatte und der so ehrlich war, wie es nur die Einfältigen sein können. Zu beiden Seiten des Bootes standen dicht beieinander Bäume, und weiter oben am Ufer lag der Haufen schwerer Steine, unter ihnen auch der, der aus der Stadtmauer gefallen war. Im

seichten Wasser unter den überhängenden Ästen der Erlen trieb Wasserhahnenfuß. Aber am auffallendsten war, daß dort, wo das Gras aufhörte, in Reichweite von Cadfaels Hand, drei kleine Pflänzchen mit roten Blüten standen: der Fuchstein, den sie flußabwärts vergeblich gesucht hatten.

Die Kieselsteinhaufen und der große Stein sagten Madog offenbar nichts, aber die kleinen roten Blüten stachen ihm ins Auge. Sein Blick wanderte von ihnen zu Cadfaels Gesicht und dann weiter zu der seichten Stelle am Ufer, in der ein Mann, wenn er nicht bewußtlos war, wohl kaum ertrinken konnte.

»Ist *dies* die Stelle?«

Der zarte, weiße Teppich aus Wasserhahnenfuß unter den Erlenzweigen hob und senkte sich auf dem Wasser. Die Eindrücke, die die Finger des Jungen hinterlassen hatte, füllten sich langsam mit Schlamm. »Hier, auf ihrem eigenen Stück Land?« sagte Madog und schüttelte den Kopf. »Ist das denn möglich? Aber es muß hier gewesen sein – ich habe nirgends eine Stelle gefunden, an der alle drei Pflanzen wachsen.«

»Absolute Sicherheit gibt es nur im Himmel«, sagte Cadfael bedächtig, »aber die Gewißheit, daß der Mord hier geschah, ist so groß, wie sie auf Erden nur sein kann. Vielleicht hatte er den Goldschmied bestohlen, und jemand ist ihm auf die Schliche gekommen. Vielleicht hat er aber auch zuviel über den wahren Räuber herausbekommen und war dumm genug, ihm zu sagen, was er wußte. Nur Gott weiß es! Fahrt mich zurück, Madog. Ich muß mich beeilen, um rechtzeitig zum Vespergottesdienst zu kommen.«

Madog setzte ihn über, ohne ihm weitere Fragen zu stellen, sah ihn aber die ganze Zeit mit seinen scharfsichtigen Augen unter den buschigen Augenbrauen durchdringend an.

»Werdet Ihr jetzt zur Burg gehen und Hugh Beringar davon erzählen?« fragte Cadfael.

»Wahrscheinlich werde ich ihn eher zu Hause aufsuchen. Obwohl ich bezweifle, daß er schon da ist und mich erwartet.«

»Dann erzählt ihm, was wir hier gesehen haben«, sagte Cadfael sehr ernst. »Er soll sich das alles noch einmal selbst

ansehen und seine Schlüsse daraus ziehen. Erzählt ihm von der Münze – denn ich bin sicher, daß es eine war –, die der Junge hier im Wasser gefunden hat, und daß Griffin gesagt hat, sie gehöre seinem Meister. Beringar soll den Jungen selbst danach fragen.«

»Ich werde ihm alles erzählen«, sagte Madog, »auch wenn ich längst nicht alles verstehe.«

»Ich auch nicht. Aber richtet ihm bitte aus, er möge, wenn er dazu Zeit hat, zum Kloster kommen und mit mir sprechen, sobald er sich auf all das einen Reim gemacht hat. Denn auch ich werde mir meine Gedanken machen, und wer weiß – mit Gottes Hilfe wird es mir vielleicht gelingen, noch vor Einbruch der Nacht die Lösung dieses Rätsels zu finden.«

Es war schon spät, als Beringar heimkehrte. Seine Erkundigungen in der Stadt hatten nichts Neues erbracht, wenn man davon absah, daß eines jetzt als sicher gelten konnte: Seit Montag mittag war Baldwin Peche von niemandem mehr gesehen worden. Auch die Nachricht, daß Frau Juliana gestorben war, schien, da sie ja schon so alt gewesen war, keine große Bedeutung zu haben – und doch hatte Hugh Beringar das unbestimmte Gefühl, daß das Schicksal nicht von ungefähr diese Familie so schwer prüfte. Was Madog ihm zu sagen hatte, verstärkte dieses unbestimmte Gefühl ganz erheblich.

»Also ganz in der Nähe seiner Werkstatt? Wie ist das möglich? Und alles beieinander – Erlen, Wasserhahnenfuß, diese roten Blumen...? Alles kehrt zu jenem Haus zurück Wo wir auch anfangen – immer wieder endet unsere Suche dort.«

»Das stimmt«, sagte Madog. »Darüber zerbricht sich auch Bruder Cadfael den Kopf, und er würde sich freuen, wenn Ihr ihn heute abend, auch zu später Stunde noch, besuchen würdet.«

»Das werde ich gerne tun«, sagte Beringar, »denn zur Lösung dieses Rätsels muß man scharfsinniger sein, als ich es bin. Geht Ihr nur nach Hause und ruht Euch aus, Madog! Ihr

seid uns eine große Hilfe gewesen. Ich werde mir Peches Jungen vornehmen und sehen, was ich über diese Münze herausfinden kann, die angeblich seinem Meister gehört hat.«

Zur selben Stunde berichtete Cadfael Abt Radulfus, den er nach dem Essen aufgesucht hatte, über alles, was er bis dahin herausgefunden hatte. Ernst und nachdenklich hörte Radulfus ihm zu.

»Und Ihr habt Hugh Beringar bereits Bescheid gegeben? Glaubt Ihr, daß er sich in dieser Sache mit Euch wird beratschlagen wollen?« Er wußte von der besonderen Freundschaft, die zwischen dem Mönch und dem Stellvertreter des Sheriffs bestand und die begonnen hatte, als er noch gar nicht Abt in Shrewsbury gewesen war. »Nehmt Euch so viel Zeit, wie Ihr wollt, wenn er heute abend kommt. Diese Verbrechen müssen so schnell wie möglich aufgeklärt werden, und ich habe immer mehr den Eindruck, daß unser Gast vielleicht gar nichts mit dieser ganzen Sache zu hin hat. Er genießt hier das Asylrecht, aber draußen geht weiterhin das Böse um. Wenn er tatsächlich unschuldig ist, muß das der Gerechtigkeit halber überall bekanntgemacht werden.«

Die Abenddämmerung senkte sich herab, als Cadfael den Abt verließ. Er hatte noch Zeit genug, gründlich nachzudenken. Wie immer ging er zur Komplet und dann hinaus in den Vorbau der Kirche, wo Liliwin sein Lager bereitete. Der junge Mann war noch hellwach. Mit angezogenen Knien, den Rücken an die Bank gelehnt, saß er im Schatten und sang eine Melodie vor sich hin, die er gemacht hatte und mit der er noch nicht ganz zufrieden war. Als er Cadfael sah, brach er ab und rückte ein Stück zur Seite, um ihm Platz zu machen.

»Eine schöne Melodie«, sagte Cadfael und ließ sich mit einem Seufzer nieder. »Hast du sie gemacht? Du solltest sie lieber für dich behalten, sonst macht Anselm wieder eine Messe daraus.«

»Sie ist noch nicht fertig«, sagte Liliwin. »Mir fehlt noch ein schöner Schluß. Es ist ein Liebeslied für Rannilt.« Er wandte

den Kopf und sah Cadfael ernst an. »Ich liebe sie wirklich. Ich werde lieber hier bleiben und mich aufhängen lassen, als ohne sie zu fliehen.«

»Ich glaube nicht, daß sie sich darüber sehr freuen würde«, sagte Cadfael. »Aber wenn Gott will, wirst du nicht vor diese Wahl gestellt werden.« Obwohl er noch immer Angst hatte, wußte der Junge, daß der Verdacht gegen ihn mit jedem weiteren Tag dahinschwand. »Draußen tut sich etwas, wenn wir auch noch nicht wissen was. Und der Vertreter des Gesetzes ist so vernünftig, sich meiner Meinung über dich anzuschließen.«

»Na ja, vielleicht... Aber was ist, wenn sie herausfinden, daß ich in jener Nacht nicht hier war? Ihr habt mir geglaubt, aber die anderen...« Er sah Bruder Cadfael zweifelnd an, und etwas in dem unverwandten Blick mit dem dieser ihn ansah, ließ ihn bestürzt fragen: »Ihr habt es doch nicht dem Stellvertreter des Sheriffs gesagt? Ihr habt versprochen... um Rannilts willen...«

»Mach dir keine Sorgen – Rannilts guter Name ist bei Hugh Beringar ebenso sicher wie bei mir. Er hat sie nicht einmal als Zeugin vernommen und wird es auch nicht tun, es sei denn, es kommt zu einer Verhandlung. Ob ich es ihm gesagt habe? Ja, das habe ich – aber erst, als er mir zu verstehen gab, daß er bereits die Hälfte erraten hatte. Er erkennt einen, der nicht die Wahrheit sagt, mindestens ebenso schnell wie ich. Glaub nur nicht, daß er das Nein, das er dir aus der Nase gezogen hat, geglaubt hat. Also hat er mich gefragt. Als du die Wahrheit sprachst, fand er dich überzeugender. Und wenn du Zeugen brauchst, die das, was du sagst, bestätigen, so gibt es ja immer noch Rannilt und die Torwachen, die dich ein- und ausgehen sahen. Nein, über das, was du in jener Nacht getan hast, brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ich wollte, ich wüßte über andere Leute ebenso gut Bescheid wie über dich.« Während er nachdachte, spürte er, daß Liliwin ihn gespannt und vertrauensvoll ansah. »Und sonst erinnerst du dich an nichts? Auch die unwichtigste Kleinigkeit, die irgend etwas mit dem Haus zu tun hat, könnte uns weiterhelfen.«

Zögernd erzählte Liliwin ihm noch einmal, wie es dazu gekommen war, daß er im Haus des Goldschmieds seine Künste vorgeführt hatte. Der Wirt einer Wirtschaft, in der er für einen Teller Suppe gespielt und gesungen hatte, hatte ihm von der Hochzeit erzählt, die am nächsten Tag gefeiert werden sollte, und er war voller Hoffnung hingegangen und angestellt worden. Er hatte sein Bestes getan, seinen Lohn zu verdienen, aber man hatte ihn hinausgeworfen und ihn als Dieb und Mörder bis in die Kirche verfolgt. Aber das alles wußte Cadfael doch schon.

»Und wieviel von dem Haus hast du dabei zu sehen bekommen? Als du zum ersten Mal da warst, war es doch heller Tag.«

»Ich ging in die Werkstatt, aber sie schickten mich durch den Durchgang zur Tür, die in die Halle führt. Ich sollte mit den Frauen sprechen. Sie haben mich angestellt, die alte und die junge Frau.«

»Und abends?«

»Sobald ich da war, schickten sie mich in die Küche, wo Rannilt mir etwas zu essen geben sollte. Ich blieb bei ihr, bis sie mir sagen ließen, ich solle kommen und spielen und singen, während sie bei Tisch saßen, und danach spielte ich Tanzmusik und jonglierte... Wie das ausging, wißt Ihr ja.«

»Also hast du von dem Grundstück nicht mehr gesehen als den Durchgang und den Hof. Warst du nie hinten im Garten oder unten am Fluß, jenseits der Mauer?«

Mit Bestimmtheit schüttelte Liliwin den Kopf. »Ich wußte nicht einmal, daß das Grundstück hinter der Mauer noch weitergeht. Das habe ich erst erfahren, als Rannilt mich besuchte. Als ich morgens zur Tür der Halle ging, um mit den Frauen zu sprechen, konnte ich die Mauer sehen, aber ich dachte, daß das Grundstück dort zu Ende sei. Erst Rannilt hat mir gesagt, daß dahinter die Trockenwiese liegt. Es war ja Washtag, und sie hatte die ganze Zeit die Wäsche geschrubbt und gespült. Gegen Mitte des Morgens war sie dann fertig. Meistens muß sie dann auch noch das Essen kochen, ein Auge auf das

Wetter haben und die Wäsche abends wieder hereinholen. Aber an diesem Tag hat Frau Susanna gesagt, daß sie sich um all das kümmern würde, und Rannilt hierher zu mir geschickt. Und das war wirklich sehr gütig von ihr!«

Seltsam, wie Liliwins Beschreibung der Trockenwiese, die er ja nur aus Rannilts Schilderungen kannte, ein klares Bild heraufbeschwor: die sanft abfallende Wiese, die Steine zum Beschweren der Wäschestücke, die Erlen am Flußufer, die Stadtmauer, die die Wiese nach Norden abschirmte, so daß sie nur nach Süden offen war...

»Und ich erinnere mich, daß sie sagte, daß Frau Susannas Rocksaum und Schuhe naß waren, als sie vom Auslegen der Wäsche zurückkam und Rannilt weinen sah. Und trotzdem hat sie sich erst um Rannilt gekümmert... Kümmere dich nicht um meine nassen Schuhe, hat sie gesagt, was ist mit deinen nassen Augen? Das hat Rannilt mir gesagt!«

Die Wäsche war also gegen Mitte des Morgens fertig gewaschen gewesen... Und Baldwin Peche war gegen Mittag des Morgens zuletzt gesehen worden. Er wollte zum Fischen gehen... Cadfael, der tief in Gedanken versunken gewesen war, wurde plötzlich und recht spät die Bedeutung dessen bewußt, was Liliwin gesagt hatte.

»Wie war das? Ihr Rock und ihre Schuhe waren naß?«

»Der Fluß hatte an jenem Tag etwas Hochwasser«, erklärte Liliwin. »Sie war auf dem feuchten Gras ausgerutscht, als sie ein Hemd auf einen Erlenweig hängen wollte.«

Und sie war ruhig wieder ins Haus gegangen und hatte die Magd weggeschickt, damit niemand anderes ging, die Wäsche zu holen. Was für einen Grund sollte man sonst haben, durch die Tür in der Mauer zu gehen? Und erst gestern hatte Rannilt in der Eingangstür gesessen, um besseres Arbeitslicht zu haben. Sie hatte einen Riß in einem Rock geflickt, und das Braun des Saumes war verblaßt gewesen und hatte sich deutlich von der Farbe des Rockes abgehoben...

»Bruder Cadfael«, rief der Bruder Pförtner gedämpft vom Torhaus, »Hugh Beringar ist hier. Er sagt, Ihr würdet ihn erwarten.«

»Das stimmt«, sagte Cadfael und riß sich von seinen Gedanken an die Szene in der Halle des Aurifaber-Hauses los. »Sag ihm, er möge bitte herkommen. Ich glaube, ich habe etwas Wichtiges herausgefunden.«

Der Himmel war klar, und es war noch nicht ganz dunkel. Außerdem kannte sich Hugh Beringar im Kloster aus. Er kam mit raschen Schritten auf sie zu, schien nichts gegen Liliwins Anwesenheit einzuwenden zu haben, setzte sich gleich auf die Bank im Vorbau und zeigte ihnen auf ausgestreckter Hand eine Silbermünze.

»Ich habe sie schon bei besserem Licht untersucht. Es ist ein Silberpenny mit dem Bild des heiligen Edward, dem letzten englischen König vor dem Einfall der Normannen. Ein schönes Stück, und hier in dieser Stadt geprägt. Der Münzer war ein gewisser Godesbrond, und es gibt selbst hier, wo sie hergestellt wurden, nur noch sehr wenige Geldstücke dieser Art. In Aurifabers Aufstellung des Inhaltes seines Geldkastens sind drei verzeichnet. Und diese Münze steckte am Morgen nach dem Diebstahl zwischen den Dauben des Brunneneimers, zusammen mit einem Stück rauhen, blauen Stoff, sagt der Junge, aber er hat sich nichts dabei gedacht. Ich schätze, daß derjenige, der Aurifabers Geldkasten ausgeraubt hat, die ganze Beute in einen Sack aus blauem Stoff gesteckt und ihn in den Brunneneimer gelegt hat – das ließ sich in wenigen Augenblicken bewerkstelligen-, um ihn später, bevor die ersten Frühaufsteher zum Brunnen kommen würden, wieder an sich zu nehmen.«

»Und der, der den Sack aus dem Eimer nahm«, sagte Cadfael, »riß, ohne es zu merken, ein kleines Loch hinein – gerade groß genug, daß eine der kleineren Münzen hindurchpaßte. So könnte es gewesen sein. Und Peches Junge hat dieses Geldstück gefunden.«



»Er war an jenem Morgen der erste, der zum Brunnen kam. Er wollte Wasser holen und fand diese Münze. Er brachte sie zu seinem Meister, der ihn dafür belohnte und ihm einschärfte, keiner Menschenseele zu verraten, was er gefunden hatte. Peché sagte, dieses Geldstück stelle einen großen Wert dar.«

Das konnte gut sein, wenn er dadurch zu dem Schluß gekommen war, daß jemand im Haus der Aurifabers der Dieb sein mußte, jemand, den er als Bezahlung für sein Schweigen um die Hälfte der Beute erpressen konnte. Zum Fischen hatte er gehen wollen! Nach und nach begann Cadfael zu verstehen, was geschehen war. Er vergaß den jungen Mann, der, die Arme um die Knie geschlungen, neben ihm auf der Bank saß und aufmerksam zuhörte. Liliwin verhielt sich so still, daß Hugh Beringar ihn noch kaum bemerkt hatte.

»Ich glaube«, sagte Cadfael bedächtig und vorsichtig, denn auf dem Weg, den er einschlug, mochte es viele Fallgruben geben, »daß er, als er diese Münze sah, wußte oder mit großer Wahrscheinlichkeit sagen konnte, wer der Räuber gewesen war. Von diesem Wissen versprach er sich einigen Gewinn. Wieviel sollte er verlangen? Die Hälfte der Beute? Aber selbst wenn er viel bescheidener gewesen wäre, hätte das keinen Unterschied gemacht, denn die Person, an die er sich wandte, war gewalttätig und kaltblütig genug, sofort zu handeln und keine Zeit mit Verhandlungen zu verlieren. Hört mir zu, Hugh, und erinnert Euch an jene Nacht. Man suchte Meister Walter, fand ihn bewußtlos in der Werkstatt und trug ihn in sein Bett. Und dann rief irgend jemand – keiner weiß mehr, wer es war –, daß dies das Werk des Jongleurs gewesen sein mußte, und die ganze Meute machte sich an die Verfolgung, wie alle, die hier waren, bestätigen können. Wer also blieb dort, um sich um den Bewußtlosen und die alte Frau zu kümmern?«

»Die Frauen«, sagte Beringar.

»Die Frauen. Die Braut blieb oben bei den beiden Opfern. Susanna lief los, um einen Arzt zu holen. Niemand wird das bezweifeln. Aber ist sie gleich zu ihm gelaufen, oder hat sie sich einige Augenblicke Zeit genommen, um erst zum Brunnen zu

gehen und das, was sie dort fand, an einem sichereren Ort zu verstecken?«

Für einige Augenblicke herrschte Schweigen. Sie sahen einander an.

»Ist das möglich?« sagte Beringar entgeistert. »Seine Tochter?«

»Alles ist möglich. Überlegt doch! Der Schlosser hatte den Schlüssel zu diesem Geheimnis in der Hand. Wäre er ehrlich gewesen, dann wäre er sogleich zu Walter oder Daniel gegangen und hätte ihnen gesagt, was er wußte. Das tat er aber nicht, denn er war nicht ehrlich. Er wollte aus dem, was er herausgefunden hatte, einen Gewinn schlagen. Und wenn er die, die er für die Schuldige hielt, erst am Montag aufsuchte, dann darum, weil sich vorher keine Gelegenheit zu einem Gespräch unter vier Augen ergeben hatte. Er wußte so gut wie wir, daß alle Männer Liliwin verfolgt hatten, und daher konnte er sich denken, daß es eine Frau gewesen war, die den Schatz aus dem Brunnen geholt und ihn woanders versteckt hatte, bis etwas Gras über die Sache gewachsen und, mit etwas Glück, ein heimatloser junger Mann als Täter gehenkt worden war. Und wer verwahrte die Schlüssel des Hauses und hatte ungehindert Zugang zu allen Verstecken, die es bieten mochte? Natürlich Susanna. Am Montag bot sich die Gelegenheit, auf die er gewartet hatte: Sie ging mit dem Wäschekorb zur Trockenwiese. Gegen Mittag des Morgens wurde Baldwin Pèche zum letzten Mal gesehen – er verließ seine Werkstatt und sagte, er wolle zum Fischen gehen. Danach wurde er lebend nicht mehr gesehen.«

Liliwin, der bis dahin schweigend in seiner Ecke gesessen hatte, beugte sich plötzlich vor und fiel ihm ins Wort: »Das kann nicht Euer Ernst sein! Sie... sie war die einzige, die einzige, die je gut zu Rannilt gewesen ist. Sie ließ Rannilt zu mir, damit sie mich trösten konnte... Außer Rannilt war sie die einzige, die nicht an meine Schuld geglaubt hat...« Als ihm die Bedeutung seiner Worte bewußt wurde, hielt er inne und seufzte.

»Sie *wußte*, daß du weder ihren Vater niedergeschlagen noch seinen Geldkasten ausgeraubt hast. Sie wußte es nur zu gut! Und sie hatte auch guten Grund, Rannilt wegzuschicken, so daß sie, und nur sie, Gelegenheit hatte, zum Fluß zu gehen, um die Wäsche hereinzuholen, denn zu dieser Zeit war der Erpresser bereits tot.«

»Ich kann nicht glauben«, flüsterte Liliwin erschauernd, »daß sie zu solch einer Tat fähig ist. Eine Frau... und töten?«

»Du unterschätzt Susanna«, sagte Cadfael grimmig. »Auch ihre Familie hat sie unterschätzt. Und Frauen sind schon oft zu Mörderinnen geworden.«

»Nehmen wir also an, daß er ihr zum Fluß gefolgt ist«, sagte Beringar. »Und weiter? Sagt uns, was nach Eurer Meinung dort geschehen ist und wie es zu diesem Mord kam.«

»Wahrscheinlich ging er ihr nach, zeigte ihr die Münze und verlangte einen Teil der Beute für sein Schweigen. Ich glaube, daß er sie am meisten unterschätzt hat. Er hielt sie für eine schwache Frau und erwartete Ausflüchte, Lügen, vielleicht sogar flehentliche Bitten. Er rechnete wohl damit, daß es ihn einige Mühe kosten würde, sie davon zu überzeugen, daß er tatsächlich etwas wußte. Aber er hat sich sehr in ihr getäuscht. Er hatte nicht mit einer Frau gerechnet, die sich jeder Gefahr sofort und ohne Umschweife stellte, einen Entschluß faßte und handelte. Sie beseitigte die Drohung, sobald sie ihr Gesicht zeigte. Ich nehme an, daß sie freundlich mit ihm sprach, während sie die Wäschestücke auslegte, und als er, mit der Münze spielend, am Ufer stand, richtete sie es so ein, daß sie mit einem Stein in der Hand hinter ihm vorbeiging, so daß sie ihn niederschlagen konnte.«

»Fahrt fort«, sagte Beringar. »Das ist erst die halbe Geschichte. Es ist noch mehr als das geschehen.«

»Ich glaube, Ihr wißt bereits, wie es weiterging. Ob der Schlag ihn bewußtlos machte oder nicht – jedenfalls lag er mit dem Gesicht nach unten im seichten Wasser. Wahrscheinlich wartete sie nicht, bis er wieder zu sich kam und versuchte aufzustehen, sondern nutzte ihre Chance. Gerade eben erst

habe ich erfahren, daß ihr Rock und ihre Schuhe naß waren. Ihr erinnert Euch an die Hautabschürfungen und Blutergüsse auf seinem Rücken. Ich stelle mir vor, daß sie, sobald er zusammengebrochen war, auf seinen Rücken stieg und seinen Kopf unter Wasser hielt, bis er tot war.«

Beringar schwieg. Es war Liliwin, der einen leisen Schrei des Entsetzens ausstieß und erschauerte, als sei es plötzlich kalt geworden.

»Dann erwog sie mit kühler Berechnung die Möglichkeit, daß der Fluß die Leiche mit sich nehmen könnte, und sorgte dafür, daß sie dort, unter Wasser, bei den Erlen, blieb, bis sich im Schutz der Dunkelheit eine Gelegenheit bot, sie ins Wasser zu werfen, damit der Eindruck entstand, Peche sei beim Fischen ertrunken. Erinnert Ihr Euch an den tiefen Eindruck auf seiner Schulter? Auf der Trockenwiese liegt ein großer, scharfkantiger Stein, der aus der Stadtmauer gefallen ist. Und was die Münze betrifft, so lag sie unter ihm, und Susanna versuchte nicht, sie zu finden.«

Beringar holte tief Luft. »So könnte es gewesen sein! Aber es war *nicht* sie, die ihrem Vater in die Werkstatt folgte und ihn niederschlug, denn sie ist die einzige, von der wir genau wissen, daß sie während Walters Abwesenheit das Haus nicht verließ. Sie ging erst später hinaus, um nach ihm zu sehen, und dann rief sie gleich um Hilfe. Sie hatte nicht genug Zeit, ihn niederzuschlagen und die Beute zu verstecken. Es mag sein, daß sie den Schatz später aus dem Brunnen geholt hat, aber sie hat ihn gewiß nicht dort versteckt. Wollt Ihr damit sagen, daß zwei Personen an dieser Tat beteiligt waren?«

»Ja, es brauchte zwei, um sie auszuführen: Einer mußte zuschlagen, das Gold an sich nehmen und es verstecken, und der andere mußte die Beute bei Nacht holen und an einen sichereren Ort bringen. Einer hat den Erpresser umgebracht, kaum daß er seine Forderungen gestellt hatte, und der andere mußte die Leiche im Schutz der Dunkelheit beseitigen. Ja, es müssen zwei gewesen sein.«

»Wer ist dann der zweite? Ich halte es für möglich, daß sich Bruder und Schwester, die ja immerhin unter ihren geizigen Verwandten zu leiden hatten, verschworen haben, sich das zu nehmen, was ihnen vorenthalten wurde, und wir wissen auch, daß Daniel in jener Nacht heimlich das Haus verlassen hat. Seine dünne Geschichte von der verheirateten Frau, die er besucht hat, mag zwar glaubwürdig klingen, aber trotzdem habe ich ihn immer noch im Verdacht. Auch oberflächliche Männer können lernen zu lügen.«

»Ich habe Daniel nicht vergessen. Aber Ihr könnt ihn von der Liste der Verdächtigen streichen, denn ihr Bruder wußte wahrscheinlich am allerwenigsten von Susannas Plänen.« Blitzartig fielen Cadfael kleine, unscheinbare, bis dahin unbemerkt gebliebene Dinge ein: Rannilt, wie sie die Worte, die sie gehört hatte, wiederholte, Julianas unwahrscheinliches Lob für die ausgezeichnete Vorratswirtschaft ihrer Enkelin, deren Topf mit Hafergrütze selbst nach Ostern noch halb gefüllt war, und Susannas bittere Frage: »Wo willst du mich nun unterbringen? In einem Nonnenkloster vielleicht?« Und dann hatte die alte Frau aufgeschrien und war die Treppe hinuntergestürzt...

Nein! Er sah jetzt, daß da mehr dahinter gesteckt hatte. Die alte Frau auf der Treppe, die Lampe in ihrer Hand, deren Licht von oben auf Susanna fiel und jede Rundung ihres Körpers hervortreten ließ... Ja! Sie sah Susanna, schrie auf und griff an ihre Brust, und dann entglitt die Lampe ihrer Hand und fiel die Treppe hinunter. Irgendwie hatte sie etwas geahnt und war in der Nacht aus ihrem Zimmer gekommen, um ihre einzige Gegnerin, die einzige, die ihr die Stirn bieten konnte, zur Rede zu stellen. Auch sie mußte den zerrissenen Rock, den ausgebleichten Saum bemerkt und ihre Schlüsse daraus gezogen haben. Und hatte sie nicht gesagt, sie habe noch immer eine Verwendung für den geheimgehaltenen zweiten Schlüsselbund? Ja, und ihre letzten Worte waren gewesen: »Und trotzdem hätte ich so gern noch meinen Urenkel gesehen...« Jetzt verstand er diese Worte besser als damals, als Juliana sie gesprochen hatte.

»Nein, jetzt verstehe ich alles! Nichts hätte sie noch aufhalten können. Der Mann, der ihr bei dem Raub geholfen hat, war kein Verwandter und wäre von der Familie auch nie als Susannas Mann akzeptiert worden. Notgedrungen schmiedeten die beiden Pläne, in einem günstigen Moment von hier zu verschwinden und sich weit von dieser Stadt entfernt niederzulassen. Ihr Vater hatte sie nicht mit einer Mitgift ausgestattet, und so nahm sie sich, auf was sie ein Anrecht zu haben glaubte. Wie auch immer der Name dieses Mannes lauten mag – ich weiß jetzt, was er ist: Er ist ihr Liebhaber. Mehr noch, er ist der Vater ihres Kindes.«

*Freitag nacht*

Noch bevor er den Satz zu Ende gesprochen hatte, war Hugh Beringar aufgesprungen. »Wenn Ihr recht habt, werden sie, nach allem, was geschehen ist, nicht länger zögern. Sie haben schon lange genug gewartet, und dasselbe gilt auch für mich.«

»Ihr geht dorthin? Ich werde Euch begleiten.« Cadfael war etwas beunruhigt wegen Rannilt. Sie hatte in aller Unschuld Dinge ausgesprochen, denen sie keine große Bedeutung beimaß, die einem aufmerksamen Zuhörer aber so manches offenbarten. Es war besser, sie in Sicherheit zu bringen, bevor Susanna in ihr eine Gefahr für ihre Pläne sah. Liliwin schien denselben Gedanken zu haben, denn er eilte Hugh Beringar nach und faßte ihn am Ärmel, bevor er das Kloster verließ.

»Bin ich jetzt frei, Mylord? Muß ich mich nicht mehr hier verstecken? Dann nehmt mich bitte mit! Ich will Rannilt in Sicherheit bringen. Ich will, daß sie bei mir ist. Wenn sie nun Angst bekommen, daß sie zuviel weiß? Wenn sie ihr irgend etwas antun? Ich will sie in Sicherheit bringen, auch wenn ich mich dabei in Gefahr begeben!«

Beringar klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Dann kommt mit! Du bist frei, und ich werde meinen Männern sagen, daß gegen dich kein Verdacht mehr besteht. Morgen soll es die ganze Stadt erfahren.«

Im Haus der Aurifabers brannte kein Licht mehr, als Beringars Unteroffizier an die Tür zur Halle klopfte. Die ganze Familie lag schon im Bett, und es dauerte einige Zeit, bis jemand kam, um zu öffnen. Zweifellos war Frau Juliana inzwischen für die Beerdigung hergerichtet worden.

Es war Margery, die schließlich herunterkam und mit zitternder Stimme durch die geschlossene Tür fragte, wer da

sei und warum man den Schlaf ehrbarer Bürger zu nachtschlafender Zeit störe. Auf Hughs Befehl öffnete sie die Tür und ließ ihn ein. Sie war überrascht, daß Susanna, die ja im Erdgeschoß schlief, nicht schneller zur Stelle gewesen war als sie. Gleich darauf stellte sich jedoch heraus, daß Susanna nicht da war. Ihr Zimmer war leer, das Bett unberührt, und die Truhe, in der sie ihre Kleider aufbewahrt hatte, enthielt nur noch einige abgetragene Kleidungsstücke.

Die Ankunft des stellvertretenden Sheriffs und einiger seiner Offiziere rief bald auch die anderen Bewohner des Hauses herbei. Walter kam mißtrauisch und mit kleinen, verschlafenen Augen die Treppe hinunter, Daniel eilte besorgt an die Seite seiner Frau, und Griffin stand auf der anderen Seite des Hofes und blickte unsicher herüber. Es war eine seltsam kleine und unbeeindruckende Versammlung – die beiden wichtigsten Familienmitglieder fehlten, und der kleine Rest, der sich hier eingefunden hatte, wußte nicht, was tun. Man blickte einander verstört an und sah sich um, als könne Susanna jeden Augenblick in irgendeinem dunklen Winkel der Halle auftauchen.

»Meine Tochter?« krächzte Walter und sah sich hilflos um. »Ist sie denn nicht da? Sie muß doch da sein..., sie ist vorhin wie immer als letzte zu Bett gegangen und hat die Lichter gelöscht. Es ist gewiß noch keine Stunde her. Sie kann doch nicht fort sein!«

Aber sie war fort. Und dasselbe galt auch für Iestyn, wie Cadfael feststellte, nachdem er eine Laterne genommen und die Außentreppe hinunter in den Keller gegangen war. Iestyn, der Waliser, ein Mann ohne Geld, ohne Familie, ohne Ansehen, ein Mann, der nie die Erlaubnis erhalten hätte, die Tochter seines Meisters zu heiraten, selbst jetzt nicht, da sie nicht mehr gebraucht wurde, um dem Goldschmied den Haushalt zu führen, und keinen weiteren Wert besaß.

Das ganze Haus war mit einem gemauerten Gewölbe unterkellert. Einer plötzlichen Eingebung folgend, durchquerte Cadfael den Keller bis zur Vorderseite des Hauses, wo sich eine schmale Treppe mit einer Tür befand, die in die Werkstatt



führte. Als er sie öffnete, sah Cadfael, daß genau gegenüber der Tür Walter Aurifabers Geldkasten stand. Er hatte in jener Nacht keinen Schatten gesehen, kein Geräusch gehört. Nur die Kerze hatte geflackert, als die Tür lautlos geöffnet wurde.

Cadfael ging wieder zurück und stieg die Außentreppe hinauf. Von hier aus waren es nur einige Schritte bis zum Brunnen. Und zu seiner Rechten war die Tür zu Susannas Kammer, durch die der kürzeste Weg von der Halle zur Küche führte. Und wenn es dunkel war, konnte der junge Mann, von allen anderen unbemerkt, in Susannas Zimmer kommen.

Sie waren fort. Gewiß war es ihr Plan gewesen, in der vorherigen Nacht zu fliehen, und sie waren durch Julianas Tod aufgehalten worden. Cadfael kam ein Gedanke. Er betrat Julianas Zimmer durch die Außentür und bat Margery, ihm die Tür der Vorratskammer aufzuschließen. Der große irdene Topf, in dem Susanna die Hafergrütze aufbewahrt hatte, stand in einer Ecke. Cadfael hob den Deckel ab und hielt die Laterne darüber. Der Topf enthielt noch immer eine beachtliche Menge Hafergrütze, genug jedenfalls, um ein recht großes Bündel darin zu verbergen, aber ohne diese Unterlage war er weniger als ein Viertel voll. Mit ihren Schlüsseln war Juliana vor ihm dagewesen, hatte aber das, was sie gefunden hatte, nicht angerührt – wie immer wollte sie das Schicksal ihrer Familie ohne eine Einmischung von außen lenken. Sie hatte alles gewußt und doch nichts gesagt. Und diese bemerkenswerte Frau, die Juliana von allen am ähnlichsten war, hatte bei aller Verzweiflung ihre eiserne Ruhe bewahrt, ihre Großmutter hingebungsvoll gepflegt und war ohne Angst oder Klagen bis zum Ende bei ihr geblieben. Die eine war, im Guten wie im Schlechten, so stark gewesen wie die andere – keine von beiden hatte um Gnade gebeten oder der anderen etwas erspart.

Cadfael legte den Deckel wieder auf den Topf, ging hinaus und verschloß die Tür. In der Halle redeten alle durcheinander und beschworen ihre Unschuld und Ehrbarkeit. Man war entsetzt, daß Susanna im Verdacht stand, ihre eigene Familie beraubt zu haben. Welch ein unerhörtes Verbrechen!

Stammelnd beantwortete Walter Beringars Fragen. Er war außer sich über diesen Verrat, und der Schmerz über den Verlust seines Geldes, das seine eigene Tochter ihm geraubt hatte, schien ihn fast zu überwältigen. Beringar wandte sich Daniel zu.

»Wenn sie eine längere Reise vorhatte, um aus dieser Grafschaft zu fliehen oder sich wenigstens unserem Zugriff zu entziehen, wohin würde sie sich dann zunächst wenden? Auf jeden Fall würden die beiden Pferde brauchen. Habt Ihr Pferde, die sie hätten nehmen können?«

»Nicht hier in der Stadt«, antwortete Daniel, dessen bleiches, verschlafenes Gesicht im Augenblick nicht mehr hübsch, sondern eher tölpelhaft aussah. »Aber jenseits des Flusses haben wir einen Stall und eine Weide. Vater hat dort zwei Pferde stehen.«

»In welcher Richtung? In Frankwell?«

»Hinter Frankwell, an der Straße nach Westen.«

»Diesen Weg werden sie wohl genommen haben«, sagte Cadfael, der gerade eingetreten war, »denn der Geselle ist Waliser, und er hat seine Siebensachen ebenfalls mitgenommen. Sobald er in Wales ist, braucht er, ganz gleich, was er mitgenommen hat, den Sheriff von Shropshire nicht mehr zu fürchten.«

Er hatte kaum ausgesprochen, da widersprach ihm Walter, den schon der Gedanke an eine solche ungleiche Verbindung empörte, bereits heftig. Gleichzeitig stürzte Liliwin in panischem Schrecken vom Hof herein.

»Ich bin in der Küche gewesen – Rannilt ist nicht dort. Ihr Bett ist unberührt, und sie hat all ihre Sachen zurückgelassen...« Es konnte nicht viel sein, aber er kannte den Wert, den ihre paar Habseligkeiten, die sie zurückgelassen hatte, für sie, die fast nichts besaß, haben mußten. »Sie haben sie mitgenommen – sie haben Angst gehabt, daß sie zuviel weiß und sie verraten könnte. Diese Frau hat sie mitgenommen«, schrie er und sah verzweifelt in die Runde.

»Sie ist eine Mörderin und wird wieder morden, wenn sie es für nötig hält. Wohin sind sie geflohen? Ich werde sie verfolgen!«

»Das werden wir alle tun«, sagte Beringar und wandte sich Walter Aurifaber zu. Sollte der Vater nur zittern, aus Liebe oder aus Gier, so wie der Liebende um seine Geliebte zitterte. »Ihr, Sir, werdet uns begleiten. Ihr sagt, sie haben eine Stunde Vorsprung, und sie sind zu Fuß gegangen. Kommt also, wir werden sie zu Pferd verfolgen. Ich habe nach der Burg um Pferde geschickt – sie müßten inzwischen hier sein. Ihr kennt den Weg zu Eurem Stall am besten. Führt uns auf dem schnellsten Weg dorthin!«

Die Nacht war klar und noch jung, und schwache Lichtschimmer gingen von unerwarteten Stellen aus: von der glatten Oberfläche des Flusses, von einer aus hellen Steinen errichteten Hausmauer, einem blühenden Busch oder verstreut unter den Bäumen wachsenden Blumen. Die beiden Frauen waren unbehelligt durch das Waliser Tor und über die Brücke gegangen. Owain Gwynned, der unangefochten über fast ganz Wales herrschte, mischte sich nicht in den englischen Bruderkrieg ein, sondern verfolgte mit erheblicher Gerissenheit lediglich seine eigenen Interessen. Er nahm jeden auf, der vor seinen Feinden auf der Flucht war, und bot jedem seine Freundschaft, der ihm nützliche Informationen verschaffen konnte. Die Grenzen von Shrewsbury bedrohte er nicht – er sicherte sich weit größere Vorteile durch seine Neutralität. Seine eigene Grenze jedoch bewachte er gut. Es war eine günstige Nacht für Flüchtlinge, die auf dem Weg nach Westen waren – sofern sie einige einflußreiche Anführer walischer Stämme kannten.

Sie glitten wie Schatten durch die dunklen Straßen von Frankwell, und danach gingen sie, noch immer in Sichtweite des Flusses, auf einem Feldweg weiter nach Westen. Das kleinere, aber schwerere Bündel trug Susanna. Das große, unförmige, das all ihre guten Kleider enthielt, trugen sie zu zweit zwischen sich. Für eine allein wäre es zu unhandlich gewesen. Wenn ich dich nicht hätte; hatte sie gesagt, müßte ich

die Hälfte meiner Habseligkeiten zurücklassen, und das wäre schade, denn ich werde sie noch brauchen.

»Werdet Ihr heute nacht weit kommen?« fragte Rannilt zögernd, aber voller Hoffnung auf eine bestätigende Antwort.

»Ich hoffe, daß wir dieses Land hinter uns lassen werden, lestyn ist hier ein Niemand, aber in Wales hat er Verwandte und ist ein angesehener Mann. Dort werden wir in Sicherheit sein. Wenn wir uns heute nacht beeilen, wird uns niemand mehr einholen können. Hast du keine Angst, Rannilt, den weiten Weg im Dunkel zu gehen?«

»Nein«, antwortete Rannilt entschlossen, »ich habe keine Angst. Ich will, daß es Euch gut geht und daß Ihr glücklich seid, und ich trage gern Eure Sachen. Ihr sollt nicht als Bettlerin fliehen müssen.«

»Nein«, pflichtete Susanna ihr bei. Ihre Stimme zitterte, als unterdrücke sie ein Lachen. »Ich bin nicht ganz mittellos. Ich habe mir meine Zukunft verdient, oder nicht? Sieh dich um«, sagte sie. »Diese Stadt sieht aus wie ein Maulwurfshügel.« Die Stadt kauerte wie ein geduckter Schatten in der Nacht. Die Stadtmauer, die sich über dem Fluß erhob, war schemenhaft zu erkennen. »Ein letzter Blick zurück«, sagte Susanna. »Es ist nicht mehr weit. Ist die Last zu schwer für dich? Du wirst bald von ihr erlöst sein.«

»Nein, sie ist gar nicht schwer«, sagte Rannilt. »Ich würde noch mehr für Euch tun, wenn ich nur könnte.«

Der Pfad, der sich zwischen den Feldern hindurchschlängelte, war uneben und steinig, aber Susanna kannte ihn gut und schrittsicher aus. Zu ihrer Rechten war das Gelände bewaldet und stieg an. Links erstreckten sich grüne Wiesen bis zum leise dahinmurmelnnden Severn. Vor ihnen ragte schattenhaft ein von Büschen umgebenes Gebäude auf. Nach Norden war es durch Bäume und Unterholz abgeschildert. Die Weide, die zum Stall gehörte, erstreckte sich nach Süden.

»Wir sind da«, sagte Susanna und ging schneller, so daß Rannilt Mühe hatte, mit ihr Schritt zu halten und den Zipfel des großen Bündels, den sie festhielt, nicht loszulassen.

Das dunkel aufragende Gebäude war nicht groß, aber aus soliden Baumstämmen errichtet und hoch genug für einen Heuboden unter dem Dach. Eine weit geöffnete Doppeltür gähnte wie ein schwarzes Loch, aus dem ihnen der Geruch von Pferden, Heu und staubiger Wärme entgegenschlug. Ein Mann, zu erkennen nur an seiner Gestalt, trat heraus. Er hatte angespannt auf die Schritte gelauscht. Sogleich erkannte er Susanna und kam mit ausgebreiteten Armen auf sie zu; sie ließ ihren Zipfel des Bündels los und eilte auf ihn zu. Sie sprachen kein Wort. Rannilt hielt noch immer ihr Ende des Bündels in der Hand und zitterte, als bebe die Erde unter ihr, als sie sich in dieser stummen, leidenschaftlichen Umarmung trafen. Ein einziges Mal wenigstens hatte sie einen kleinen Funken dieser alles verzehrenden Flamme in sich gespürt. Sie schloß die Augen und erschauerte.

Sie trennten sich ebenso abrupt und schweigend, wie sie sich umarmt hatten. Iestyn sah über Susannas Schulter und heftete seine schwarzen Augen auf Rannilt. »Warum hast du das Mädchen mitgebracht? Was sollen wir mit ihr anfangen?«

»Komm hinein«, sagte Susanna, »und ich werde es dir sagen. Hast du die Pferde gesattelt? Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Ich war dabei, als ich euch kommen hörte.« Er nahm das Kleiderbündel und zog sie in die warme Dunkelheit des Stalles. Rannilt folgte ihnen schüchtern. Sie spürte nur zu gut, daß sie den beiden im Weg war. Iestyn schloß die Türen, verriegelte sie aber nicht. »Wer weiß – vielleicht ist am Fluß noch jemand wach. Es braucht uns niemand hier zu sehen.«

Sie hörte und spürte in der Dunkelheit, daß sie sich wieder umarmten und, sei es auch nur für einen kurzen Augenblick, leidenschaftlich zu einer Einheit verschmolzen. Sie wußte, daß diese beiden mit ebensowenig Hoffnung, wenn auch viel öfter, das Lager geteilt hatten wie sie und Liliwin. Die Hintertür zu Susannas Kammer und die nur wenige Schritte entfernte Treppe, die zum Keller hinabführte, fielen ihr wieder ein. Die Versuchung hatte ständig gelockt, aber sie hatten sich nichts anmerken lassen.

»Dieses Mädchen...«, sagte Iestyn leise. »Was hast du mit ihr vor? Warum hast du sie mitgebracht?«

»Sie sieht zuviel«, erwiderte Susanna kurz. »Das dumme Gäschen hat Dinge zu mir gesagt, die besser nicht ausgesprochen worden wären und die nicht für die Ohren anderer bestimmt sind, denn wenn jemand das hört, der mehr Verstand hat als sie, dann kann das auch jetzt noch unser Tod sein. Also habe ich sie mitgebracht. Sie kann mit uns kommen – jedenfalls ein Stück des Weges.«

»Wie meinst du das?« fragte Iestyn nach einem kurzen, erschrockenen Schweigen.

»So wie ich es sage. Jenseits der Grenze gibt es tiefe Wälder und unzugängliche Gebiete. Wer sollte da nach ihr suchen? Sie ist doch nur eine Küchenmagd ohne Familie.« Ihre Stimme klang wie immer so ruhig und vernünftig, daß Rannilt gar nicht begriff, was sie gesagt hatte, und selbst jetzt, da sie über sie sprachen, das Gefühl hatte, einsam und vergessen zu sein.

Ein Pferd stampfte auf und bewegte sich im Dunkeln. Sein massiger Körper strahlte Wärme aus. Langsam waren undeutliche Umrisse zu erkennen; Schatten traten aus tieferen Schatten hervor. Iestyn holte langsam und tief Luft und erschauerte plötzlich. Rannilt spürte es und verstand noch immer nicht.

»Nein!« sagte er kaum hörbar. »Nein, das können wir nicht tun – das werde ich nicht tun! Mein Gott, was hat sie uns denn getan? Ihr geht es doch keinen Deut besser als uns!«

»Du brauchst nichts zu tun«, sagte Susanna einfach. »Überlaß das mir. Es gibt nichts, das ich nicht tun würde, um zu dir zu gehören, um an deiner Seite zu sein. Nachdem, was ich bereits getan habe, gibt es nichts, vor dem ich zurückschrecken würde.«

»Aber nicht das! Kein solches Verbrechen – nicht, wenn du mich liebst! Das andere wurde dir aufgezwungen. Was für ein Verlust war er denn schon? Er war genauso gemein wie deine Familie! Aber nicht dieses Mädchen! Das werde ich nicht zulassen! Und es ist ja auch gar nicht nötig«, sagte er und

verlegte sich vom Befehlen aufs Überreden. »Wir haben die Stadt verlassen und können sie hier zurücklassen und fliehen, du und ich. Alles andere ist doch gleichgültig. Soll sie zurückkehren, wenn es hell ist. Bis dahin werden wir schon in Wales sein und nichts mehr zu befürchten haben. Sie ist doch keine Gefahr für uns. Sie hat uns nie etwas getan und wollte uns auch nie etwas tun.«

»Aber sie *werden* uns verfolgen! Wenn mein Vater je erfährt ... Du kennst ihn! Für mich würde er keinen Finger rühren, aber dies hier...« Sie trat gegen das kleinere Bündel. Es klirrte leise. »Wir könnten durch irgend etwas aufgehalten werden... Es ist besser, sicherzugehen.«

»Nein, nein, nein! Du sollst meine Liebe nicht beflecken. Ich werde es nicht zulassen, daß du dich so veränderst. Ich will dich so, wie du jetzt bist...«

Die Pferde stampften auf und schnaubten. Die Störung zu dieser ungewohnten Stunde machte sie unruhig, aber dennoch waren sie hellwach. Es entstand eine kurze, tiefe Stille, dann tat Susanna einen tiefen Seufzer.

»Wie du willst, wie du befiehlst«, flüsterte sie sanft, »mein Herz, mein Liebster... Ich werde nichts tun, was du nicht willst. Gut, lassen wir sie also hier. Sollen sie uns doch verfolgen! Es gibt nichts, was ich dir abschlagen würde – ich würde sogar mein Leben für dich opfern...«

Was immer zwischen ihnen gestanden hatte – es war überwunden. Hilflos stand Rannilt in einem Winkel des Stalls und versuchte zu verstehen. Sie wünschte sie fort, nach Wales, wo Iestyn kein niederer Handwerkergehilfe, sondern ein angesehener Mann war und wo Susanna eine ehrbare Frau sein konnte, auch wenn sie bisher kaum mehr als ein Dienstmädchen gewesen war – eine Frau, die man übergangen und der man ihre Mitgift und das, was ihr zustand, vorenthalten hatte.

Iestyn hob das Bündel mit den Kleidern auf und befestigte es hinter dem Sattel des einen Pferdes, das unwillig aufstampfte und die Mähne schüttelte. Das andere, schwerere Bündel klirrte

leise, als Susanna es hinter dem Sattel des zweiten Pferdes festband. Die beiden Tiere waren im Dunkeln kaum zu erkennen. Nur hin und wieder sah man das stumpfe Schimmern ihres Felles, aber ihre Wärme, die von ihnen ausging, war zu spüren.

Iestyn stieß die eine Hälfte der Doppeltür auf. Ein Ausschnitt des Himmels wurde sichtbar, heller und blauer als die Schwärze des Stalles. Am Horizont erhob sich ein bleicher Halbmond. Eines der Pferde setzte sich in Bewegung.

Ein kurzer, scharfer Schrei ertönte, so leise und verzweifelt, daß er die Luft wie ein Messer zerschnitt. Die Tür wurde zugeschlagen, und Rannilt hörte, wie die schweren Querbalken hastig vorgelegt wurden. Die Stalltür wurde mit zwei solcher Balken gesichert, und diese waren so stark, daß sie auch heftigen Schlägen standhalten würden.

»Was ist los?« Susannas Stimme klang scharf. Das Pferd, das sie am Zügel hielt, schnaubte, weil es so abrupt angehalten worden war.

»Männer, eine ganze Menge – sie kommen von der Stadt her! Sie führen ihre Pferde am Zügel. Sie kommen hierher – sie wissen, wo wir sind!«

»Wie können sie das wissen?« rief sie.

»Sie wissen es eben. Sie verteilen sich, um uns zu umzingeln. Geh die Leiter hinauf! Nimm sie mit. Sie ist jetzt alles, was wir noch in der Hand haben«, rief er, und seine Stimme klang plötzlich wütend. »Was sonst kann uns jetzt noch vor dem Gericht bewahren?«

Ängstlich, verstört und zitternd stand Rannilt im Dunkel des Stalls. Sie war wie betäubt von dem verwirrenden Stampfen der Hufe, den verschwommenen Gestalten, die sich ziellos hin und her bewegten, den warmen Stallgerüchen, die ihr in die Nase stachen, und dem Schreck, der ihr eine Gänsehaut machte. Die Türen waren verriegelt, und selbst wenn sie die schweren Balken hätte hochheben können, war ihr dieser Fluchtweg versperrt, denn dort stand Iestyn. Immer noch konnte sie nicht glauben, konnte sie nicht begreifen, was mit ihr geschah. Diese



beiden verzweifelten Menschen schienen nichts mit der Susanna und dem Iestyn zu tun zu haben, die sie kannte. Als eine Hand sie am Arm packte und sie zur Rückseite des Stalls zog, leistete sie keinen Widerstand. Was blieb ihr auch anderes übrig? Ihr Fuß schlug an die unterste Sprosse einer Leiter, und die Hand zog sie nach oben. Tief atmend tastete sie sich aufwärts und wurde, kaum daß sie oben angekommen war, kopfüber in einen Heuhaufen geworfen. Staub wirbelte auf, und ein trockener, süßer Duft hüllte sie ein. Undeutlich konnte sie kleine Stücke des Himmels erkennen, der heller war als das dunkle Holz, das sie umgab. Der eine Giebel des Heubodens war mit einer mit Holz vergitterten Öffnung versehen, so daß das Heu belüftet wurde und nicht faulte.

Irgendwo hinter ihr, am anderen Ende des Heubodens, war ein größeres, viereckiges Stück Himmel zu sehen. Das war die Luke über der verbarrikadierten Tür, durch die das Heu auf den Boden geworfen wurde. Rannilt hörte die Leitersprossen knarzen, als Iestyn eilig heraufkletterte. Er rannte zu der Luke und kniete sich daneben nieder, um seine Verfolger, die den Stall umzingelten, zu beobachten. Sie hörte Geräusche und plötzlich verstand sie, was sie da hörte: Fäuste hämmerten an die verriegelte Stalltür.

»Macht auf und kommt heraus, oder wir schlagen die Tür ein! Wir wissen, daß ihr da drin seid, und ihr wißt, warum wir gekommen sind!«

Sie kannte die Stimme nicht. Ein eifriger Unteroffizier war Hugh Beringar und seinen Männern vorausgeeilt, als er hörte, daß die Riegel vorgelegt wurden, und war der erste gewesen, der die Stalltür erreicht hatte. Aber Rannilt verstand, was der Befehl zu bedeuten hatte und in welcher Gefahr sie schwebte.

»Zurück!« rief Iestyn mit lauter, harter Stimme. »Sonst wirst auch du ein Leben auf dem Gewissen haben! Weg von der Tür, wage es nicht, zu nahe zu kommen! Ich kann dich gut sehen. Weiter habe ich dir nichts zu sagen – schick mir deinen Herrn! Sag ihm, daß ich ein Mädchen in meiner Gewalt habe. In meinem Gürtel steckt ein Messer, und sobald einer versucht,

die Tür einzuschlagen, schneide ich ihr die Kehle durch. Und jetzt hol jemanden, mit dem ich verhandeln kann!«

Draußen ertönte ein Befehl, dann herrschte Stille. Rannilt wich so weit wie möglich zur gegenüberliegenden Seite des Heubodens zurück, wo sie den schwachen Schimmer der Sterne durch das hölzerne Gitterwerk sehen konnte. Zwischen ihr und der Leiter, die sie hinaufgeklettert war, stand Susannas stumme, reglose Gestalt und wachte über den einzigen Trumpf, den ihr Geliebter noch in der Hand hielt.

»Was habe ich Euch getan?« fragte Rannilt, und in ihrer Stimme lag weder ein Vorwurf noch Hoffnung.

»Du hast uns verraten«, erwiderte Susanna bitter. »Dein Pech – und unseres.«

»Wollt Ihr mich wirklich umbringen?« Sie fragte es voller Verwunderung – selbst ihre Todesangst war für den Augenblick vergessen.

»Wenn wir müssen.«

»Aber tot kann ich Euch doch nichts mehr nützen«, sagte Rannilt in einem Augenblick vollkommener Klarheit und legte damit den Finger auf den schwächsten Punkt in diesem verzweifelten Plan. »Nur solange ich *lebe*, werdet Ihr Euren Willen durchsetzen können. Wenn Ihr mich tötet, seid Ihr verloren. Und ich glaube nicht, daß Ihr mich töten wollt – was für ein Gewinn wäre das für Euch? *Ich bin Euch zu gar nichts nütze!*«

»Wenn ich das Dach über mir zum Einsturz bringen soll«, sagte Susanna mit kalter Leidenschaft, »werde ich so viele Unschuldige mitnehmen, wie ich kann.«

*Freitag nacht bis Samstag morgen*

Als er Iestyns Forderung hörte, hatte Hugh Beringar seinen Männern sofort befohlen, stehenzubleiben. Diejenigen, die bereits die Stalltür erreicht hatten, beorderte er zurück. Sodann befahl er allen zu schweigen, denn Stille wirkt bedrohlicher als ein Angriff oder lautes Geschrei. Männer, die sich bewegten, waren auszumachen, aber Stille und Reglosigkeit bewirkten, daß man sie nur schemenhaft erkennen konnte. Auf dem flachen Hang hinter dem Stall standen mehrere Büsche und Baumgruppen, die den Männern, die das Gebäude umzingelten, Deckung boten. Sie bildeten einen großen Kreis. Im Schutz der Bäume und Büsche kam der Unteroffizier zu Hugh Beringar, der auf der Wiese vor dem Stall stand, und meldete, das Gebäude sei umstellt.

»Es gibt für sie keine Möglichkeit mehr zu entkommen, es sei denn, sie wüßten, wie man durch eine Mauer kommt, und auch das würde ihnen nichts nützen. Und da er gesagt hat, er habe ein Messer, nehme ich an, daß er keine andere Waffe besitzt. Was sollte ein einfacher Arbeiter schon anderes bei sich tragen als ein Messer für alle Fälle?«

»Und wir haben Bogenschützen«, sagte Beringar nachdenklich, »auch wenn das Schußlicht noch nicht ausreicht. Wartet – nur nichts übereilen! Sie sitzen in der Falle, und *wir* können es uns leisten zu warten, nicht sie. Kein Grund, sie zu irgendwelchen Verzweiflungstaten zu treiben.«

»Aber Rannilt ist dort drinnen! Ihr Leben ist in Gefahr!« flüsterte Liliwin, der zitternd neben Bruder Cadfael stand.

»Sie werden versuchen, sich mit ihr freien Abzug zu erkaufen«, sagte Beringar, »und darum werden sie um so mehr darauf bedacht sein, daß ihr nichts zustößt. Nur im äußersten Notfall werden sie ihr etwas antun, und ich werde mein

möglichstes tun, damit es nicht so weit kommt. Verhalte dich ruhig – wir wollen sehen, ob wir sie ermüden oder zum Aufgeben überreden können. Und Ihr, Alcher, sucht Euch eine Stelle, von wo Ihr einen sicheren Schuß auf die Luke über der Tür tun könnt, und geht dort in Deckung. Legt einen Pfeil ein, falls es zum Schlimmsten kommt. Ich werde versuchen, den Burschen an die Luke zu locken.« Die kleine Ladetür, hinter der Ilestyn kniete und sie beobachtete, war nicht mehr als ein undeutlicher Umriß, noch etwas dunkler als das dunkle Holz des Stalls und der schwarzblaue Himmel, aber wie die große Stalltür ging auch sie nach Osten, und das erste Morgenlicht, mochte es auch noch weit entfernt sein, würde als erstes darauf fallen. »Niemand schießt, bevor ich es befehle. Wir wollen es erst mit Geduld versuchen.« Er ging, ohne die Luke aus den Augen zu lassen, auf den Stall zu und blieb etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt stehen. Liliwin kauerte hinter einem Busch und hielt den Atem an, und Cadfael spürte, daß der schwächliche Körper des Jungen angespannt zitterte wie ein Hund, der an der Leine gehalten wird. Mahnend legte er die Hand auf seinen Arm, wie um ihn daran zu erinnern, daß er nichts Unbedachtes tun dürfe. Aber diese Sorge war unbegründet. Liliwin wandte ihm sein blasses Gesicht zu und nickte. »Ich weiß. Ich vertraue ihm – mir bleibt ja nichts anderes übrig. Er weiß, was er tut.«

Hinter ihnen trat Walter Aurifaber hinter einem Baum von einem Fuß auf den anderen, biß sich voller Verzweiflung über seinen Verlust auf die Fingernägel und führte leise und weinerlich murmelnd Selbstgespräche, die halb aus Gebeten, halb aus Verwünschungen bestanden. Wenigstens war noch nicht alles verloren. Den Übeltätern war die Flucht noch nicht gelungen, und es konnte und durfte nicht geschehen, daß sie den Ring durchbrachen und nach Westen entkamen.

»Ilestyn!« rief Beringar zur Luke hinauf. »Ich bin es, Hugh Beringar, der Stellvertreter des Sheriffs. Ihr kennt mich, Ihr wißt, warum ich hier bin, und Ihr wißt, daß ich gezwungen bin, meine Pflicht zu tun. Meine Männer haben Euch umstellt – ein Fluchtversuch ist daher aussichtslos. Seid vernünftig, kommt

heraus und ergebt Euch, bevor noch Schlimmeres geschieht. Ihr sollt sehen, daß das vor Gericht zu Euren Gunsten sprechen wird. Es ist Eure einzige Chance. Das wißt Ihr, und Ihr solltet einsichtig sein.«

»Nein!« rief Iestyn mit rauher Stimme. »Wir sind nicht so weit gegangen, um uns nun widerstandslos vor Gericht bringen zu lassen. Ich sage Euch noch einmal: Wir haben das Mädchen Rannilt in unserer Gewalt. Ich schwöre, ich werde sie töten, wenn einer Eurer Männer zu nahe kommt. Haltet sie also zurück. Ich meine es ernst.«

»Seht Ihr denn im Umkreis von fünfzig Schritten außer mir noch einen anderen?« Beringars Stimme klang klar, ruhig und gelassen. »Ihr habt also ein Mädchen in Eurer Gewalt. Na und? Sie hat Euch nichts getan. Wenn Ihr ihr etwas zuleide tut, wird Euch das nur einen heißeren Platz in der Hölle einbringen. Wenn Ihr *meine* Kehle durchschneiden könntet, wäre es möglich, daß Euch die Flucht gelingt, aber ihr die Kehle durchzuschneiden, wird Euch weder nützen noch Euch befriedigen. Es paßt auch nicht zu dem, was ich von Euch weiß. Ihr habt bis jetzt keine Blutschuld auf Euch geladen. Warum wollt Ihr jetzt einen Mord begehen?«

»Ihr habt leicht reden«, rief Iestyn bitter, »aber für uns steht alles auf dem Spiel, und wir sehen nicht ein, warum wir nicht die Waffen anwenden sollten, die uns zur Verfügung stehen. Und ich sage Euch: Wenn Ihr mich dazu zwingt, werde ich sie töten, und wenn Ihr dann gewaltsam hier eindringt, werde ich so viele mit ins Grab nehmen, wie ich kann. Aber wenn Ihr Eure wohlklingenden, ach so vernünftigen Worte ernst meint... Ja, Ihr könnt das Mädchen haben, gesund und unbeschädigt – zu einem Preis!«

»Nennt ihn«, rief Beringar.

»Ein Leben gegen ein Leben erscheint mir nur gerecht. Also Rannilts Leben gegen das meiner Frau. Laßt Susanna unbehelligt abziehen, mit ihrem Pferd und allem, was ihr gehört, ohne sie zu verfolgen, und ich werde Euch das Mädchen hinüberschicken, ohne ihm ein Haar zu krümmen.«

»Und es würde Euch genügen, wenn ich Euch zusage, daß Susanna nicht verfolgt wird?« fragte Beringar, der versuchte, wenigstens einen kleinen Vorteil zu erringen.

»Ich kenne Euch als einen Mann, der sein Wort hält.«

Zwei der Anwesenden hatten scharf Luft geholt, als diese Bedingungen genannt wurden, und zwei Stimmen riefen gleichzeitig: »Nein!« Walter, der nur an sein Gold und Silber dachte, rannte einige Schritte auf Beringar zu, bis Cadfael ihn am Arm packte und zurückzog. Er zappelte und stieß empört hervor: »Nein! Einen solchen schändlichen Handel werde ich nicht zulassen! Alles, was *ihr* gehört? Es gehört mir, nicht ihr – sie hat es mir gestohlen! Ihr dürft auf einen solchen Handel nicht eingehen. Soll diese niederträchtige Verbrecherin etwa mit ihrer Beute nach Wales entkommen? Niemals! Ich werde es nicht zulassen!«

In der Luke über der Tür waren undeutlich Bewegungen auszumachen, und dann erklang Susannas schneidende Stimme: »Was, ist mein liebender Vater auch bei Euch? Er will sein Geld und mein Leben, wie das eines jeden, der es wagen sollte, sein Geld anzurühren. Ihr kennt ihn schlecht, wenn Ihr erwartet habt, er würde bereit sein, auch nur einen Penny für das Leben eines Dienstmädchens oder auch das seiner Tochter zu bezahlen. Keine Angst, lieber Vater, ich sage genauso laut nein wie du. Ich werde bei diesem Handel nicht mitmachen. Selbst unter Lebensgefahr werde ich meinen Mann nicht im Stich lassen. Hast du mich verstanden? Meinen Mann, meinen Geliebten, den Vater meines Kindes! Nur unter einer Bedingung würde ich mich von ihm trennen: Gebt Iestyn ein Pferd und laßt ihn unbehelligt in seine Heimat zurückkehren, dann werde ich freiwillig mit Euch gehen – in den Tod oder in ein jämmerliches, armseliges Leben, je nachdem, wie das Gericht entscheidet. *Ich* bin es, die Ihr vor Gericht stellen müßt, nicht er. Ich habe getötet, und ich sage es frei heraus...«

»Sie lügt«, rief Iestyn heiser. »*Ich* bin der Schuldige. Was immer sie getan hat, hat sie nur für mich getan...«

»Still, Geliebter, sie wissen es besser! Sie wissen, wer von uns beiden den Plan geschmiedet und ausgeführt hat. Sollen sie mit mir tun, was sie wollen – dich sollen sie nicht haben!«

»Ach, Liebste, glaubst du denn, daß ich dich alleinlassen würde? Nicht für alle Schätze der Welt...«

Sie schienen über ihren Streit die Verfolger vergessen zu haben. Nichts war zu erkennen außer den erregten Bewegungen schemenhafter Umrisse, die Gesichter und Hände sein mochten – Gesichter, die aneinander gepreßt wurden, Hände, die einander streichelten und liebkosten. Im nächsten Augenblick rief Iestyn: »Halt sie fest! Schnell, beeil dich! Sie will fliehen!« Die beiden fuhren auseinander, und der leise, enttäuschte Schrei, der gleich darauf ertönte, ließ Liliwin erzittern und Cadfaels Arm umklammern.

»Das war Rannilt! O Gott, wenn ich doch nur bei ihr sein könnte...!« Aber das war nur geflüstert, denn er war sich der Spannung bewußt, die bewahrt werden mußte; Rannilts junges Leben und seine eigene Hoffnung auf eine glückliche Zukunft hingen davon ab. Seine Verzweiflung und sein Schmerz waren etwas, das er schweigend ertragen mußte.

»Wenn sie schreien kann«, flüsterte Cadfael ihm ins Ohr, »dann ist sie noch am Leben. Und wenn sie einen Fluchtversuch machen konnte, als sie miteinander beschäftigt waren, dann ist sie unverletzt und nicht gefesselt. Denk daran.«

»Ja, das ist wahr! Und sie hassen sie nicht, sie können sie nicht hassen oder ihr irgend etwas antun...« Und doch hörte er die Wut und den Schmerz aus den beiden trotzigen Stimmen heraus, und er wußte, wie Cadfael wußte, daß diese beiden, wenn man sie zum Äußersten trieb, schreckliche Dinge tun konnten, selbst wenn diese gegen ihre Natur waren. Mehr noch: Er verstand ihr Leid, und es quälte ihn, als erfahre er es am eigenen Leib.

»Ihr habt Euch zu früh gefreut«, rief Iestyn vom Heuboden. »Wir haben sie immer noch in unserer Gewalt. Ich mache Euch einen anderen Vorschlag. Nehmt das Mädchen und das Gold

und Silber, und gebt uns dafür zwei Pferde und eine Nacht Vorsprung!«

Walter Aurifaber stieß einen Laut aus, der Begierde, Hoffnung und gleichzeitig Zweifel ausdrückte, und stürzte aus der Deckung. »Mylord! Mylord, das wäre annehmbar. Wenn sie mir mein Gold zurückerstatten...« Im Vergleich dazu schien ihm an einer Bestrafung nicht viel zu liegen.

»Es ist jemand ermordet worden, und sein Leben kann nicht zurückerstattet werden«, erwiderte Beringar kurz und bedeutete ihm so streng, sich zurückzuziehen, daß der Goldschmied mit gesenktem Kopf wieder in Deckung ging.

»Hört Ihr mich, Iestyn?« rief Beringar und hob seine Augen wieder zu der dunklen Luke. »Ihr mißversteht meine Pflicht. Ich stehe hier als Hüter der königlichen Gesetze, und ich bin bereit, die ganze Nacht hier zu stehen. Denkt noch einmal und gründlicher nach, und stellt Euch. Das ist das beste, was Ihr tun könnt.«

»Ich bin hier. Ich höre Euch. Ich habe meine Meinung nicht geändert«, antwortete Iestyn grimmig von oben. »Wenn Ihr meine Frau und mich haben wollt, dann kommt und holt uns – aber dann werdet Ihr einen Tod auf dem Gewissen haben.«

»Habe ich meine Hand erhoben?« sagte Beringar bedächtig. »Habe ich mein Schwert in der Scheide gelockert? Ihr könnt mich sehen, besser als ich Euch sehen kann. Wir haben noch die ganze Nacht vor uns. Wenn Ihr etwas zu sagen habt, dann sagt es. Ich werde hier sein.«

Für Belagerer wie Belagerte schlich die Nacht mit zermürender Langsamkeit dahin. Meist herrschte Stille, aber wenn sie zulange anhielt, unterbrach Beringar sie, um sicher zu sein, daß Iestyn nicht einschlief. Dabei ging er allerdings vorsichtig zu Werk, denn wenn die Eingeschlossenen glaubten, ein Angriff stehe bevor, mochten sie sich zu einer Verzweiflungstat hinreißen lassen. Im Augenblick konnte man nichts weiter tun, als zu warten und den Gegner zu ermüden. Höchstwahrscheinlich hatten die beiden im Stall nur sehr wenig



Proviand und Wasser. Es war ein Leichtes, ihnen auch den Schlaf zu nehmen. Auch bei einer solchen Taktik bestand die Gefahr einer plötzlichen Verzweiflungstat, die ein Gemetzel nach sich ziehen könnte, aber dies ließ sich vermeiden, wenn man langsam und vorsichtig vorging. Müdigkeit hatte manchmal schon den Willen von Menschen gebrochen, die bereit gewesen waren, jeder Folter zu widerstehen, und Tatenlosigkeit erschöpfte gerade die am meisten, die am entschlossensten waren, etwas zu tun.

»Versucht Ihr Euer Glück«, sagte Beringar eine Weile nach Mitternacht leise zu Cadfael. »Sie können nicht wissen, daß Ihr hier seid – vielleicht findet Ihr eine schwache Stelle.«

In den frühen Morgenstunden, wenn das Herz verzagt ist, kann man Menschen im Handstreich überrumpeln, wie es bei Tag, wenn Körper und Geist hellwach sind, nicht möglich wäre. Cadfaels Stimme, die tiefer und rauher war als die Beringars, verleitete Iestyn dazu, sich unvorsichtig weit aus der Luke zu lehnen, um einen Blick auf diesen neuen Verhandlungspartner zu werfen.

»Wer seid Ihr? Was für einen Trick versucht Ihr jetzt?«

»Keinen Trick, Iestyn. Ich bin Bruder Cadfael aus dem Kloster, derselbe, der manchmal mit Arzneien ins Haus von Meister Aurifaber gekommen ist. Ihr kennt mich, wenn auch vielleicht nicht gut genug, um mir zu trauen. Laßt mich mit Susanna sprechen – sie kennt mich besser.«

Er hatte angenommen, daß sie sich weigern würde, mit ihm zu sprechen oder ihn anzuhören. Wenn sie sich einmal für etwas entschieden hatte, würde sie sich nicht mehr davon abbringen lassen oder es dulden, daß sich ihr jemand in den Weg stellte. Aber sie erschien in der Luke und hörte ihm zu. So war wenigstens ein weiterer Aufschub gewonnen. Cadfael hörte, wie die beiden Liebenden auf dem Heuboden die Plätze tauschten, und diesmal geschah es ohne Berührungen und Liebkosungen, denn dafür bestand keine Notwendigkeit – ob lebend oder tot, sie waren zwei Hälften eines Ganzen. Einer von ihnen, das war nach Iestyns Schrei vorhin klar, mußte die

Gefangene im Auge behalten. Sie hatten sie also nicht gefesselt oder hielten es nicht für nötig. Vielleicht gab es in dem Stall keinen Strick. Man hatte sie mitten in ihrer Flucht gefangengesetzt. War es eine Sünde zu wünschen, sie wären eine Stunde früher losgeritten?

»Susanna, es ist noch nicht zu spät für eine Wiedergutmachung. Ich weiß, wessen Ihr Euch schuldig gemacht habt, und ich werde mich für Euch einsetzen. Aber Mord bleibt Mord. Glaubt nicht, daß Ihr davonkommen werdet. Auch wenn es Euch gelingen sollte, Euch der irdischen Gerichtsbarkeit zu entziehen, so gibt es doch noch eine andere, der ihr verfallen werdet. Es ist besser zu büßen und Frieden zu haben.«

»Was für ein Friede?« Ihre Stimme klang bitter und kalt. »Für mich gibt es keinen Frieden. Ich bin wie ein verkümmerter Baum, dem man die Erde, die er zum Wachsen braucht, vorenthalten hat, und Ihr glaubt, daß ich jetzt, da ich aufgeblüht bin und Frucht trage, auch nur einen winzigen Teil meines Hasses oder meiner Liebe aufgeben werde? Laßt mich, Bruder Cadfael«, fuhr sie mit sanfterer Stimme fort. »Ihr sorgt Euch um meine Seele, während ich mich nur um meinen Körper sorge. Er ist der einzige Himmel, den ich je gekannt habe, und hoffentlich der einzige, den ich je kennenlernen werde.«

»Kommt herunter und bringt Iestyn mit«, sagte Bruder Cadfael einfach, »und ich verspreche Euch vor Gott, daß Eurem Kind jene Sorge zuteil werden soll, auf die jedes menschliche Wesen, das unschuldig in diese Welt hineingeboren wird, ein Recht hat. Ich werde unseren Ehrwürdigen Abt ersuchen, sich dafür einzusetzen.«

Sie lachte. Es war ein frisches, wildes und doch verzweifelteres Lachen. »Dies ist nicht das Kind der Heiligen Mutter Kirche, Bruder Cadfael. Es gehört mir und Iestyn, meinem Mann, und niemand sonst soll es in den Schlaf wiegen oder für es sorgen. Doch ich danke Euch für die Güte, die Ihr meinem Sohn erweisen wollt. Aber wer weiß«, fuhr sie mit bitterem Spott fort, »ob dieses Kind überhaupt gesund und lebend zur Welt kommen wird? Ich bin alt, Bruder Cadfael, vielleicht zu alt, um

einem Kind das Leben zu schenken. Vielleicht wird es sterben, noch bevor ich sterben muß.«

Cadfael gab nicht nach. »Dann laßt es darauf ankommen. Euer ungeborenes Kind gehört ebenso sehr sich selbst wie Euch. Seid gerecht! Warum sollte Euer Sohn für Eure Sünden büßen müssen? Nicht er ist es gewesen, der Baldwin Peches Gesicht unter Wasser gedrückt hat.«

Sie stieß einen schrecklichen, erstickten Schrei aus, als würge sie an ihrem Schmerz und ihrer Wut, aber im nächsten Augenblick war sie wieder so ruhig, entschlossen und unbeirrbar wie zuvor. »Wir drei sind eine Einheit«, sagte sie, »die einzige Dreieinigkeit, die ich jetzt noch anerkenne. Für einen vierten ist kein Platz mehr. Wir schulden keinem Menschen etwas.«

»Ihr vergeßt, daß es eine vierte gibt«, sagte Cadfael mit Nachdruck, »und daß Ihr sie schändlich für Eure Zwecke ausnutzt. Sie gehört nicht zu Euch und hat Euch nie etwas getan. Auch sie ist eine Liebende – ich glaube, Ihr wißt es. Warum wollt Ihr ein anderes Paar, das nicht weniger unglücklich ist als Ihr, ins Unglück stürzen?«

»Warum nicht?« antwortete Susanna. »Ich zerstöre, was ich nur kann. Was bleibt mir denn jetzt noch anderes übrig?«

Cadfael versuchte es weiter, aber nachdem er noch eine Weile auf sie eingeredet hatte, wußte er, daß es ihm nicht gelingen würde, sie zu überreden oder zu versöhnen, und war sich plötzlich sicher, daß sie aufgestanden war und ihm nicht mehr zuhörte und daß es nun Iestyn war, der an der Luke saß. Erdachte nach und beschloß, seine Versuche fortzusetzen. Vielleicht fand er bei Iestyn ein offeneres Ohr. Immerhin war er ja Waliser und trotz der Mühsal, die er hatte auf sich nehmen müssen, weniger verbittert als die Frau; und alle Waliser sind irgendwie Verwandte, auch wenn sie sich hin und wieder die Kehle durchschneiden und ihre kargen und steinigen Äcker in irgendwelchen Stammesfehden mit ihrem Blut tränken. Dennoch wußte er, daß nur wenig Hoffnung bestand. Er hatte bereits mit derjenigen gesprochen, die in diesem Bund die

Stärkere war. Was immer er Iestyn gegenüber vorbrachte, würde sie mit einer Handbewegung beiseite fegen.

Er war erleichtert, wenn auch nicht wirklich froh, als Beringar ihn ablöste.

Zusammengesunken und entmutigt saß er im Gras hinter einigen Büschen, als Liliwin ihn vorsichtig, aber drängend am Ärmel zupfte. »Kommt mit, Bruder Cadfael! Kommt!« Sein Flüstern klang aufgeregt und hoffnungsvoll, und dabei schien es doch nicht mehr viel Hoffnung zu geben.

»Was ist? Wohin?«

»Er hat gesagt, daß es keinen Weg hinaus gibt«, flüsterte Liliwin und zog ihn wieder am Ärmel, »und darum auch keinen anderen Weg hinein, aber das stimmt nicht... Es könnte einen geben. Kommt und seht selbst!«

Cadfael folgte ihm im Schutz der Büsche zu dem Abhang auf der Rückseite des Stalls. Sie standen jetzt etwa auf einer Höhe mit dem Dach und nicht sehr weit davon entfernt. An diesem Giebel, wie auch an dem anderen, wo Iestyn saß, sprang das Dach etwas vor. »Seht Ihr – dort unter dem Dach ist eine etwas hellere Stelle. Dort muß ein Lüftungsgitter sein.«

Im Licht der Sterne konnte Cadfael mit Mühe einen rechteckigen Umriß ausmachen, der wohl, wie Liliwin behauptete, ein Lüftungsgitter sein mochte, der aber, wenn er es richtig schätzte, kaum breiter oder höher war als eine Elle. Die Zwischenräume zwischen den Stäben, die das Auge, kaum daß es sie wahrgenommen hatte, schon wieder verlor, waren gewiß so klein, daß nicht einmal eine Faust hindurchpaßte. Und obwohl das Holz unterhalb des Gitters rau und uneben war, gab es auch da keine Möglichkeit, es zu erreichen, es sei denn, man benutzte eine Leiter oder war so leicht und gewandt wie eine Katze.

»Das da meinst du?« flüsterte Cadfael verwundert. »Mein Sohn, eine Spinne könnte wohl da hineinkriechen, aber nur schwerlich ein Mensch.«

»Aber ich habe die Wand schon untersucht. Es gibt genug Vorsprünge, auf denen man Halt finden kann. Und ich glaube, einer der Stäbe ist schon locker, und die anderen werden auch nachgeben. Wenn man dort hineinkäme, während Ihr sie an der anderen Seite ablenkt... Ich weiß, daß sie dort ist! Ihr habt selbst gehört, wie weit sie laufen mußten, als sie ihre Flucht vereitelt haben.«

Das stimmte. Außerdem würde sie wahrscheinlich so weit wie möglich von Iestyn und Susanna entfernt sitzen.

»Aber, mein Junge, selbst wenn es dir gelingen würde, zwei oder drei der Gitterstäbe zu entfernen – könntest du denn noch mehr tun, ohne daß man dich hört? Ich bezweifle es! Keiner der Männer könnte durch dieses kleine Loch zu ihr gelangen, nicht einmal, wenn wir so viel Zeit hätten, das ganze Gitter zu entfernen.«

»Doch, ich kann! Ihr vergeßt«, flüsterte Liliwin eifrig, »daß ich klein und leicht bin, und außerdem bin ich von Kindesbeinen an Akrobat. Das ist mein Handwerk. Ich kann zu ihr gelangen! Ich komme überall hinauf, wo eine Katze hinaufkommt. Und sie ist sogar noch kleiner als ich, auch wenn sie nicht so gelenkig ist wie ich. Wenn ich ein Seil hätte, könnte ich es dort oben festmachen und in aller Ruhe das Gitter entfernen. Einen Versuch ist es ganz bestimmt wert! Es gibt keine andere Möglichkeit. Ich kann und werde es tun!«

»Warte!« sagte Cadfael. »Bleib hier in der Deckung, während ich Hugh Beringar davon berichte und dir ein Seil hole. Wir werden versuchen, sie abzulenken und an die Luke zu locken. Aber unternimm nichts, bevor ich wieder zurück bin.«

»Das ist nicht verrückter als alles andere, was wir hier tun könnten«, sagte Beringar, als er Cadfael angehört und Liliwins Vorschlag bedacht hatte. »Wenn Ihr ihm vertraut, werde ich es auch tun. Glaubt Ihr wirklich, daß er durch die Gitteröffnung hineinschlüpfen kann? Ist es möglich?«

»Ich habe gesehen, wie er einen Knoten in seinen Körper gemacht hat, auf den eine Schlange stolz sein könnte«, sagte

Cadfael, »und wenn er glaubt, das Loch sei groß genug für ihn, dann meine ich, daß er das besser beurteilen kann als ich. Das ist das, was er gelernt hat, und er ist stolz darauf. Ja, ich vertraue ihm und seiner Kunst.«

»Ich werde ihm ein Seil und einen Meißel bringen lassen, mit dem er die Gitterstäbe lockern kann, aber so lange wird er noch warten müssen. Wir müssen dafür sorgen, daß die beiden wach bleiben und ihre Aufmerksamkeit nicht nachläßt. Notfalls werden wir ein oder zwei Scheinangriffe versuchen – nur dürfen wir sie nicht in Panik bringen. Und er soll noch warten, denn ich glaube, es wäre gut, das erste Tageslicht abzuwarten, damit Alcher die Luke und den, der gerade dort sitzt, gut erkennen kann und sein Pfeil, wenn es sein muß, sein Ziel findet. Wenn wir schon zulassen müssen, daß ein armer, anständiger Kerl sein Leben aufs Spiel setzt, wollen wir ihm wenigstens möglichst viel Hilfe und Unterstützung geben.«

»Es wäre mir lieber«, sagte Cadfael traurig, »wenn das alles ohne Blutvergießen abginge.«

»Mir auch«, pflichtete Beringar ihm grimmig bei, »aber wenn schon Blut fließen muß, dann lieber das der Schuldigen als das der Unschuldigen.«

Das Morgengrauen war noch mehr als eineinhalb Stunden entfernt, als sie Liliwin das Seil brachten. Der Himmel im Osten war nicht mehr schwarz-blau, sondern blau-grün, und ein schmaler, heller Streifen am Horizont ließ die Umrisse des Geländes und der Stadt hervortreten.

»Lieber ein Seil um den Bauch als eins um den Hals«, flüsterte Liliwin, als Cadfael das Seil verknötete.

»Ich sehe, daß dein Mut dich nicht verlassen hat. Gott sei mit euch beiden! Aber selbst wenn du zu ihr gelangst – kann sie das Seil hinunterklettern? Mädchen sind nicht solche Akrobaten wie du.«

»Ich werde aufpassen. Sie ist so leicht und klein, daß sie sich am Seil festhalten und rückwärts die Wand hinunterlaufen kann... Ihr müßt nur die beiden anderen ablenken.«

»Aber laß dir Zeit und gib acht, daß du keinen Lärm machst«, schärfte Cadfael ihm so ängstlich ein, als sei Liliwin sein Sohn, der in die Schlacht zog. »Ich werde für die Verbindung zwischen Hugh Beringar und dir sorgen. Und das Tageslicht nützt uns, nicht ihnen.«

Liliwin schleuderte seine Schuhe von den Füßen. Cadfael sah, daß seine Strümpfe Löcher an den Zehen hatten. Bei dem, was er nun vorhatte, mochte ihm das von Nutzen sein, aber wenn er – falls Gott das wollte, und offenbar wollte er es – wieder in die Welt hinauszu, sollte er besser ausgestattet sein.

Der Junge schlich lautlos den Abhang hinunter zum Stall, tastete mit ausgestreckten Armen nach winzigen Vorsprüngen, die ein schwerer Mann nie in Erwägung gezogen hätte, schob seine Zehen in eine Holzspalte und kletterte gewandt wie ein Eichhörnchen die Wand hinauf.

Cadfael wartete und sah zu, bis Liliwin das Seil an einem Dachbalken festgemacht und den ersten morschen Gitterstab langsam und vorsichtig entfernt hatte. Geräuschlos ließ er das Holzstück in das dichte Gras fallen. Mehr als eine halbe Stunde war vergangen. Hin und wieder hörte man von der anderen Seite des Stalls den Klang erschöpfter Stimmen. Das Gitterwerk war jetzt gut zu sehen. Die Entfernung des einen Stabes hatte eine Öffnung entstehen lassen, die groß genug für eine Katze war, nicht aber für jemanden, der größer und weniger gelenkig war. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber der Himmel färbte sich langsam heller.

Gesichert durch das Seil, die halbnackten Zehen in einen Holzspalt gestemmt, arbeitete Liliwin verbissen weiter. Als er damit begann, den zweiten Gitterstab zu lösen, machte sich Cadfael in weitem Bogen auf den Weg zu Hugh Beringar, um ihm Bericht zu erstatten.

»Weiß der Himmel – es ist unglaublich, aber der Junge weiß, was er tut. Eine Katze schätzt die Größe eines Loches mit Hilfe ihrer Schnurrbarthaare – er hat dafür anscheinend andere Mittel. Ich bin sicher, daß er es schafft. Aber Ihr müßt sie unbedingt an dieser Seite ablenken.«

»Übernehmt Ihr das für eine Weile«, sagte Beringar und trat, ohne die Luke aus den Augen zu lassen, zurück. »Nur für ein paar Augenblicke... Eine neue Stimme wird sie aufhorchen lassen.« Wie zuvor waren Cadfaels Versuche, die beiden dort oben zum Aufgeben zu bewegen, vergeblich. Der Stimme, die ihm antwortete, war die Müdigkeit anzumerken, aber dennoch klang sie trotzig und entschlossen.

»Wir werden nicht von hier weichen«, sagte Cadfael, dessen Sorge um Liliwin und Rannilt größer war als seine eigene Müdigkeit, schließlich, »bis die Körper und Seelen derer, die hier sind, ihren Frieden und ihre Freiheit haben – sei es in dieser Welt oder in einer anderen. Und wer das verhindern will, über dessen Haupt komme, was geschehen muß! Dennoch ist Gottes Gnade unendlich, für die, die sie suchen, und sei es auch noch so spät und noch so zaghaft.«

»Bald wird die Sonne aufgehen«, sagte Beringar im selben Augenblick zu Alcher, dem besten Bogenschützen unter seinen Männern, der seine Position schon lange mit Bedacht gewählt hatte und keine Veranlassung sah, sie zu ändern. »Macht Buch bereit, einen Pfeil in die Luke zu schießen und den zu treffen, der gerade dort sitzt, sobald ich den Befehl dazu gebe. Aber wartet unbedingt den Befehl ab, und betet zu Gott, daß ich nicht gezwungen bin, ihn zu geben!«

»Natürlich«, antwortete Alcher, ohne seine Augen von dem Ziel abzuwenden. Die dunkle Öffnung in der Wand über der Stalltür war jetzt deutlich zu sehen.

Als Cadfael wieder an der Rückseite des Stalls stand, war das Lüftungsloch nicht mehr vergittert, sondern eine kleine, quadratische Öffnung unter dem Giebel. Die Gitterstäbe lagen unten im hohen Gras. Liliwin hatte einen Arm durch die Öffnung gestreckt und schob so leise wie möglich das Heu beiseite, damit er hineinkriechen konnte. Alles hing jetzt davon ab, daß Rannilt keine unbedachte Bewegung machte oder gar aufschrie, wenn er sich ihr von hinten näherte. Es war jetzt höchste Zeit, vorn für so viel Ablenkung wie möglich zu sorgen



– am besten vielleicht durch Drohungen. Aber Cadfael konnte nicht anders als mit angehaltenem Atem zusehen, wie Liliwin Kopf und Schultern durch die Öffnung schob, die kaum groß genug für ihn schien, und den Rest seines Körpers in einer gewandten, fließenden Bewegung nachzog. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Cadfael eilte um das Gebäude herum zu einem Punkt, an dem man ihn von der Luke aus nicht sehen konnte, und winkte Beringar zu, zum Zeichen, daß der Augenblick der größten Gefahr gekommen war. Alcher sah das Signal vor Beringar, spannte seinen Bogen und kniff die Augen zusammen, um sein Ziel – ein dunkelbraunes Wams mit einem helleren Gesicht darüber – besser erkennen zu können. Hinter ihm stieg die Sonne gerade über den Horizont, und ihre ersten Strahlen fielen auf den Dachgiebel. In einer Viertelstunde würde ihr Licht in die Luke fallen, und dann würde der Pfeil sein Ziel nicht verfehlen.

»Iestyn«, rief Beringar und winkte den Männern, die ihm am nächsten standen, einige Schritte vorzutreten, »Ihr habt eine Nacht Bedenkzeit gehabt. Nehmt jetzt Vernunft an und kommt freiwillig heraus! Ihr seht ja, daß Ihr uns nicht entkommen könnt, und Ihr seid sterblich und müßt essen wie alle anderen Menschen auch. Dieser Stall ist keine Freistatt, und Ihr genießt keine vierzig Tage Asyl.«

»Auf uns wartet nur der Galgen«, schrie Iestyn zurück, »das wissen wir nur zu gut. Aber wenn das unser Ende sein soll, dann schwöre ich Euch, daß das Mädchen vor uns sterben wird, und für ihren Tod tragt Ihr die Verantwortung.«

»Das sagt *Ihr*, und Ihr nehmt den Mund reichlich voll! Eure Frau ist vielleicht nicht so erpicht darauf, zu töten oder zu sterben. Habt Ihr sie schon gefragt? Oder seid Ihr es, der zu bestimmen hat? Kommt her, Meister Aurifaber«, rief Beringar und winkte. »Kommt und sprecht mit Eurer Tochter. Es ist noch nicht zu spät – vielleicht hört sie auf Euch.«

Er wollte sie reizen, er wollte, daß sie beide an die Luke kamen, um ihren Belagerern ihre Verachtung

entgegenzuschleudern, und ihre Gefangene unbeaufsichtigt ließen. Nichts übereilen, nichts übereilen, dachte Cadfael und biß sich auf die Fingernägel. Der Junge braucht noch ein paar Minuten...

Vorsichtig arbeitete Liliwin sich durch das Heu vor. Er hatte Angst, der würzige Staub, der ihm in die Nase stieg, könne ihn niesen lassen und ebenso sehr fürchtete er, ein zu lautes Rascheln könne seine Anwesenheit verraten. Irgendwo vor sich und ganz nahe jetzt hörte er das Rascheln von Rannilts Bewegungen, und er betete, es möge die Geräusche überdecken, die er selbst machte. Bald darauf sah er, als er durch das Heu spähte, die Umrisse ihres zusammengesunkenen Oberkörpers gegen das bleiche Morgenlicht. Behutsam vergrößerte er den Tunnel, den er gemacht hatte, damit er sie an seine Seite ziehen und an sich vorbeikriechen lassen konnte, so daß sie die Öffnung an der Rückseite des Stalls als erste erreichte. Iestyn lehnte sich gerade hinaus und schrie wütende Verwünschungen und Drohungen, sah sich aber nicht um.

Wo die Frau war, konnte Liliwin weder hören noch sehen, denn sie schwieg. Aber wenn die dort draußen die richtigen Worte fanden, mußte zumindest die Hälfte ihrer Aufmerksamkeit bei ihrem Geliebten sein. Und hier auf dem Heuboden war es glücklicherweise noch immer dunkel.

Seine Hand tastete sich vor und fand Rannilts nackten Unterarm. Sie zuckte zusammen, machte aber kein Geräusch, und einen Augenblick später hatte er ihre Hand genommen und drückte sie. Da erkannte sie ihn. Sie stieß einen leisen, tiefen Seufzer aus und erwiderte den Druck seiner Hand. Sanft zog er sie zu sich, und Zoll für Zoll kroch sie näher und in die Höhlung im Heu, die er für sie gemacht hatte. Sie war jetzt neben ihm. Eine dünne Schicht Heu verdeckte ihn, und auch sie war bereits zur Hälfte im Heu verschwunden. Susanna und Iestyn ahnten noch immer nicht, was sich hinter ihrem Rücken abspielte. Liliwin schob Rannilt weiter – sie sollte die Öffnung und das Seil als erste erreichen, während er auf Susanna und

lestyn achtete. Die Stimmen vor dem Stall klangen laut und fordernd, und lestyn, der vor Wut und Müdigkeit außer sich war, antwortete mit Beleidigungen. Plötzlich rief Susanna, die glücklicherweise anscheinend neben ihrem Geliebten stand:

»Ihr Toren, glaubt Ihr vielleicht, daß es auf Erden noch eine Macht gibt, die uns trennen kann? Ich stehe zu lestyn wie er zu mir steht, ich verachte Eure Versprechen und Drohungen ebenso sehr wie er. Ihr wollt, daß mein Vater mit mir redet? Nun gut, er soll hören, was ich ihm schulde und was ich ihm wünsche. Von allen Menschen hasse ich ihn am meisten! Er hat mich zu einem wertlosen Ding gemacht, und so habe ich auch für ihn keine Verwendung mehr. Ob er es wohl wagt, zu sagen, ich sei nicht mehr seine Tochter? *Ich* bin es, die sagt, daß er nicht mehr mein Vater ist, daß er mir nie ein Vater war. Mag man ihm in der Hölle geschmolzenes Gold in den Rachen gießen, bis seine Kehle und sein Bauch zu Asche verbrannt sind...«

Während sie diese Worte hinabschleuderte, mit einer Stimme, die so metallisch und schneidend klang wie ein Schwert, schob Liliwin Rannilt durch den Tunnel im Heu auf die Öffnung und das Seil zu. Alle Vorsicht war jetzt vergessen, denn wenn sie diesen Augenblick nicht nutzten, war vielleicht alles verloren.

Es war lestyns feines Ohr, dem, trotz Susannas lautstarkem Wutausbruch, das plötzliche heftige Rascheln des Heus nicht entging. Er fuhr herum, stieß, als er Liliwin sah, einen Wutschrei aus und sprang auf, um den Fluchtversuch zu vereiteln. Der erste Sonnenstrahl, der durch die Luke fiel, ließ eine Messerklinge aufblitzen.

Beringar verstand sofort, was das zu bedeuten hatte. »Schießt!« rief er, und Alcher, dessen Ziel jetzt von der Sonne beleuchtet war, ließ seinen Pfeil von der Sehne schnellen. Er war für lestyns Brust bestimmt gewesen und wäre, hätte er den Rücken getroffen, nicht weniger tödlich gewesen. Aber Beringars Befehl war Susanna, trotz ihrer leidenschaftlichen Tirade, nicht entgangen. Sie stieß, eher aus Wut als aus Angst, einen Schrei aus, sprang auf, und stellte sich mit

ausgebreiteten Armen vor die Luke, um den Körper ihres Geliebten zu decken.

Beim ersten Schrei hatte Liliwin Rannilt vorwärtsgestoßen und war aufgesprungen, um sich zwischen sie und die Gefahr zu stellen. Iestyn sprang auf ihn zu; der gezückte Dolch reflektierte die Sonnenstrahlen und ließ Lichtpunkte auf dem Dach des Stalls tanzen. Die Klinge zielte auf Liliwins Herz, als Susannas Schrei Iestyn innehalten und erschauern ließ. Er bäumte sich auf wie ein Pferd, das in vollem Lauf gezügelt wird, und die Spitze des Messers fuhr ungezielt nieder und ritzte Liliwins Unterarm. Einige Blutstropfen fielen ins Heu.

Sie sank in sich zusammen wie ein Schneemann bei Tauwetter. Die Wucht des Pfeils, der sie in der linken Brust getroffen hatte, hatte sie herumgerissen, und nun brach sie langsam zusammen. Ihre Hände umklammerten den Schaft des Pfeils, und ihre weitaufgerissenen, umwölkten Augen waren auf ihren Geliebten gerichtet, für den der Pfeil bestimmt gewesen war. Liliwin, der benommen zusah, wie Iestyn zu ihr eilte und sie in die Arme nahm, sagte später, sie habe gelächelt. Aber seine Erinnerungen waren wirr und durcheinander und was ihm hauptsächlich im Gedächtnis haften geblieben war, war der schreckliche Schrei der Verzweiflung und des Schmerzes, von dem der Stall widerhallte. Das Messer wurde beiseite geschleudert und blieb zitternd in den Bohlen des Bodens stecken. Wehklagend fing Iestyn seine Geliebte auf und sank mit ihr zu Boden. An dem senkrecht aufragenden Schaft des Pfeils vorbei versuchten sie sich zu umarmen, und an ihren letzten Kuß erinnerte sich Liliwin sein Leben lang mit Schmerz und Mitleid.

Liliwin erwachte aus seiner Benommenheit, weil er rasch handeln mußte. Er nahm Rannilt an der Hand, zog sie von dem Gitterfenster, das sie nun nicht mehr brauchten, fort und ließ sie hinter sich die Leiter hinuntersteigen. Unten stampften die gesattelten Pferde auf – der Lärm der Nacht hatte sie unruhig gemacht. Liliwin mußte all seine Kraft aufbringen, um die schweren Balken, mit denen die Tür verriegelt war,

hochzuheben. Die Morgensonne beschien nur sein Gesicht, als er die schweren Türflügel aufstieß und Rannilt hinausführte.

Als sie hinaustraten, stürmten die Männer des Sheriffs in den Stall. Liliwins und Rannilts Aufgabe war erledigt. Mit einem Dankgebet schloß Bruder Cadfael sie in die Arme und geleitete sie zu einer kleinen, grasbewachsenen Erhebung, wo sie sich dankbar niedersetzten und die Maienluft tief einsogen. Langsam wandten sie sich einander zu, sahen sich an und lächelten, als seien sie gerade aus einem Traum erwacht. Glückliche sanken sie sich in die Arme.

Hugh Beringar hatte die Leiter als erster erreicht und stieg zum Heuboden hinauf. Sein Unteroffizier folgte ihm auf den Fersen. Der Streifen Sonnenlicht war heller und breiter geworden und blendete die Männer, die aus dem Zwielflicht des Stalles hinaufstiegen. Iestyn kniete am Boden und hielt Susanna zärtlich in seinen Armen. Der Pfeil hatte sie durchbohrt, seine Spitze war an der Schulter wieder ausgetreten. Über ihren Augen lag bereits ein Schleier, als sei sie dabei einzuschlafen, aber sie wandte ihren Blick nicht vom Gesicht ihres Geliebten ab, das zu einer Maske des Schmerzes und der Verzweiflung erstarrt war. Als der Unteroffizier seine Hand auf Iestyns Schulter legen wollte, winkte Hugh ihn fort.

»Laßt ihn«, sagte er leise. »Er wird nicht versuchen zu fliehen.« Für ihn gab es keine Zukunft mehr, keinen Ort, zu dem er hätte fliehen können, und niemanden, der ihn begleitet hätte. Alles, was er liebte, lag in seinen Armen und würde nicht mehr lange bei ihm sein.

Ihr Blut war an seinen Händen, auf seinen Lippen und Wangen, mit denen er sie verzweifelt liebkost hatte, als könne er damit alles ungeschehen machen. Er hatte jetzt aufgehört, sie zu küssen; er kauerte nur bei ihr, hielt sie in seinen Armen und sah, wie ihre Lippen versuchten, die Worte zu formen, mit denen sie alle Schuld auf sich nehmen und ihn freisprechen würde. Aber es gelang ihr nicht, und dann hörten die Lippen auf

sich zu bewegen. Ihre glasigen grauen Augen blickten starr und leer.

Erst jetzt legte Beringar ihm die Hand auf die Schulter. »Sie ist tot, Iestyn. Laßt sie und kommt mit uns. Ich verspreche Euch, daß sie ordentlich hergerichtet nach Hause gebracht werden wird.«

Iestyn legte sie ins Heu und stand langsam auf. Die Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen das kleine Bündel, das Susanna mitgebracht hatte. Sein Blick fiel darauf, und seine Augen weiteten sich. Er hob das Bündel auf und warf es durch die Luke hinaus auf die Wiese, wo es aufplatzte und sein Inhalt sich golden und silbern funkelnd ins Gras ergoß.

Ein verzweifelter Schrei entrang sich Iestyns Kehle und stieg in den blauen, wolkenlosen Himmel:

»Und dabei hätte ich sie auch genommen, wenn sie nur ein einziges Kleid besessen hätte!«

Draußen ertönte wie ein Echo ein zweiter, entsetzter Schrei. Auf Händen und Knien kauerte Walter Aurifaber im Gras und klaubte fieberhaft sein Gold auf.

*Danach*

Im hellen Licht des Morgens brachten sie die Lebenden wie die Toten nach Shrewsbury zurück: Iestyn, der jetzt stumm und gleichgültig war, in die Burg; Susanna, die in dieser Welt keine Strafe mehr zu befürchten hatte, in das Haus ihres Vaters, in dem man in Kürze drei Generationen gleichzeitig zu Grabe tragen würde. Benommen folgte Walter Aurifaber dem Zug. Er drückte seinen wiedererlangten Schatz an sich und betrachtete den Leichnam seiner Tochter mit einem leicht verwirrten Stirnrunzeln, als könne er sich, hin und her gerissen zwischen Gewinn und Verlust, nicht entscheiden, welches von beiden er empfinden sollte. Immerhin hatte sie ihn ja beraubt und zuletzt noch geschmäht, und der einzige wirkliche Verlust, den er erlitten hatte, war der einer fähigen Wirtschafterin, und diese Stelle hatte ja jetzt eine andere eingenommen. Und da Daniel sich nun gewiß auf seine Pflichten besinnen und einen gewissen Stolz auf seine Kunst als Goldschmied entwickeln würde, sollte es wohl möglich sein, das Geld für einen Gesellen zu sparen. Vor welche Konflikte Walter Aurifaber sich auch gestellt sah – es würde sicher nicht lange dauern, bis sie zu seiner Zufriedenheit gelöst waren.

Und was die beiden geretteten Liebenden betraf, die sich wortlos ansahen und an den Händen hielten, so nahm Cadfael sie unter seine Fittiche. Eingedenk der Regeln des Anstandes und der Sitte, eingedenk auch Prior Roberts Mißbilligung und der Strenge, mit der Abt Radulfus auf die Einhaltung der Ordensregeln achtete, hielt er es für angebracht, mit Hugh Beringar zu sprechen und die Hilfe seiner Frau in Anspruch zu nehmen. Aline hieß Rannilt herzlich willkommen und war mit Freuden bereit, sie mit allem auszustatten und in allem zu unterrichten, was eine Braut besitzen und wissen sollte, und alles zu tun, damit ihre ganze Schönheit, die bis dahin

verborgen und unbeachtet geblieben war, sich voll entfalten konnte.

»Denn wenn du vorhast, sie mit dir zu nehmen«, sagte Cadfael, als er mit dem widerstrebenden jungen Mann über die Brücke auf das Torhaus zuing, »dann solltest du sie hier heiraten, wo es genug beschämte Bürger gibt, die nur zu bereit sind, euch Hochzeitsgeschenke zu machen, als Wiedergutmachung für das Unrecht, das sie dir zugefügt haben. Es ist nicht nötig, weltliche Gaben zu verschmähen, sofern sie nur ehrlichen Herzens gegeben werden. Und du wirst denen, die euch etwas schenken, einen Gefallen tun, denn das gibt ihnen eine Gelegenheit, ihr Gewissen zu beruhigen. Komm also mit ins Kloster, und sei nicht mißmutig, daß die Hochzeit noch eine Woche warten muß. Schließlich würde es nicht sehr gut aussehen, wenn du die Hochzeitsnacht mit Rannilt auf der Steinbank im Vorbau verbringen würdest.« Oder hinter einem Altar, fügte er in Gedanken hinzu: »Bei Hugh Beringars Frau ist sie gut aufgehoben, und wenn ihr dann heiratet, werdet ihr den Segen der ganzen Stadt haben.«

Cadfael sollte recht behalten. Sobald die Wahrheit sich auf dem Markt, in den Geschäften und auf den Straßen verbreitet hatte, bekam ganz Shrewsbury ein schlechtes Gewissen gegenüber Liliwin. AU jene, die allzu voreilig in ihm den Schuldigen erblickt hatten, nutzten nun die Gelegenheit, ihm kleine Geschenke zu machen. Dem Vorsteher der Bürgerschaft, der Liliwin nie eines Verbrechens beschuldigt hatte, fiel der traurige Zustand auf, in dem sich das einzige Paar Schuhe des jungen Mannes befand, und er beschloß, Liliwin mit einem neuen Paar auszustatten, damit er seinen Weg um so bequemer fortsetzen könne. Die anderen Kaufleute und Handwerker verstanden den Wink. Die Schneider taten sich zusammen und kleideten ihn neu ein. Er würde die Stadt besser gekleidet verlassen, als er es je gewesen war.

Aber das schönste Geschenk von allem kam von Bruder Anselm.

»Nun, da du nicht bei uns bleiben und das Mönchsgelübde ablegen willst«, sagte der Vorsänger aufgeräumt, »habe ich dir



hier deinen Rebec gebracht, und einen schönen Lederbeutel, damit er nicht gleich wieder beschädigt wird. Ich bin sehr zufrieden mit meiner Arbeit – sie ist besser geworden, als ich zu hoffen gewagt hatte, und du wirst feststellen, daß er wieder sehr schön klingt, obwohl ihm doch so übel mitgespielt worden ist.« Und während Liliwin seinen Schatz mit einer Freude an sich drückte, die weit größer war, als wenn der Beutel mit Gold und Silber gefüllt gewesen wäre, fügte Anselm streng hinzu: »Aber denk daran, was ich dir über das Lesen und Schreiben von Musik beigebracht habe. Du darfst nie vergessen, was du gelernt hast. Ich will mich meines Schülers nicht schämen müssen, wenn du eines Tages wieder einmal hier vorbeikommst und uns besuchst. «

Liliwin dankte ihm überschwenglich und machte Versprechen, die er vielleicht nie würde halten können, die aber dennoch aus ganzem Herzen kamen.

Sie wurden am Gemeindealtar, an dem Liliwin zwei Wochen zuvor Zuflucht gesucht hatte, von Vater Adam, dem Priester der Klostersiedlung, getraut, in Anwesenheit von Hugh und Aline Beringar, Bruder Cadfael, Bruder Oswin, Bruder Anselm und einigen anderen Klosterbrüdern, die Sympathie für ihren scheidenden Gast empfanden. Abt Radulfus gab ihnen seinen Segen. Danach, als sie ihre Hochzeitskleider eingepackt und die Kleider aus grobem Stoff angelegt hatten, in denen sie sich auf den Weg machen wollten, suchten sie Hugh Beringar und Bruder Cadfael auf, die in der Halle des Gästehauses des Klosters saßen.

Liliwin sprach für sie beide. »Wir werden bald aufbrechen, damit wir noch bei Tageslicht Lichfield erreichen. Aber bevor wir gehen, haben wir noch eine Frage... Die Gerichtsverhandlung ist erst in einigen Wochen, und wir werden vielleicht nie erfahren, wie sie ausgegangen ist. Er wird doch nicht zum Tode verurteilt werden, oder?«

Sie besaßen so wenig, diese beiden, auch wenn es weniger war, als sie je ihr eigen hatten nennen können – und doch

hatten sie so viel, daß sie es sich leisten konnten, Mitleid zu empfinden. »Wollt Ihr nicht, daß er hängt?« fragte Beringar. »Er hätte dich umgebracht, Rannilt. Oder bist du jetzt, wo alles vorbei ist, anderer Ansicht?«

»Nein«, antwortete sie einfach. »Ich glaube, er hätte es getan. Sie jedenfalls hätte mich getötet. Aber ich will nicht, daß man ihn hängt. Und auch ihren Tod wollte ich nicht. Er wird doch nicht zum Tode verurteilt werden, oder?«

»Ja, wenn meine Stimme Gewicht hat. Was immer er getan haben mag – er hat nicht getötet, und das, was er gestohlen hat, ist wieder bei seinem rechtmäßigen Besitzer. Er tat, was sie ihm befahl. Ich glaube, ihr könnt euch beruhigt auf den Weg machen«, sagte Beringar sanft. »Man wird ihn nicht zum Tode verurteilen, und er wird darüber hinwegkommen. Er ist jünger, als sie es war. Vielleicht heiratet er eine andere, auch wenn die Liebe zu ihr nicht so groß sein wird wie zu Susanna.«

Was dieses tragische Paar betraf, so mochte es vieles geben, was auch weiterhin im Dunkeln bleiben würde, aber Rannilt hatte mit eigenen Augen gesehen, welch eine tiefe, verzweifelte Liebe die beiden verband.

»Vielleicht beschließt er sein Leben als angesehener Handwerker mit Frau und Kindern«, fuhr Beringar fort. Mit Kindern, die in Frieden geboren werden und nicht, wie Susannas Kind, im Mutterleib sterben würden. Im dritten Monat schwanger, hatte der Arzt gesagt. Selbst wenn sie die Gelegenheit, die sich durch die Hochzeit ihres Bruders bot, nicht genutzt hätte, hätte sie mit ihrer Flucht in die Freiheit nicht mehr lange warten dürfen.

»Er hätte sich für sie geopfert«, sagte Liliwin ernst, »und dasselbe gilt für sie. Und dann ist sie auch für ihn gestorben. Ich habe es gesehen. Wir beide haben es gesehen. Sie wußte, was sie tat. Das muß vor Gericht doch Gewicht haben.«

So würde es wohl sein. Aber was gewiß noch schwerer wog, waren das Mitleid, und die Gebete zweier junger Menschen, die man so schlecht behandelt hatte und die dennoch so großherzig waren. Wie sollte das nicht Gewicht haben?

»Kommt«, sagte Bruder Cadfael, »wir werden euch noch bis zum Tor bringen und euch eine gute Reise wünschen. Möge Gott mit euch sein!«

Und so gingen sie, voller Glück und Hoffnung. Liliwin hatte sich stolz den neuen Lederbeutel mit seinem Rebec über die Schulter gehängt. Vor ihnen lag ein hartes, unsicheres Leben: Vor ihm, dem wandernden Spaßmacher, der auf Märkten, Jahrmärkten und in kleineren Herrenhäusern auftrat, und vor ihr, die ihn zweifellos bald mit ihrem klaren, hellen Gesang begleiten und zu seinen Liedern tanzen würde. Und das bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit... Aber mit etwas Glück würden sie einen freundlichen Gönner finden, der sie den Winter über beherbergte und ihnen einen Platz am Feuer anwies. Wenigstens würden sie nie mehr getrennt sein.

»Glaubt Ihr wirklich«, fragte Cadfael, als die beiden ihren Augen entschwunden waren, »daß auch Iestyn noch ein Leben vor sich hat?«

»Ja – wenn er über das, was geschehen ist, hinwegkommt. Niemand wird darauf drängen, daß man ihn zum Tode verurteilt. Er wird ins Leben zurückkehren, nicht weil er will, sondern weil er muß. Er hat eine Kraft in sich, die sich in dem, was geschehen ist, nicht verbraucht hat. Vielleicht wird er noch einmal lieben – wenn auch nicht so heftig, wie er Susanna geliebt hat–, und dann wird er heiraten und Kinder haben.«

»Und sie vergessen?«

»Habe ich das gesagt?« sagte Hugh und lächelte.

»Selbst das Schlechteste, das sie getan hat«, sagte Cadfael nachdenklich, »ist aus etwas entstanden, das das Beste in ihr hätte hervorbringen können, wenn man es nicht hätte verkümmern lassen. Ihr ist viel Unrecht zugefügt worden.«

»Alter Freund«, sagte Hugh und schüttelte langsam den Kopf, »ich bezweifle, daß es Euch gelingen wird, Susanna in die Schar der Geretteten einzureihen. Sie hat ihre Entscheidung getroffen, und hätte sie sich vor Gericht verantworten müssen, dann hätte sie nicht auf Gnade rechnen können. Aber ich nehme an«, sagte er, als er das noch immer

nachdenkliche und zuversichtliche Gesicht seines Freundes sah, »Ihr werdet mir darauf antworten, daß die Gnade und Barmherzigkeit Gottes größer ist als die der Menschen.«

»Ich hoffe und bete, daß es so ist«, sagte Bruder Cadfael ernst und feierlich, »denn sonst ist jeder von uns, sonst sind wir alle verloren.«